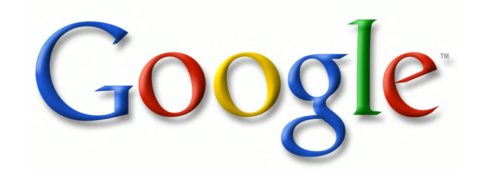
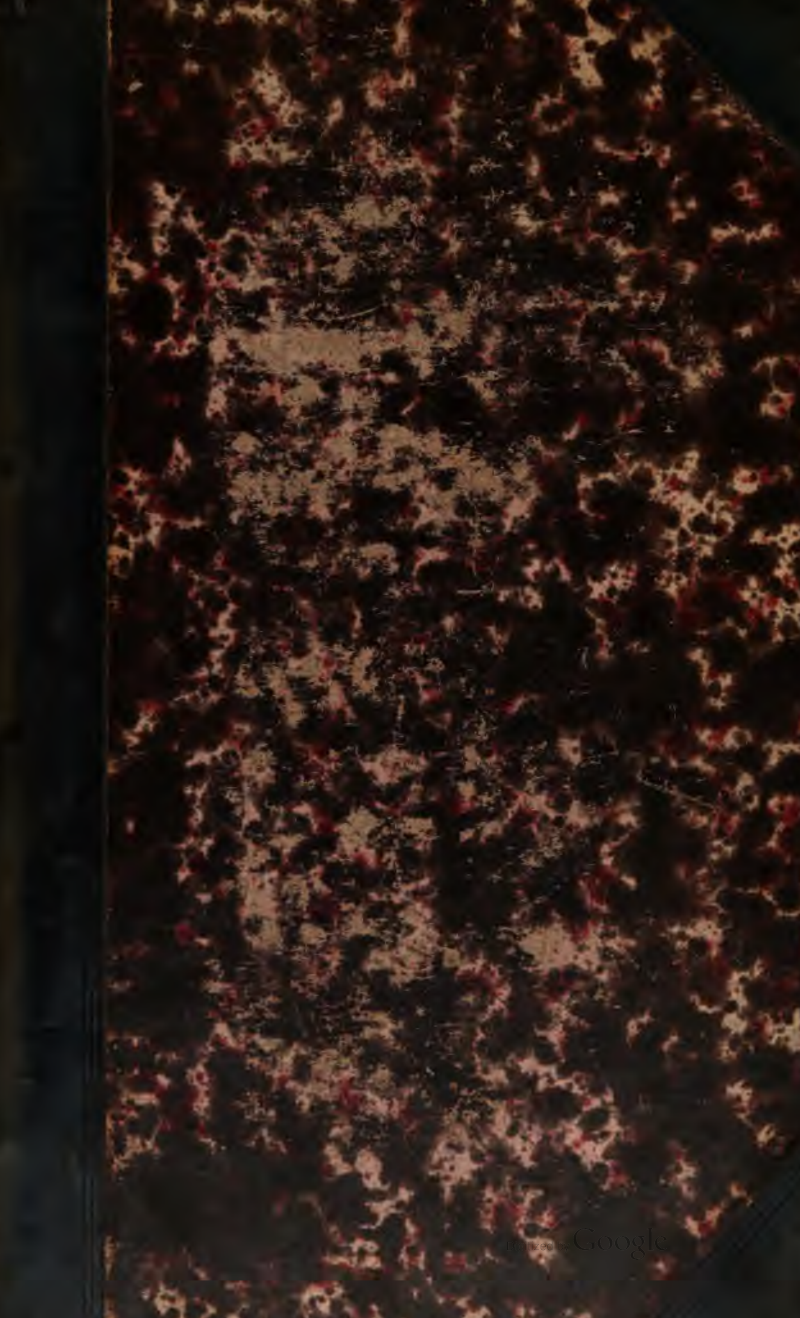





Harvard College
Library
VE RI TAS
FROM THE BEQUEST OF
SUSAN GREENE DEXTER







August Lewald's
gesammelte Schriften.

In einer Auswahl.

Siebenter Band.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1845.

Ein Menschenleben.

Von

August Lewald.

Siebenter Theil.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1845.

Inhalt.

Paris.

Einleitung.

So hatte ich mir denn für immer die Schminke von den Wangen gewischt; hinter mir lagen viele Träume und Hoffnungen und ich setze hier mit Wehmuth hinzu: sie waren mir die schönsten meines Lebens. Der Vorhang fiel zu und das Drama war aus, dessen Scenenwechsel nicht ohne Interesse und heftige Bewegung gewesen, dessen Schluß aber unbefriedigend war. So sieht der Mensch, der sich ohne verständige Prüfung in neue Lebensbahnen wagt, der seine Versuche an sich selbst vornimmt, eine Illusion nach der andern schwinden und tritt, wenngleich bereichert durch Erfahrung, immer ärmer und zweifelvoller wieder an einen Anfang hin.

Ich sah Paris nach funfzehn Jahren wieder; verändert im Innern und Aeußern. Damals jung, voll unbestimmter Erwartungen und mit nur halbbewußten Foderungen an das Leben; durch die allgemeine Bewegung, welche die Welt ergriffen hatte, ganz unerwartet aus einem träumerischen, poetischen Stillleben aufgerüttelt, aus gewohnten, geliebten Verhältnissen herausgerissen, in ein Gewirre neuer Elemente versetzt, die sich mit den angeborenen und erwor-

benen Fähigkeiten auf die bizarrste Weise durchkreuzten. Wie erschien mir damals Paris? Ich jagte, ein zwanzigjähriger Jüngling, dem Genusse nach; ich genoß die Freuden, welche diese Stadt in so vollem Maße Demjenigen bietet, der sie sucht und der sich, gesund an Seele und Körper, ihnen unbesorgt überlassen darf. In dieser Beziehung hatte ich keinen Verlust zu betrauern. Ich hatte mich nicht verloren.

Jetzt erwarteten mich geliebte Freunde dort und ich dachte daran, mir einen dauernden Wohnsitz in Paris zu erwerben. Ich hatte den Wünschen dieser Freunde nachgegeben und Einiges von meinen Aufzeichnungen veröffentlicht. Es war nicht ohne Theilnahme aufgenommen worden. Mein Vorrath reichte noch hin und wenn neue Anschauungen hinzukämen, so dachte ich ihn mit einigem Geschicke wohl bereichern zu können. Bald nach der Revolution von 1830, knüpften sich viele Fäden aus Frankreichs Hauptstadt an deutsches Leben; der Gedanke, eine deutsche Zeitschrift in Paris für Deutschland erscheinen zu lassen, lag nahe. Damals hätte dies Unternehmen, das später oftmals versucht, nie die Probe bestanden hat, vielleicht für eine Zeit lang glücken können. Alle Bedingungen waren anders. Der Plan, von mir entworfen, fand Beifall und es waren bald Actionäre da, um die nothwendigen Kosten zu decken. Zu gleicher Zeit gelangte manche Auffoderung an mich, die Pariser mit unserer dramatischen Kunst bekannt zu machen. Man wollte den damals in Frankreich zuerst genannten Faust in der Ursprache, von deutschen Schauspielern, dargestellt sehen, man wollte sich dem Eindrucke überlassen, den die phantastische Romantik — wie sie sich ausdrückten — auf sie üben würde. Für einen gewöhnlichen Theaterdirector, der mit irgend einer fertigen Gesell-

schaft aus Köln, Aachen oder sonst woher, herbeigezogen wäre, würde ein solches Unternehmen mehr als zweifelhaft gewesen sein, vom reinartistischen, mehr aber noch vom literarischen Standpunkte erfaßt und ausgeführt, konnte ein Erfolg fast mit Gewißheit vorausgesehen werden.

Während ich nun nach der einen Seite das Geschäft der Zeitschrift in's Reine zu bringen suchte, setzte ich mich nach der andern mit den deutschen Künstlern in Verbindung und hatte das Vergnügen, daß Alle meiner Auffoderung entsprachen. Mad. Schröder und Mad. Rettich, Karl und Emil Devrient, Marr, Urban, Jerrmann, der sich damals in Paris befand, und einige Andere hatten bereits zugesagt. In Paris war die Presse schon vollständig in's Interesse gezogen worden; der Moniteur brachte einen Artikel von der bevorstehenden Eröffnung des deutschen Schauspiels und nannte bei dieser Gelegenheit unsere Sophie Schröter: la première tragédienne de l'époque. Die vornehme Gesellschaft, selbst der König, erklärten sich ein Abonnement zu nehmen und Alles verhieß den besten Fortgang, als plötzlich die Cholera hereinbrach und das Begonnene mit einem Male zu einer Unmöglichkeit machte. Für den Augenblick war an nichts mehr zu denken; alle Köpfe waren voll ängstlicher Besorgniß; die abscheuliche Krankheit kehrte die Blicke zu sehr auf die gemeinsten Gegenstände, als daß sie sich noch auf etwas Anderes hätten richten können; ein deutsches Theater und eine deutsche Zeitschrift lagen für Jeden gleich weit weg vom Wege. Man mußte die gehegten Vorhaben aufgeben. Diese Vereitelung zweier durch viele Monate vorbereiteter Unternehmungen, verstimmte mich; hiezu kam noch, daß einige meiner Freunde, die ich täglich zu sehen pflegte, Paris verließen; dies Alles und das Elend, das man täglich vor Augen

hatte, bestimmte mich nach Deutschland zurückzukehren, um bei günstiger Gelegenheit, wenn sie sich bieten sollte, eine neue Reise nach Paris zu unternehmen, um zu versuchen, ob sich die alten, nun so plötzlich abgerissenen Beziehungen, wieder anknüpfen lassen würden.

Ich ging vorerst nach München, wo ich zwei Jahre verweilte und von wo ich eine Reise nach Tyrol und eine andere nach Venedig unternahm. Dann ging ich nach Stuttgart, ohne Absicht, dort zu bleiben und lediglich um ein paar Bücher, die mittlerweile entstanden waren, dem Drucke zu übergeben.

Was hier nun zunächst folgt, sind die Ergebnisse meines pariser Aufenthalts.

Die polnische Revolution hatte alte Erinnerungen an dortige Zustände in mir erweckt und es drängte mich sie niederzuschreiben. Das Andere sind Erlebnisse; Anschauungen und Eindrücke, die ich in Paris empfing. Den Schluß bilden einige Novellen, die durch äußere Anregungen hervorgerufen wurden. Der Einfluß, den die neuere Literatur Frankreichs darauf übte, ist unverkennbar und wird sich hoffentlich entschuldigen lassen.

Ueber eine Einschaltung, welche ich in die bis jetzt beobachtete chronologische Folge eindrängte, habe ich mich zu rechtfertigen. Ich meine die pariser Tabletten aus dem Jahre 1836, die auf meiner letzten Reise nach Paris, die ich von Stuttgart aus dahin machte, von mir aufnotirt wurden. Allein ich glaubte diese hier einschalten zu müssen, weil sie dazu dienen, mein Album einigermaßen zu ergänzen, und es mir nicht statthaft erschienen wäre, später wieder auf denselben Gegenstand zurückzukommen, da sie in ihrer abgerissenen Form einen zu vereinzelten Platz gefunden haben würden.

Seitdem bin ich nicht in Paris gewesen; ich fühlte schon längst keine innere Auffoderung mehr dazu, wenn auch die äußern sich oft boten. Die Verhältnisse sind dort wie hier andere geworden. Was sonst die Wißbegierde reizte, ist jetzt eine tief ausgefahrene Bahn und Manches, was ich noch der Aufzeichnung werth hielt, mag wol jetzt seiner Unwichtigkeit wegen von Vielen belächelt werden. Anderer Umstände nicht zu gedenken. Die Mittheilungen, die ich mache, wollen daher nur als Anschauungen einer bestimmten Persönlichkeit und eines bestimmten Zeitraumes betrachtet sein und machen keine höhern Ansprüche.

Przebracki.

Ein Zeitbild.

„Unsere Verbindung endigt nur der Tod!" —

1.

In einem kleinen polnischen Grenzstädtchen trat ein Mann vor die Thür der jüdischen Branntweinschenke, der von einer weiten Fußreise zu kommen schien. Sein Anzug, von der grünen Jagdmütze bis zu den, nach dem neuesten pariser Schnitte geformten Stiefeln, schien einem Manne der feinen Welt anzugehören, und obgleich mit Schmuz und Staub bedeckt, konnte man doch die guten Stoffe des Anzugs leicht erkennen. Diesem Allen entsprach das Gesicht des Mannes, das, trotz der Blässe, regelmäßig zu nennen war und im ruhigen Zustande auch wol anziehend sein mochte. Jetzt jedoch spielte um den Mund der Ausdruck einer vorwärts strebenden Bangigkeit, und die Augen schossen ihre Blicke flüchtig nach der eben überschrittenen Grenze zurück, als fürchteten sie einen Verfolger.

Der alte Jude saß in behaglichem Schmuze auf der Steinbank vor der Thür und nickte unmerklich mit dem bärtigen Haupte, als der Fremde sich zeigte.

Er bat um eine Erfrischung. Der unhöfliche Wirth wies stillschweigend mit der Hand nach der Thür und der ermattete Fremde trat über die ungastliche Schwelle.

Indem er nun in der leeren Kammer, die zur Aufnahme der Gäste bestimmt schien, auf einer leeren Bettstelle sitzend, ein Glas Kornbranntwein vor sich, auf dem als Tisch dienenden hölzernen Stuhle, seinen Gedanken nachhing, ward er plötzlich daraus durch ein lautes Reden vor der Thür gestört. Ein junger Mensch trat herein und sagte ihm, er solle sich mit seinem Passe in das Bureau der hohen Polizei begeben.

Der Fremde öffnete eine zierliche Brieftasche und zog aus mehren Papieren einen Paß hervor, den er dem jungen Menschen mit der Bitte hinreichte: er möge ihm denselben visiren lassen, da er selbst zu ermüdet sei, um auf dem Paßbureau zu erscheinen.

„Es ist nicht weit," erwiderte der Andere, „nur hier drüben, und jeder Fremde ist gehalten, seinen Paß in eigener Person abzugeben."

Am andern Ende des Hausflurs befand sich in einer niedrigen, eingeräucherten Stube das Bureau der hohen Polizei, in das nun der Fußreisende, man sah es ihm an, mit beklommenem Herzen trat. An der Wand, dem Eingange gegenüber, befand sich die kolossale Namenschiffre des Kaisers und zu beiden Seiten des Einganges selbst standen unbeweglich zwei riesige Kosacken mit gezogenen Pallaschen, den Dienern Jupiters gleich im gefesselten Prometheus.

Alles athmete in dem kleinen Zimmer die Macht und Gewalt des Selbstherrschers, eine Todtenstille herrschte. Aber einen fast komischen Eindruck machte es, als sich hinter dem Holztische, mit spärlichen Acten bedeckt, eine lange Gestalt im blauen Ueberrock erhob, aus deren tiefgefurch=

tem Gesichte ein Paar milde, blaue Augen unter starken, weißlichen Brauen recht freundlich hervorglänzten, und aus dessen etwas schief verzogenem Munde die gutmüthig breite sächsische Mundart sich vernehmen ließ.

Der süße Ton der Sprache von Oc konnte auf Wieland's Helden keinen belebendern Einfluß üben, als er in den Wildnissen des Libanon auf seinen treuen Knappen stieß, als das barsche: „gäben Se mer ihren Baß!" auf unsern Fremden. In derselben Mundart rief es in seinem Innern: „I Herr Je, das is ja en Sachse!" und wie ein Sonnenblick durch Wolken flog es über sein Gesicht.

Er überreichte mit dem sichern Vertrauen seinen Paß, ihn ohne Aufenthalt wiederzuerhalten, und seine Reise fortsetzen zu können.

„Nach Warschau!" fügte er hinzu, um dem ehrlichen Sachsen die Frage nach seinem Bestimmungsorte zu ersparen.

Dieser aber schien nicht darauf zu hören; das Gesicht, das eben erst eine angeborne, zuvorkommende Freundlichkeit bedeutend in die Breite gezogen hatte, fing nunmehr an, immer länger und länger zu werden. Eine grüne Quetschbrille wurde auf die rothe Nase gesetzt, und der dadurch entstehende schillernde Farbenwechsel verlieh dem häßlichen Gesichte eben keinen Reiz. Murmelnd wurde des Passes Inhalt durchflogen, dann schritt der Polizeibeamte zur Wand, wo ein Zettel klebte, der — so schien es — ein Namensverzeichniß verdächtiger Personen enthielt; kopfschüttelnd wurde der Paß aus der Hand gelegt und dann dem mit hochklopfendem Herzen harrenden Fremden eröffnet, daß er nicht weiter reisen könne. Ein durchs Fenster hereingerufener Kosack erhielt das verhängnißvolle Papier nebst einer russischen Wei-

sung, und mit dem Worte: „Pascholl!“ wurde dem Fremden angedeutet, dem Kosacken zu folgen.

2.

Auf dem ungepflasterten Marktplatze des Städtchens lag das Haus des Commandanten, aus dessen geöffneten Fenstern ein lauter Jubel scholl.

Der Capitain, dem die Commandantschaft übertragen war, ein junger, lebenslustiger Mann, suchte sich die Langeweile in dem elenden Grenzorte, so gut es ging, zu vertreiben. Er hatte eben einige Kameraden um den begeisterten Dampf einer russischen Punschbowle versammelt, der aus glühendem Stahl emporstieg, den Trinkern angenehmer denn Weihrauchdüfte.

Sie ergötzten sich an Rückerinnerungen aus dem schönen Deutschlande, das — nach ihrer Meinung — die dummen, ehrlichen Zopfmenschen nicht werth waren zu bewohnen, und dessen holdselige Mädchen sie während der letzten Feldzüge mit so mancherlei Versprechungen und andern Dingen beschenkt hatten — als die Thür sich öffnete und der Kosack, in strenger Diensthaltung, mit unserm Fremden in die fröhliche Versammlung trat. Nachdem der Kosack seinen Rapport in russischer Sprache gemacht hatte, zog er sich respectvoll zurück, indeß der Commandant sich auf französisch an den Reisenden wandte.

„So leid es mir thut,“ sagte er, „so muß ich dennoch Ihre Reise unterbrechen, bis ich auf meinen unterthänigsten Rapport aus Warschau einen Bescheid erhalten habe. Ihr Name ist mit auf einer Liste verdächtiger Personen verzeich-

net, und dies ist uns genug, Sie hier zurückzuhalten und die Anzeige höhern Orts zu machen.“

Der Fremde wollte höfliche Einwendungen machen. Er sprach von Namenähnlichkeiten, er bat, man möge, statt ihn zurückzuhalten, ihn lieber gleich nach Warschau transportiren lassen, allein seine Bemühungen blieben fruchtlos.

„Es muß hierbei sein Bewenden haben,“ bemerkte der Commandant, „so lautet die Vorschrift meiner Vorgesetzten, und ich bin nicht im Stande, daran willkürliche Aenderungen vorzunehmen. Fürchten Sie übrigens nicht,“ fügte er hinzu, „daß Sie hier wie ein Gefangener gehalten werden sollen. Sie werden eine nach hiesigem Maßstabe anständige Wohnung erhalten, und wenn es Ihnen Vergnügen macht, unsern Zirkel zu besuchen, so werden Sie uns stets willkommen sein.“

Der Fremde schien diese Höflichkeit gleichgültig hinzunehmen. Der Kosack wurde hereingerufen, erhielt eine russische Weisung, und bat den Fremden durch ein Zeichen, ihm zu folgen. Der Commandant begleitete seinen gefangenen Gast bis vor die Thür. Doch als er eben sich mit vieler Höflichkeit von ihm beurlauben wollte, erblickte er einen baumstarken Kosacken, der — gleich als ob er einen Befehl erwartete — den Kantschu in der Hand, neben einem bleichen, zitternden Menschen in Bauerntracht stand. Unter Ausstoßung eines wilden Fluches winkte der Commandant, und alsbald lag der bleiche Mensch auf den Knien im Kothe; der Kosack nahm seinen Kopf zwischen die Beine, und der Kantschu flog unbarmherzig in Doppelschlägen auf den gekrümmten Rücken.

Gleichgültig, als gehörte die haarsträubende Execution zur Tagesordnung, reichte der kleine Gewalthaber, seine höfliche Einladung noch verbindlicher wiederholend, dem

Fremden die Hand, der sich mit seinem Kosacken eiligst entfernte, um dem Geschrei des Gegeißelten zu entfliehen, das ihn straßenweit verfolgte.

3.

Am Abende desselben Tages saß der Fremde in der besten Stube der jüdischen Branntweinschenke.

Der Wirth, der so unhöflich und schnöde den freien, zu ihm eintretenden Wanderer empfing, erschöpfte sich jetzt in kriechender Höflichkeit, den russischen Staatsgefangenen zu bewirthen. So nachdrücklich lautete der Befehl des Commandanten, den der Kosack wörtlich hinterbracht hatte.

Vor dem Gefangenen stand ein mit Fischen, Geflügel und Wein wohlbesetzter Tisch. Aber Alles war unberührt, und nachdenklich starrte er auf ein weibliches Bild, das er in goldener Kapsel in seiner Hand hielt. Da wurde die Thür geöffnet, und, die lange Pfeife im Munde, trat unter vielen Entschuldigungen der Beamte vom Paßbureau herein.

„Es ist mir wahrlich sehr leid," fing er in seinem Dialecte an, den hier zu wiederholen, eben so unersprießlich als unangenehm wäre, „daß ich die unschuldige Ursache Ihres Hierseins werden mußte. Aber das ist eben meine traurige, und mit vollem Rechte sag' ichs, meine verfluchte Schuldigkeit. Das verzettelte Blatt über meinem Schreibetische enthält die Namen Derjenigen, die wir nicht passiren lassen dürfen, bevor wir nicht Allerhöchsten Ortes die Autorisation dazu erhalten haben. Das ist nun bei Ihnen auch der Fall. Ich will nicht hoffen und wünschen, daß es etwas zu sagen

haben wird, und sie werden ja am besten wissen, in wie fern Sie über die Maßregel ruhig sein können. Im Uebrigen, mein Bester, obgleich ich nicht die Ehre habe, von Ihnen gekannt zu sein, darf ich hinzufügen, daß Sie alle Freiheit genießen werden. Sie können hingehen, wohin sie wollen, das heißt, mit einer Begleitung. Sobald ich nicht du jour bin, habe ich gar nichts auf der Gottes Welt zu thun, und offerire mich selbst dazu. Auch werden sie an dem Herrn Commandanten einen ganz charmanten Mann gefunden haben — und lange kann es auch nicht währen, bis der Befehl aus Warschau hier sein wird. Drum lassen Sie sichs bei uns nicht im geringsten verdrießen."

Obgleich die Störung dem Fremden anfänglich nicht angenehm zu sein schien, so machte doch die gutmüthige Suade des alten Sachsen keinen übeln Eindruck auf ihn und der Wunsch ward rege in ihm, zu wissen, durch welch sonderbares Ungefähr der Mann in dieses Amt gekommen war.

„Sehen Sie, das will ich Ihnen gern sagen," fing er an. „Ich bin eigentlich aus Finsterwalde geboren und diente lange Jahre unter den königlichen, damals kurfürstlichen Leibgrenadieren, wo ich es bis zum Unteroffizier brachte. Als ich nun anfing steif zu werden, und meine Dienstzeit um war, kriegte ich den Abschied und lebte von meiner kleinen Pension in der Neustadt Dresden. Ich war Witwer, und mein Malchen lebte bei mir und unterstützte mich mit ihrer Handarbeit. Hören Sie, Herr, wenn das Sprüchwort jemals wahr genannt werden konnte: In Sachsen, wo die schönen Mädchen wachsen; so ist dies bei meinem Malchen der Fall gewesen. Ein feineres Stumpfnäschen und ein veilchenblaueres Auge unter Seidenwimpern haben Sie in Ihrem Leben nicht gesehen. Ach ja! wenn sie Sonntags

aus der katholischen Kirche kam, wir sind katholisch und Ihro königliche Hoheit, die Amalia, sind ihre Pathin gewesen, so machte ordentlich Alles in der Schloßgasse und auf der Brücke Spalier, um die Schönheit durchzulassen — und in Zücht und Ehren, sag' ich Ihnen — ja — das weiß der Himmel!"

Hier wischte sich der alte Grenadier-Unteroffizier eine Thräne aus den Augen. Dem Fremden schien die Erzählung wunderbar zu zerstreuen. Er hatte das Bildniß in seine Brusttasche gesteckt und blickte fest auf den Sprechenden.

„So lebten wir still und recht glücklich," fuhr der Sachse fort, „bis die Herren Russen nach Dresden kamen. Der Fürst Repnin war ein gnädiger Mann und es kam viel Geld unter die Leute. Aber wer eine schöne Tochter hatte, durfte sich vorsehen. Doch, was wußte ich davon. Ich machte, theils zum Vergnügen, theils, um etwas zu verdienen — man muß ja doch eine Beschäftigung haben — Vogelbauer — und ging fast gar nicht aus. Desto mehr mein Malchen. Sie hatte mit einem vornehmen Herrn von den Russen eine heimliche Liebschaft, und ich wußte nichts davon und merkte auch nichts, bis es mir die Nachbarin sagte. Ich stellte mein Malchen zur Rede — und sie leugnete es gar nicht — sie sagte aber, Vater, unser Glück ist gemacht, denn mein geliebter Fedor ist Graf und er meint es gut mit mir! — Sehen Sie, was wollt' ich machen? Ich fluchte zwar auf die Romane; die mein Malchen immer gern gelesen hatte, aber einen grausamen Tyrannenvater zu spielen, dazu schien mir die Zeit gar nicht mehr zu sein. Denn man muß ja immer mit der Zeit gehen, und so dacht' ich denn: wie Gott will! Malchen sagte mir immer, sie sei sehr glücklich, und wirklich hatte sich ein Wohlstand um uns verbreitet, der mir selbst ganz wohl that. Ihre Liebe hatte ihren stillen Gang fort, und wenn ich fragte,

so hieß es: nun wird er bald kommen und um meine Hand anhalten. Ja — wie gedacht, so geschehen — es ging im Stillen fort — und an dem Tage, wo die russische Treppe zur brühlschen Terrasse fertig wurde, die allerdings die Dresdner dem Fürsten Repnin zu danken haben — machte mich mein Malchen zum Großpapa — von einem russischen Grafen."

Die letzten Worte sprach der alte Mann im bitter schneidenden Tone, und machte eine Pause, während welcher er sich zu sammeln schien.

„Wie ich nun hierher und zu diesem Amte komme," fing er dann wieder an, „wird Ihnen wol jetzt kein Räthsel mehr sein. Der Graf Fedor, den ich nie gesehen hatte, war so rechtlich, als er es seinem Stande nach nur sein durfte. Er hinterließ bei dem ersten Banquierhause in Dresden eine Summe, von deren Interessen Mutter und Kind gemächlich leben konnten, und für mich alten Kerl sorgte er, indem er mich in den Staatsdienst brachte. So ward ich hierher versetzt, und muß, von Allem, was ich liebe, getrennt, ein recht elendes Leben führen. Doch man muß nicht murren. Ich bin versorgt und habe zu leben — auch sind meine hohen Obern, der Herr Commandant und die andern Herren, mit mir zufrieden."

Der Alte schwieg, rückte sein Käppchen, schenkte sich von dem dastehenden Weine ein und trank auf die Gesundheit des Fremden, saß dann noch eine Weile, als erwartete er, man werde Vertrauen mit Vertrauen wett machen. Da aber der ihm Gegenübersitzende in seinem Stillschweigen verharrte, entfernte er sich bald, eine gute Nacht wünschend.

4.

Eine schwatzhafte Polizeiperson ist für einen Staatsgefangenen stets eine Falle; unser Fremder schien dies zu kennen.

Mehre Tage vergingen und der Ruf von der Gefangennehmung eines polnischen Grafen, dessen Name eine weltgeschichtliche Celebrität erlangt hatte, verbreitete sich bald in der ganzen Gegend. Der junge russische Commandant erschöpfte sich in Artigkeiten. Bald war es eine Spazierfahrt, bald ein Schmaus, woran der Fremde Theil nehmen mußte. Mehr jedoch bemühten sich die Vornehmen, die auf ihren Schlössern in jener Gegend wohnten, dem Fremden die Dauer seiner Gefangenschaft angenehm zu machen. Oft ward er zu Gelagen und Jagdpartien eingeladen, die zwei bis drei Tage währten, und der gefällige Commandant erlaubte das gern und übte nur die Vorsicht, einen Offizier oder Beamten zur Begleitung zu beordern, der dann immer den Gefangenen richtig ins Gewahrsam zurücklieferte. So schwand nach und nach der Verdacht, der Fremde könne daran denken, sich zu befreien, und seine Bewachung wurde gänzlich dem alten sächsischen Unteroffizier übertragen.

Es war in der zweiten Hälfte des Sommers, als eine kleine Abtheilung französischer Kriegsgefangener, die noch seit dem letzten Napoleonischen Heereszuge in den Einöden Sibiriens zurückgehalten worden war und nun nach halbjährigem Marsche in die Freiheit und Heimath das Grenzstädtchen berührte. Die armen Leute waren aufgeregt und dünkten sich schon zu Hause, da sie die unfernen Pfähle sahen, wo das Reich des Selbstherrschers ein Ende hatte. Sie wähnten, jenseit jener Grenzpfähle winkten ihnen schon

deutsche Rebenhügel und ein schönerer Himmel und mildere Sitte empfinge sie dort. Sie überließen sich einer ungezügelten Lustigkeit, die der ihnen von unbekannter Hand gespendete Labetrank ihres Vaterlandes mit erzeugen half, und indem sie den Sand der Wüste von ihren Sohlen schüttelten, lagerten sie sich auf dem grünen Rasen vor der Stadt und hatten unverwehrt ihr luftiges Lager mit dreifarbigen Stücken Zeug an langen Stangen ausgeschmückt, die wie Flaggen und Wimpel hoch in der Luft weheten.

Auch unser Freund hatte dieses Lager besucht, wo heitere französische Volksweisen und Vaudevilles der pariser Theater ertönten, wo Salat, reich mit Oel getränkt, gegessen wurde und die Champagnerflaschenbatterie einen lieblichen Kanonendonner erschallen ließ.

Wer der Wohlthäter der Armen, durch den Marsch Entkräfteten war, wußte man nicht, denn die Luxusgegenstände der Tafel, die den Franzosen gespendet wurden, waren in jener Gegend selbst nicht für Geld anzuschaffen und mußten daher aus vornehmer Quelle geliefert werden.

Mochte es nun die Aufregung sein, worein ihn das lärmend bunte Treiben der Ankömmlinge versetzte, war es die feuchte Nachtluft und der auf den Wiesen aufsteigende Nebel, der in dieser Jahreszeit nachtheilig wirkte; unser Fremder spürte einen starken Fieberanfall, der ihn nöthigte, schnell seine Wohnung zu suchen und sich sogleich in ein erwärmtes Bett zu legen.

Sein alter Wächter bediente ihn nach gewohnter Sorgfalt mit Thee; und war recht böse, daß der Fieberpatient nicht im Stande war, ihm seine Vermuthungen über die Lustigkeit der Franzosen und was er sonst wol in ihrem Lager bemerkt habe, mitzutheilen. Endlich schien der An-

fall nachzulassen, der Kranke schloß die Augen und der Alte verließ das Zimmer auf den Zehen.

Nicht lange währte es, so wurde es unter der Krankenstube im Hause lebendig, der Fremde, der keineswegs schlief, sondern sich bald nach der Entfernung seines Wächters, wie in tiefem Sinnen verloren, im Bette aufgesetzt hatte, wurde durch das Aufreißen der Stubenthür erschreckt.

Der alte Sachse war's, der zu ihm hereinstürzte.

„Ein Feldjäger ist da," rief er mit ängstlichen Mienen, „Sie müssen sogleich nach Warschau, der Großfürst will Sie sehen und sprechen. Ich weiß nicht, was es zu bedeuten haben kann."

„Ich bin auch gar nicht neugierig es zu wissen," brummte unwillig der Fremde, und sein aufblitzendes Auge schien einen glücklichen Gedanken erjagen zu wollen.

Schnell sagte er mit gedämpfter Stimme zu dem Alten: „Keine Zeit ist zu verlieren — ich muß fliehen. Sein Sie mir zur Flucht behülflich und — "

Der Alte ließ ihn nicht aussprechen: „Ach Herr Je! das geht nun und nimmer!" fiel er ihm ins Wort. „Gut," sagte der Andere, „so verlassen Sie mich — ich will mich ankleiden!" „Nein, mein Herr!" rief der Beamte in Todesangst. „Wissen Sie, was Knut' und Sibirien heißt? Das führen diese Leute so im Munde, wie unser Eins Butterbrot und Schinken, gleich als gehörte es zusammen. Nein, ich darf nicht — ich wäre die unglücklichste Person — "

„Nun wolan! Lange dürfen wir nicht unterhandeln — die Zeit drängt — fliehen Sie mit mir — verlassen Sie sich auf mich — die herrlichsten Vorkehrungen sind getroffen — ich bringe Sie in Sicherheit — nach Sachsen — entschließen Sie sich schnell!" So sprach der Gefangene in

größter Hast zu dem alten Sachsen, dem das Herz zwar hoch aufpochte, wie er von der Flucht in sein Vaterland hörte, der aber vor der Gefahr zitterte, als mit Ungestüm zur Thür herein ein russischer Feldjäger stolperte, der in der Voraussetzung, daß der Gefangene nicht Russisch verstände, in gebrochenem Deutsch ihm zurief: „Bist Du Gefangener? Mußt gleich mit nach Warschau zum Großfürst!“ Auf die Entgegnung des Andern, daß er krank sei und um Aufschub bäte, schrie der Feldjäger: „Gleichviel! todt oder lebendig, Großfürst will Dich sprechen!“ und dann sagte er freundlich zum alten Sachsen, er möge ihn in die Schenke führen und indem er ihm die Backen klopfte und „Batuschka“ nannte, versprach er, in einer halben Stunde wiederzukommen, um mit seinem Gefangenen die Reise nach Warschau anzutreten.

Kaum war der Sachse, mit einem ängstlichen Blicke auf den Gefangenen, dem Russen gefolgt, um ihn zur Schenke zu führen, so sprang Jener aus dem Bette, raffte einige Papiere zusammen und warf sich in die Kleider. Dann band er die Betten in das Laken und wollte sie eben durch's Fenster in den Hof werfen, als sein Wächter zur Thür hereintrat. Eine geladene Pistole, die ihm vorgehalten wurde, zeigte demselben deutlich, daß hier an Widerstand nicht zu denken war, und ein Bestreben die Flucht des Fremden zu hindern ganz zwecklos und gefahrbringend für ihn sein würde. Er ließ diesen daher die Betten zum Fenster hinauswerfen und nachdem dieser daraufgesprungen war, machte er von der Einladung, sein Vaterland Sachsen wiederzusehen, den schnellsten Gebrauch und plumpte ohne langes Besinnen, dem Flüchtlinge nach, auf die untenliegenden Betten. Die Nacht war finster und stolpernd keuchte er hinter dem Fremden her, der sich nicht weiter

um ihn bekümmerte, aber zu seiner großen Verwunderung, den Weg keineswegs ins Freie nahm, wie er anfänglich wol vermuthet hatte, sondern geradezu auf ein großes, erleuchtetes Haus am Markte hinlief, woselbst ein Wagen, mit Sechsen bespannt, zur Abreise fertig, vor der Thür hielt.

Wie sie die Treppe hinanstiegen und in ein schönes Zimmer getreten waren, fanden sie eine hohe Dame in eleganter Reisetracht, die den Flüchtling mit großer Theilnahme empfing und, nachdem auf ihren Befehl die Bedienten ihm einen warmen Mantel umgehängt hatten, stiegen sie in den Reisewagen mit einer Gemächlichkeit, als ginge es zu einer Reise ins Bad, nicht aber als gält' es der Knute und Sibirien zu entfliehen. Der Sachse setzte sich zu dem bewaffneten Diener auf den Bock.

Mittlerweile war es aber im Städtchen lebendig geworden. Die Russen hatten die Flucht des Gefangenen bemerkt, der betrunkene Feldjäger wüthete wie besessen und drohte mit Einäscherung des verruchten Nestes, Alles wurde aufgeboten des Flüchtigen habhaft zu werden. Wo ihn aber suchen in der finstern Nacht? Man zerstreute sich mit Laternen auf den Feldern, man suchte in den Gräben und Gebüschen, man kroch unter die Brücken und Stege, dort im Sumpfe, im Teichmoore wird er sich wol verborgen halten bis zu Tagesanbruch. So dachte man; doch vergebens.

Während nun so fast die ganze Bevölkerung des Städtchens suchend umherzog, brach eine neue Verwirrung über dasselbe herein. Die betrunkenen Franzosen verließen singend ihr Lager und zogen durch die Straßen, indem sie die monarchischen Zeichen mit unzweideutigem Hohne begrüßten, hie und da Wappenschilder abrissen und ihre drei-

farbige Fetzen dafür hinpflanzten, Napoleon II. leben ließen und dergleichen Unfug trieben.

Die ganze Hölle schien losgelassen. Der arme Commandant wußte nicht, wohin er sich wenden sollte.

Da rollte der Reisewagen mit Sechsen eben zum Schlage hinaus, als der trunkene Feldjäger mit einem Haufen vom Suchen im Graben seinen Rückzug nahm.

„Stoi!“ donnerte er dem Postillon entgegen. Der aber knallte ihn um die Ohren, daß er rücklings niederfiel, vom Bock herab wurden ein Paar Pistolen abgefeuert, und die schnaubenden Pferde rissen den Wagen in scheuer Hast über die polternde Knüppelbrücke.

„Da saß er drin!“ sagte aufstehend der Feldjäger und hatte plötzlich seine ganze Nüchternheit wieder erlangt. „Wir müssen ihm nach — aber wie —“

Da unterbrach ihn eine schnell hinzugetretene Wache, die ihm im Namen des Commandanten den Säbel abfoderte und ihn in vorläufiges Gewahrsam brachte, um ihn als Gefangenen zur Untersuchung nach Warschau zu liefern.

Dies war der Schritt, den der Dienst dem armen Commandanten vorzeichnete, der sich selbst einer strengen Untersuchung und harten Bestrafung ausgesetzt sah, da ein wichtiger Staatsgefangener, den der Großfürst persönlich sprechen wollte, durch seine Unvorsichtigkeit entkommen war.

Er fertigte mit zitternder Hand den unterthänigsten Rapport ab und legte ein besonderes Gewicht auf den Umstand, daß der vom Grafen Fedor M. empfohlene alte sächsische Unteroffizier, der als Tschinownik der hohen Polizei dem Gefangenen beigegeben worden war, mit ihm entflohen sei. Hieraus wollte er eine Verbindung mit Sachsen oder mit dem genannten Grafen folgern, und hielt es für seine Pflicht, darauf hinzudeuten.

Der Unglückliche! seine klugen und wohlgemeinten Hindeutungen halfen ihm nicht. Nur einige Tage währte es und er wurde gefangen nach Warschau geführt, um eine entehrende Strafe zu dulden.

Wir verlassen aber nunmehr das polnische Grenzstädtchen, um uns nach interessantern Gegenden zu wenden, und ich glaube schwerlich wieder im Verlaufe dieser Geschichte, meine Leser dahin zurückzuführen.

5.

Während der eben erzählten Vorfälle versammelten sich in den Abendstunden, wenn Alles sich in den Gärten an den lachenden Elbufern der milden Luft nach schwülen Tagen erfreute, in einem weitläufigen, doch unbewohnten Hause der Neustadt Dresden Männer mit finstern Mienen, um, wie es schien, sich über wichtige Gegenstände zu berathen.

Es waren zehn an der Zahl. Die meisten schienen dem Militair anzugehören, dies zeigte der Schnurrbart und die sonderbare Haltung, die, selbst in der Tracht des friedlichen Bürgers, dem Kriegsmanne immer eigen ist. Man schien in der Stadt selbst keine Notiz von diesen Versammlungen zu nehmen, und die Nachbarn des Hauses, worin sie gehalten wurden, nannten sie schlechtweg: die polnische Loge; dies hatten sie von der Dienerschaft der Frau v. B., Eigenthümerin des Hauses, gehört, die nach ihren Gütern in der Lausitz gezogen war.

Die polnische Loge erregte keine Neugier. Es sind Freimaurer aus Polen, die sich hier aufhalten und durch Spra-

che und Sitte verbunden, ihre eigene Loge errichtet haben, so dachte man darüber. Ein alter Pole lebte als Pförtner in dem Hause, das den ganzen Tag verschlossen blieb und nur Abends, auf drei gemessene Hammerschläge, sich den Besuchern öffnete.

Tief hinten im obern Stocke war der Versammlungssaal, und wenn auch alle Fenster nach der Straße hin durch eine glänzende Kerzenmasse erleuchtet waren, so konnte man dreist annehmen, daß sich kein Mensch in den Zimmern befand, und diese Lichter nur angezündet wurden, um über die Gesellschaft ein falsches Licht zu verbreiten. Im Kreise saßen die zehn Mitglieder der Loge. Auf dem runden Tische lagen mehre offene Briefe, deren Inhalt wol eben nicht erfreulich sein mochte, denn finstere Sorge zeigte sich auf den Gesichtern. Es waren Nachrichten aus Polen eingelaufen, die alle Gemüther beunruhigten, und von den dahin Abgesandten war keine Kunde angelangt. Es schien als ob große Hindernisse der directen Verbindung sich in den Weg gestellt haben müßten, oder durch Verrath der ganze Plan bereits den Machthabern entdeckt worden sei.

Indem diese zehn Männer in trübem Brüten so dasaßen und keinen Entschluß zu fassen wußten, trat ein junger Mann, zur großen Verwunderung Aller, in den Saal.

Diese Verwunderung stieg, als er ihnen seine Abenteuer erzählte. „Seid überzeugt," fügte er hinzu, „mit ordentlichen Papieren und auf geraden Wegen kommt Keiner von uns mehr über die Grenze. Die Hunde sind auf der richtigen Fährte. Jeder Lump von Beamten hat die Liste unserer Namen deutlich aufgeschrieben und unser Signalement dazu. Wir werden festgehalten, wo wir uns blicken lassen, und wäre mir der Zufall nicht so günstig gewesen, mich von Allem zu unterrichten, ich wäre jetzt

wahrscheinlich schon in Sibirien. Hier sind die mir anvertrauten Papiere," sagte er, indem er einige Briefschaften in einem seidenen Beutel auf den Tisch warf, „jetzt laßt uns darauf sinnen, wie wir sie zu den Obern gelangen lassen."

„Ich weiß kein anderes Mittel," sprach, sich erhebend, ein hoher Kriegsmann mit grauen Locken, „als zur Aufnahme des bekannten Kundschafters Przebracki zu schreiten, ehemals Schulmeister in Rochloschizza, wie er vorgibt. Er besitzt Verwegenheit und List und läßt sich vom Golde blenden."

„Er wird uns verrathen!" riefen Mehrere auf einmal.

„Sind unsere Dolche nicht allgegenwärtig? Wird er seinen Verrath überleben, um seine Früchte zu genießen?" wendete der erste Sprecher ein.

„Nein, er verräth uns nicht," fiel ein Anderer ein, „er haßt die Russen, die die Monopolien seinem Feinde, dem Lew Nowachowicz, gegeben haben; er wurde von ihnen, unter dem Vorwande, falsche Banknoten in Umlauf gesetzt zu haben, einst um sein Vermögen gebracht, und mußte froh sein, so wohlfeilen Kaufes wegzukommen. Er diente den Franzosen als Spion, er meint es ehrlich mit der Sache der Polen."

„Wie aber kommt er jetzt hierher — und was treibt er hier?" fragte ein Mitglied der Versammlung.

„Was er hier treibt? Spionage!" erwiderte ein Anderer. „Er ist in Aufträgen des geheimen Amtes hier — das ist gewiß."

„Wie Ihr Euch doch vom Scheine blenden lasset," sagte rasch der Erste. „Er dient dem geheimen Amte nur, um uns besser dienen zu können. Ich bin davon überzeugt, daß er es mit Polens Sache gut meint. Die wichtigen Nachrichten, die ich gestern hatte, verdanke ich ihm."

„Man sollte sich vorsehen," meinten Einige.

„Wir bürgen für ihn," riefen Andere.

Der erste Sprecher sah lange im Kreise umher. Zweifel war auf allen Gesichtern zu lesen.

„Ich will ihn Euch vorstellen," sagte er dann, „des Mannes Unbefangenheit wird sich Euch sogleich kundgeben. Er ist offen mit uns, und seine Schlauheit hat er nur gegen die Russen gekehrt. Ist seine Hingebung für die Sache des Vaterlandes auch nicht aus reiner Quelle entsprungen, so kann sie dieser Sache doch sehr nützlich werden — also dächte ich, man schritte zu seiner Aufnahme, da mit der Absendung dieser Dokumente an die Obern des Bundes nicht gezögert werden darf, und leider schon so viel Zeit verloren ging. Mein Mann harret bereits den dritten Abend an der Pforte, er ist vorbereitet; wenn alle Brüder hierüber einig sind, so möge sie ihm geöffnet werden."

Eine tiefe Stille und die aufgehobene linke Hand zeugte für die Einigkeit der Versammlung.

Man öffnete eine Flügelthür, die zum Aufnahmsaale führte, der mit dem gehörigen Gepränge ausstaffirt war, um dem Aufzunehmenden Ehrfurcht einzuflößen. Bei Przebracki handelte es sich blos um den zu leistenden Eid, da er kein Wissender werden, sondern nur zu blindem Gehorsam verpflichtet werden sollte.

Die Brüder hatten aus einem Schranke Zeichen hervorgeholt, die sie, ihrer Würde nach, anlegten, und nun stellten sie sich in weitem Halbkreise. Zwei Lanzen, woran Fähnchen in den Nationalfarben hingen, steckten in der Mitte des Saales im Boden, und zwischen ihnen stand ein Altar, auf dem zehn scharf geschliffene Dolche bereit lagen.

Ein Abgeordneter ging hinaus und führte Przebracki in den Kreis.

Er schien ein gewandter Mann, ungefähr dreißig Jahre

alt, dessen braunes Gesicht schön zu nennen war, da sich ein starker Ausdruck von Muth und Entschlossenheit darin kund gab.

„Przebracki!“ redete ihn der Großmeister an, „wir wollen Deinem Wunsche genügen, Du sollst Theil nehmen an unserm großen Werke, wenn Du uns Treue und Gehorsam unverbrüchlich geloben willst.“

„Treue und Gehorsam,“ wiederholte Przebracki bedächtig, „dafern sie sich auf das große Werk, die Befreiung des Vaterlandes beziehen. Aber vor Allem wollen wir einmal die Versammlung ansehen! Ei — lauter bekannte Gesichter und wahrhaftig keine schlechten Leute! Wenn solche Männer zusammenstehen — da bin ich gern dabei!“

„Was geht das Alles Dich an? Du mußt uns gar nicht kennen!“ riefen Einige nicht ohne Besorgniß.

„Nu, hier werd' ich Sie doch kennen dürfen, meine Herren!“ sagte jener lächelnd. „Vertrauen Sie nur mir, ich weiß, wo ich reden und wo ich schweigen muß.“

Auf einen Ruf des Großmeisters endete dies Gespräch. „Hier hast Du eine volle Börse,“ sprach dieser, „nie soll es Dir an Golde fehlen, so lange Du uns treu dienest —“

„Ich bin nicht gewohnt, meinen Lohn vorweg zu nehmen,“ erwiderte hingeworfen der Andere. „Wenn ich Ihnen diene, so geschieht es für die gute Sache. Hat diese gesiegt, so werde ich meine Forderung stellen und Sie werden sie mir bewilligen — weiß Gott!“

„Du zeigst Dich uneigennützig, und das gefällt mir,“ sprach der Großmeister, „wir wollen nun zur Aufnahme schreiten.“

Przebracki mußte einen furchtbaren Eid, der ihm von dem Sekretär des Ordens vorgelesen wurde, Wort für Wort nachsprechen, und erhielt dann eine weiße Binde und einen

eisernen Ring, worauf die Erkennungsworte der Verbündeten eingegraben waren.

„Verräthst Du uns!" sprach der Großmeister, „so entgehst Du sicherm Tode nicht, unsere Dolche treffen Dich und würdest Du Schutz in des Kaisers Schlafgemach finden!"

Bei diesen Worten ergriffen die Brüder die daliegenden Dolche und zückten sie.

„Ich wollte ihn lieber gleich morden," murmelte Einer abgewendet, „denn der Kerl verräth uns sicher."

Aber Przebracki sprach mit erhobener Stimme: „Bei diesem und jenem Leben schwör' ich Treue und Gehorsam und will nicht eingehen zu den ewigen Freuden!" Dieser Schwur des Polen verbürgte zur Genüge seine gute Gesinnung.

Er empfing nunmehr die Dokumente und die Weisung, sie abzugeben, und steckte sie in die Brusttasche seines modernen Fracks, da er nach deutscher Sitte gekleidet war. Nichts destoweniger fuhr er am andern Tage in der Tracht eines polnischen Juden, mit langem schwarzen Barte, auf dem Weg nach Bautzen hin, zur Freude einiger Bundesbrüder, die ihm am Thore begegneten, doch traurig darüber, daß er das von dem Bunde angebotene Gold ausgeschlagen hatte, lediglich um Zutrauen einzuflößen.

6.

Wo den Fremden, beim Ueberschreiten der Grenze, sich mächtige Schwierigkeiten entgegenstellten, da waren für den pilgernden Hebräer keine vorhanden.

Er verstand sich mit den Grenzkosacken und eine Flasche Schnapps, zur rechten Zeit gespendet, ersetzte den giltigsten Paß.

So kam er denn unangefochten nach Warschau und war bemüht, die Leute aufzufinden, die ihm von dem Bunde in Dresden zúm Empfange der Papiere bezeichnet worden waren.

Der Befehl lautete, wenn er den Ersten, Wichtigsten, nicht anwesend treffen sollte, seine Depeschen dem Zweiten, minder Wichtigen einzuhändigen, und so fort dem Dritten, Vierten u. s. w. Ein günstiger Zufall wollte es, daß er den ersten der Genannten anwesend fand und ihm sogleich seine Aufwartung machen konnte.

Der polnische General Graf C. war soeben von einem Ritte heimgekommen, den er zur Besichtigung eines, seiner Aufsicht übergebenen, Hospitals täglich zu machen pflegte, als Przebracki in flehender Stellung sich auf der breiten Rampe vor dem Palaste ihm näherte.

Der General, ein großer Freund des schönen Geschlechts, war gewohnt, auf diese Weise Anträge jüdischer Kuppler zu empfangen, die ihm so manche Schöne des Podwals oder Pferdemarktes im günstigen Augenblicke empfahlen, und blieb daher mit gnädig leuchtendem Antlitze vor dem Gebeugten stehen. Die Worte jedoch, die dieser unter dem falschen Barte hervormurmelte, lauteten anders und brachten plötzlich eine gänzliche Umwandlung in dem Gesichte des vornehmen Polen hervor. Ein Wink der Hand erlaubte dem Fremden zu folgen.

Mit stolzem, klirrenden Schritte ging der General durch das Vorzimmer, wo Militärpersonen aller Grade in ehrerbietiger Haltung ihn zu erwarten schienen, und begab sich

dann in sein Kabinet, dessen Thür er, nachdem der Fremde ihm gefolgt war, sorgfältig verriegelte.

Forschend blickte er den Bundesgesandten an, während dieser, in einen Winkel gekauert, die Bundschuhe auszog, und aus der Doppelsohle derselben den seidenen Beutel, in eben nicht erbaulichem Zustande, hervorholte, worin jedoch die Papiere unversehrt und reinlich enthalten waren.

„Entfalte sie!“ rief der General dem Ueberbringer zu, und während dieser zum Tische trat, um dem Befehle nachzukommen, zündete jener seine Stambulka an und schwängerte die Luft des Gemachs mit dem lieblichen Arom des türkischen Rosentabaks.

Ein flüchtiger Blick genügte, um den Inhalt der Papiere zu kennen. „Die Herren in Dresden treiben recht artige Possen!“ rief der General. „Statuten, Bundeszeichen, Filiallogen, wissende und unwissende Brüder, für Alles ist gesorgt — und Juden und Studenten und Laien und Kleriker, Alles wird hineingezogen. Ei, da kann's ja gar nicht fehlen! da muß Polen ja ehestens frei sein! Mein Freund, ich habe den Herrn Dresdnern nichts sagen zu lassen. Was hier geschehen soll, wird sich so blitzschnell verbreiten, daß kein Mensch im Stande sein wird, mit der Kunde um die Wette zu reiten. Willst Du aber hier bleiben, so wird es Dir an einträglicher Beschäftigung nicht fehlen. Melde Dich morgen wieder in meinem Vorzimmer und ich werde Dich sprechen.“

Mit einer tiefen Verbeugung verließ Przebracki das Gemach und in seinen Gedanken vertieft, und um Neuigkeiten über den jetzigen Zustand der Dinge zu erfahren, wandte er sich nach der Gegend des Arsenals, wo viele Juden ihre Waare feil hielten und Handel und Wandel auf- und abwogte. Da plötzlich gewahrte er eine bekannte Physiognomie,

die im eifrigen Gespräche mit einem russischen Beamten an ihm vorüberstrich. „Halt!“ schrie der Bekannte, wie erfreut, indem er Przebracki's schwarzen Talar zu packen kriegte. „Ei, bist Du's wirklich? und wieder im Ornate?“

„Im Ornate? wirklich? was sollen die Fragen?“ entgegnete Przebracki. „Haben gewisse Leute darnach zu berichten?“

„Gewisse Leute! Pah! Hast Du Dich vor gewissen Leuten zu fürchten?“ fragte jener. „Bin ich doch auch schon so wie Du einhergegangen, in Frack und Pantalons mit rundem Hute, wenn's „das geheime Amt“ verlangte, und bin doch eigentlich ein wahrhafter Jude, wie Du ihn heute vor Dir erblickst, Baruch aus Wilna. Komm da hinein, im rothen Bären ist herrlicher Ratafia, da wollen wir ein Gläschen trinken — oder liebst Du Lipc', den bekömmst Du nirgends so weiß und süß, wie hier nebenan bei meinem Glaubensbruder Hirsch.“

„Wie komm' ich zu der Ehre, daß Du mich tractiren willst?“ entgegnete Przebracki. „Ist Seine Gnaden der Herr Baron von Saß so splendid gewesen, Deinen Sack mit Dukaten zu füllen, so weinen gewiß ein Paar Augen blutige Thränen über Dich — und an dem Thränenopfer will ich meinen Theil nicht haben.“

„Empfindsame Seele,“ spottete der Jude, „was soll der Herr Rittmeister hier an meiner Seite davon denken, der gerade so viel Polnisch kann, um Deine treffliche Schilderung von meiner Hantirung zu verstehen!“

„Der Herr Rittmeister,“ sagte Przebracki schlau lächelnd, „den hab' ich auch schon einmal gesehen hinter seinem Herrn herreiten, die Epauletts sind ihm auch nicht angewachsen, doch was geht das mich an! Du hast Recht, ich will Theil nehmen an Eurer edeln Compagnie, laß uns

eintreten zu Hirsch und einen Schluck Prager Lipc' versuchen."

Im niedrigen Zimmer des Erdgeschosses, am reinlichen Tische, wurde den Dreien von dem geschäftigen Hirsch mit vieler Höflichkeit Lipc' servirt, denn Baruch war bekannt als einer der schlauesten Diener des allgefürchteten Polizeimeisters.

„Ist er noch nicht hier?" warf Baruch leicht im Eintreten hin, worauf eine verneinende Antwort des Wirthes folgte.

„Und was treibst denn Du hier?" fragte Przebracki, nachdem er mit Baruch angestoßen hatte.

„Was jeder ehrliche Kerl treibt!" antwortete der Gefragte. „Wir wollen uns Beide über unser Treiben keine Rechenschaft geben —"

„Aha, ich verstehe!" brummte der Schulmeister. „Angestoßen!"

Sie klirrten mit den Bechern zusammen.

„Wir wollen, bis daß er kommt, ein Spielchen machen," sagte der Rittmeister, indem er eine goldene Dose aus der Tasche nahm und die glänzend beringten Finger darauf spielen ließ.

„Ein Spielchen?" lächelte Przebracki. „Ich habe noch nichts in Warschau verdient, und habe daher auch kein Geld zum Verspielen."

„So sieh zu!" rief der Rittmeister. „Hirsch, Knöcheln! oder — Baruch, wie wär's? Tatteln! das mögt Ihr ja gern?"

„Ein Franzefuß? meinetwegen! aber nicht hoch," entgegnete, sich zum Tische rückend, der Hebräer. Die Karten wurden gebracht und das Spiel begann.

Baruch verlor. Seine Gedanken waren nicht beim

Spiele. Die Absichtlichkeit der Zusammenkunft bei Hirsch war auch Przebracki gleich deutlich geworden. Die Frage: „ist er noch nicht hier?" war ihm aufgefallen, und endlich erregte der sogenannte Rittmeister mit Dose und Ringen seinen Verdacht.

Baruch schnallte seine Katze vom Leibe, worin neben den Gebetriemen in einem seidnen Beutelchen, einem kleinen schmuzig abgegriffenen Gebetbuche, einigen Stücken Kreide und einem großen Brotmesser, in schmuziger Hülle ein Bündelchen Ducaten war. Dieses öffnete er mit den Zähnen, nahm einen heraus, um ihn zu wechseln und die verlorene Partie zu bezahlen, und erklärte dann, daß er nicht mehr spielen wollte. Wie der Rittmeister die Dukaten erblickte, warf er die polnische Tarokkarte aus der Hand und indem er aus seiner Rocktasche einige Spiele französischer Karten zog, forderte er zum Pharao auf; aber der Andere schalt ihn und meinte, es wäre besser, sich zu der bevorstehenden Partie zu sammeln, wo man nur gewinnen könne, als sein ehrlich erworbenes Geld einander abzunehmen.

Kaum hatte er diese Worte geendet, als die Thür aufging und ein langer Mann im blauen Ueberrocke mit einem leichtfüßigen, elegant gekleideten Burschen eintrat, der soeben von der Reise zu kommen schien. Der lange Mann war Niemand anders, als der wohlbekannte sächsische Unteroffizier, den wir bereits in dem Grenzstädtchen kennen gelernt haben. Wie er hier lebte und was er trieb, wird uns nicht lange mehr ein Geheimniß bleiben.

Dem scharf beobachtenden Przebracki entging es nicht, daß Baruch dem eintretenden Unteroffizier einen bedeutenden, wenn gleich flüchtigen Wink zuwarf.

„Wir sind erhitzt!" rief der Unteroffizier, „gebt uns

einen Trunk, Hirsch! Da sollen Sie einmal etwas Delikates zu kosten kriegen, Herrchen!" fuhr er fort, zu seinem Begleiter gewendet. Der entschuldigte sich aber in gebrochenem Deutsch und drückte sein Verlangen aus weiter zu gehen.

Dies schien Baruch's Aufmerksamkeit zu erregen. Er rückte näher und erkundigte sich angelegentlich nach dem Fremden. Er nannte sich garçon d'atour der Herzogin von G., der in Familienangelegenheiten nach Frankreich geschickt worden sei, von wo er jetzt zurückkehre. Zufällig habe er auf der Post einen Diener des Hauses gefunden, der ihn sogleich zu dem seiner Gebieterin, die erst kürzlich in Warschau angekommen sei, zu führen versprochen habe.

„Der gute Mann ist aber ein Deutscher!" setzte er lächelnd bei, „und wie man mir stets gesagt hat, leiden sie an Durst, darum mußt' ich mich denn schon bequemen, ihm hierher zu folgen, um ein paar Gläser dieser süßen Tisane zu schlürfen, obgleich ich es nicht bereue, schon bei meiner Ankunft die Bekanntschaft edler Polen gemacht zu haben," schloß er mit französischer Höflichkeit.

Der Unteroffizier ließ sich's jedoch immer besser schmecken, und wenn auch der Rittmeister den garçon d'atour in sehr anziehende Gespräche von dem pariser Ballet, den Spielhäusern und den Nymphen des Palais Royal zu verwickeln wußte, so bemerkte dieser doch sehr gut, daß er bereits zu lange hier verweilt habe, und drang darauf, den Ort zu verlassen, um sich zu seiner Gebieterin zu begeben. Er sprang in die Höhe und foderte den Unteroffizier auf, mit ihm zu gehen. Dieser wollte ihm Folge leisten und leerte schnell den letzten Becher, doch der Rittmeister, der schon längst mit ängstlicher Miene suchend hin und her gegangen war,

sagte etwas dem Wirthe und dieser stellte sich vor die Thür, höflich bittend, noch einen Augenblick zu verweilen.

„Sie werden entschuldigen und es nicht dem Mißtrauen zuschreiben," sagte Hirsch, „aber mein ehrlicher Name und mein unbescholtenes Haus zwingen mich dazu, Sie zu ersuchen, dem Herrn Rittmeister hier, der mir als ein reicher und vornehmer Kavalier bekannt ist, die Ueberzeugung zu verschaffen, daß keiner von Ihnen aus Versehen seine Dose eingesteckt hat."

Alle stutzten bei diesen Worten, am meisten schien Baruch die Bitte übel zu nehmen.

Przebracki lächelte listig, denn er witterte einen Gaunerkniff. Seine Augenbrauen zogen sich zusammen und sein Gesicht zeigte die schärfste Beobachtung alles Dessen, was um ihn vorging.

„Was hilft das Zaudern, meine Herren?" rief der Rittmeister, „leeren Sie Ihre Taschen und zeigen Sie mir das Futter, um mich zu überzeugen. Sie sind mir fremd und meine Dose ist von großem Werthe. Wollen Sie nicht im Guten, so zwingen Sie mich Gewalt zu brauchen."

Der junge Franzose, dem diese Worte von Przebracki verdollmetscht wurden, war nicht sowol über den frechen Antrag entrüstet, als ängstlich bemüht, seine Verlegenheit zu verbergen.

„Ich habe nichts in meinen Taschen," sagte er, und in einem Nu waren Rock-, Westen- und Hosentaschen umgekehrt, die außer einigen Geldstücken und einem seidenen Schnupftuche nichts enthielten.

„Sie haben noch eine Brusttasche," sagte der Rittmeister.

Mein Portefeuille!" erwiderte der Franzose —

„Wenn ich bitten darf," foderte jener —

„So geben Sie es doch her!“ rief der Sachse und hatte es ihm auch in dem Augenblicke aus der Brusttasche gerissen und auf den Tisch geworfen, ohne daß es jener zu verhindern im Stande war.

Schnell warfen nun der Jude, der Unteroffizier und der Wirth eine solche Menge kleiner Gegenstände aus ihren Taschen auf den Tisch, daß dieser augenblicklich davon bedeckt und die Brieftasche darunter vergraben war. Auch Przebracki legte nun bedächtig sein Tascheneingeweide zu dem Haufen, den der Rittmeister mit seinen beringten Fingern durchwühlte — allein vergebens, die Dose war nicht zu finden.

Endlich stopfte jeder seine Taschen wieder voll und der garçon d'atour ergriff, mit einem verdrießlichen Gesichte, seine rothe Brieftasche, indem er in ziemlich barschen Worten erklärte, wie froh er sei, eine Gesellschaft von solcher Extraction verlassen zu können. Der Unteroffizier, nachdem er sich nicht weiter umsah, konnte ihm kaum folgen, als er rasch ohne Gruß das Zimmer verließ.

Als die drei, der Schulmeister Przebracki, der Rittmeister und Baruch, mit dem Wirthe allein waren, blieben sie eine Weile mit zurückgehaltenem Athem sitzen und lauschten, ob die Fortgegangenen nicht wiederkehrten. Dann fing der Rittmeister leise an: „Hast Du 's?“ —

„Die Dose?“ fragte Baruch.

„Die ist hier!“ sagte der Wirth, indem er sie aus dem Ofen holte.

„Ach was — die Brieftasche!“ sagte der Rittmeister.

„Die hab' ich!“ sagte Baruch, indem er eine rothe Brieftasche, dieselbe, die der junge Franzose auf den Tisch gelegt hatte, unter der Weste hervorzog.

„Was ist das?“ sagte der Schulmeister scheinbar ver-

wundert, „der Franzos hat ja seine Brieftasche mitgenommen.“

„Wie Du Dich dumm stellst!“ spottete Baruch. „Wir waren von der Sendung dieses garçon d'atour genau unterrichtet. Seine Brieftasche zu erbeuten war für uns von der größten Wichtigkeit. Sie mit einer ähnlichen zu vertauschen und nur seine zu erwischen, war die Aufgabe. Eine Farbe mußte sie doch haben — daher haben wir uns mit pariser Brieftaschen von allen Farben versehen. Wie wir es machten, wird Dir klar geworden sein!“

„Ei Gott's Wunder, Baruch — wie klug!“ rief der Schulmeister, den Juden, parodirend „klar — was klar — dumm macht Ihr mich. Wer war denn der große Mann im blauen Rock, der ihn Euch in die Hand spielte?“

Dieser Mensch hat Sibirien verdient und wäre schon dort, wenn er nicht durch seine Stellung uns sehr nützlich geworden wäre,“ sprach Baruch — „er ist“ —

„Willst Du schweigen?“ schrie der Rittmeister. „Braucht er denn das zu wissen? Weißt Du, was er für Absichten hat und wem er dient?“

„Und weißt Du denn nicht, was Baruch weiß?“ versetzte der Jude. „Kennt Przebracki denn nicht die Geschichte von dem Baron Kaminski und seinem Kammerdiener, Herr Rittmeister?“

„Schon gut, Plaudertasche!“ warf zornig der Rittmeister hin.

„Nun, mein Gott! was brauchen Sie sich zu fürchten, mein gnädiger Herr!“ sprach boshaft lachend der Schulmeister. „Baruch hat recht, dem Baron Kaminski seine Knochen bleichen bei Szas-Baròs, tief in Siebenbürgen, und es ist ja auch schon lange her, daß Sie in Baden bei Wien Baron Kaminski geheißen haben und ein Schrecken

der Spieler und der Ehemänner waren. Von des Barons Dukaten haben Sie keinen einzigen mehr — haben Sie noch die Papiere, die Sie damals bei ihm gefunden haben?"

„Du siehst," sagte ruhig der Jude, „daß er Alles weiß und Dich und mich und uns Alle verderben könnte —"

„Ich möchte den Kerl ermorden!" fiel der Rittmeister ihm ins Wort.

„Haben Sie noch solche Gedanken?" sprach ernst Przebracki. „Lassen Sie sich sagen, bei Ihrem jetzigen Geschäftchen kommen Sie ohne das weiter. Lassen Sie mich nur leben, wir dienen einem Herrn und ich kann schweigen. Ich bin auch kein Heiliger."

„Nein, fürwahr nicht!" fuhr lebhaft der Baruch fort, „ich weiß Stückchen von ihm; wenn ich eins davon am rechten Orte erzählte, so würde er unter der Knute den Geist aufgeben —"

„Mein Gott!" sagte Przebracki, „was das für blutdürstige Menschen sind. Bei unserm Handwerk kann man leicht zu so etwas kommen, und ein Esel soll den andern nie Langohr schelten. Doch statt die edle Zeit mit unnützen Worten zu tödten, erzählt mir lieber, was es mit dem Manne im blauen Rocke für Bewandtniß hat."

„Der Mann," sagte Baruch, „war Tschinownik der hohen Polizei an der Grenze. Dort gelang es ihm eine der Behörde verdächtige Person zu fangen. Sein Glück war gemacht, denn der Großfürst selbst wollte den Gefangenen persönlich sprechen, und ein Feldjäger wird abgeschickt, um ihn nach Warschau zu bringen. Unser Tschinownik muß ihn entfliehen lassen. Eine Menge zusammentreffender Umstände machen es ihm unmöglich, die Flucht zu verhindern, und um nicht statt der erwarteten Belohnung furchtbare

Strafe zu empfangen, flieht er mit, doch nicht, wie er gehofft hatte, über die Grenze, sondern nach der Hauptstadt. Eine Dame ist dabei, eine Polin von vornehmer Geburt, die Witwe eines berühmten französischen Marschalls, der zu Napoleon's Lieblingen gehörte, und der Verdächtige, ein Pole, der bis zum Ausbruche der Julirevolution in Frankreich lebte, wird für einen Franzosen und den Schwager der Dame ausgegeben. Seine Papiere sind falsch, das weiß man, doch läßt man ihn sein Wesen treiben und begnügt sich damit, ihn scharf zu beobachten. Der sächsische Tschinownik, der alles Dies sogleich verrathen hat, sicherte sich hierdurch vor der Strafe und dient unsern Zwecken getreulich. So wußte er auch, daß ein Page einer hohen Person, die den größten Antheil an den neuesten Ereignissen in Frankreich nahm, mit Briefen an ihre ehemalige Palastdame, der Marschallswitwe, eintreffen würde. Diese Briefe zu erhalten war nun von höchster Wichtigkeit. Der alte Tschinownik ward von seiner jetzigen Herrschaft auf die Post geschickt, um auf die Ankunft des Pagen zu harren und ihn dann sogleich zu ihr zu führen. Daß wir davon Wind hatten, wird Dir nunmehr einleuchtend sein, und wie wir uns in den Besitz des wichtigen Geheimnisses gesetzt haben, hast Du mit angesehen. Ein geschickter Taschenspielergriff ist Dir ja auch bekannt, da ich Dich schon auf vielen Jahrmärkten das Becherspiel am kleinen Tische habe ausführen sehen."

„Hast Du nun endlich Deiner Zunge Luft verschafft?" sagte unwillig der Rittmeister. „Wenn Du Meth getrunken hast, ist kein Geheimniß mehr bei Dir sicher."

„Was, Meth!" schrie Przebracki, „er ist nüchtern und kein ehrlicher Kerl soll's anders sagen. Aber er hält nicht hinterm Berge, wenn er einen Kameraden vor sich hat.

Ich erkenne daraus, daß man ihm vertrauen kann, und will Gleiches mit Gleichem erwidern."

„Topp!" entgegnete Baruch, einen blinzelnden Seitenblick auf den Rittmeister werfend, „ich weiß ja, mit wem ich's zu thun habe!"

„Nun ist's aber spät geworden!" sagte Przebracki, „kommt Kinder, wir wollen uns einen vergnügten Abend machen."

„Einen vergnügten Abend? wozu?" bemerkte Baruch, „ich habe einen vergnügten Tag gehabt und danke nicht dafür, denn ich habe mich fast um den Verstand getrunken und wenig dabei verdient."

„Ah, das wird sich finden," fiel ihm der Rittmeister ein. „Uebrigens komm nur mit, es soll Dir nicht einen Groß kosten — ich habe heute so viel verdient, daß ich Dich freihalten will —"

„Und den hier auch!" setzte er aufgeblasen hinzu, auf Przebracki zeigend. „Ich habe mir im Voraus funfzig Dukaten für geheime Ausgaben zahlen lassen, da man dem Pagen doch einige Stationen weit entgegenfahren mußte und ein festliches Diner dort veranstalten, um ihn da hineinzuziehen, ihn zu berauschen u. s. w. u. s. w."

„Nun ist freilich Alles mit einigen Timpfen in der Methschenke des alten Hirsch abgemacht gewesen," fügte lächelnd der Schulmeister hinzu.

„Spitzbube!" murmelte Baruch.

„Komm, Kamerad!" rief Przebracki, und indem der Rittmeister und der Schulmeister den Hebräer lachend unterm Arm packten und zur Thür hinausschreiten wollten, näherte sich ihnen Hirsch und fragte, was er denn von dem guten Handel, der in seinen vier Pfählen geschlossen worden, abhaben sollte.

„Was?“ schrie der Rittmeister, „abhaben? Pack, wenn's beliebt — die hohe Kriegs-Polizei wird sich Seiner dafür einmal annehmen!“

Aber der Schulmeister warf ihm lachend ein paar Bankozettel auf den Tisch.

„Ich habe sie vor Kurzem auf meinen Theil bei Arretirung von falschen Spielern erhalten,“ rief er zurück, „das ehrlich verdiente Geld reißt mir die Tasche entzwei, darum sollst Du es haben.“

Und dabei verließen sie Hirsch, auf der dunkeln Straße riefen sie einer Droschke und befahlen ihr in den Hof eines kleinen Hauses in der Zelna Ulica zu fahren, um sich dort einen vergnügten Abend zu machen. *)

7.

Am Ende der sogenannten Grünstraße, wo der Weg zu den Marimonter Mühlen sich hinwendet, liegt ein altes Gebäude, vor dem an diesem Abend eine bunte Laterne brannte, wie sie in katholischen Städten vor den Statuen der Heiligen angezündet werden. Unter dieser Lampe klebte ein großer Zettel an der schwarzen Mauer, worauf mit riesengroßen Buchstaben die Worte: „Wielky Ball“ zu lesen waren, und darunter in kleinerer Schrift eine genaue Beschreibung aller Herrlichkeiten, die den glücklichen Erdensohn erwarteten, der den Eintritt um den geringen Preis von einem halben polnischen Gulden, unge-

*) Z im Anfange immer wie das französische ge zu sprechen; c wie z.

fähr zwei preußische Groschen, sich erkaufen wollte. Die Droschke fuhr durch einen Thorweg, in einen stockfinstern ungepflasterten Hof, von bedeutendem Umfange. Um nicht so nahe am Ziele umgeworfen zu werden, befahl der Rittmeister zu halten, und unsere Ballgäste stiegen aus, um auf ungebahntem Wege zu dem Orte des Vergnügens zu gelangen. Steil und rauh wie der Pfad zur Tugend war dieser Weg und doch führte er nicht zu ihr. Man schritt durch eine kleine Pforte, einen langen Gang hindurch, man stieg mehre Treppen hinab, keine Beleuchtung, kein Schall der Instrumente, kein Diener in glänzender Livree verkündete die Nähe des Festes, und doch hatte man am Eingange deutlich: „Wielky Ball" gelesen.

Endlich, nachdem man so tief gestiegen war, daß man glauben durfte, wenn auch nicht den Mittelpunkt der Erde, doch einen ziemlich tiefen Weinkeller erreicht zu haben, ließen sich die schnarrenden Töne eines Brummbasses und das „Gequik der quergehalsten Flöte" vernehmen.

„Nun sind wir bald zur Stelle!" sagte der Rittmeister lächelnd, „so muß sich heutzutage die Tugend verbergen."

Ein Vorhang von schmuzigem Zeuche diente statt der Thür, dahinter saß eine Dirne mit gemalten Wangen, die den halben Gulden Eintrittsgeld einstrich, und die ehrenwerthen Gäste traten in den Tanzsaal.

Ein runder Keller, dessen tief hereinliegende Decke durch einen mächtigen gemauerten Pfeiler in der Mitte gestützt wurde, sodaß ihn der übriggebliebene Raum wie ein Ring den Finger umgab, war durch zwei Thranlampen erhellt, die an dem Pfeiler befestigt waren, und um welche sich die feuchten Ausdünstungen des Kellers, gleich einem Hof um den Mond, gesammelt hatten. Auf einem alten Holztische an der Wand hielten sich mitten unter den Erfrischun-

gen, die nur aus zweierlei Schnaps und Meth bestanden, zwei Musikanten mit Baß und Flöte mühevoll aufrecht. Vor ihnen stand ein polnischer Jude als Grimacier, eine große Brille auf der Nase, worin Schellen hingen, die er zum Schlußvers eines zotigen Liedes sehr geschickt durch die Bewegung des Nasenbeines erklingen lassen konnte, und um die Säule wand sich ein Kranz von berauschten Tänzern und Dirnen, die auf dem hohlklingenden Estrich einen wilden Mazurek stampften.

Die drei Ankömmlinge hatten bald Bekannte getroffen, die von vornehmerer Art, wie die grüne Uniform zeigte, in einer zweiten Abtheilung des Kellers sich bei einer Punschbowle erlustigten.

Der Rittmeister war in der besten Unterhaltung begriffen, Baruch schien es zu sein, aber Przebracki benutzte diesen Augenblick, sich heimlich zu entfernen. Er hatte die rothe Brieftasche des Franzosen seinem Begleiter geschickt zu entwenden gewußt und eilte nun hinaus auf die Straße, warf sich in eine zufällig dort haltende Droschke und ließ sich in größter Eile bis zur Krakauer Vorstadt fahren. Dort, wo die Senatorenstraße sich endet, ließ er halten, sprang schnell aus der Droschke, und ohne sich umzublicken, eilte er im Schatten mit der Schnelligkeit einer Eidechse an den Häusern gedrückt fort, bis er den Palast des Grafen S., des vornehmsten polnischen Magnaten, erreicht hatte, in dessen Thorhalle er verschwand.

„Graf S., der empfängt die Brieftasche und nicht der Großfürst!" murmelte der Schulmeister in sich hinein, „wartet ihr Gauner, ihr sollt mich kennen lernen!"

8.

Im weiten Lehnstuhle an einem Tische mit vielen Papieren bedeckt, saß der fast achtzigjährige Graf S. und beendete soeben einen Brief an seinen Bruder in Ungarn.

Polens Lage hatte den warmen Patrioten so ergriffen, daß er selbst die Stunden der Ruhe opferte, um auf Mittel zu sinnen, wie es dem Verderben zu entreißen sei. Fruchtlose Klagen waren es nicht, die er ausstieß, eben so wenig gefiel er sich darin, sich den geheimen Verbindungen anzuschließen, die in weiten Verzweigungen bestanden und auch mystische Formen und abenteuerliche Gebräuche suchten, um ihren Veranstaltungen Ansehen und Gewicht zu verschaffen. Er berieth nur mit wenigen Erwählten die Angelegenheiten des Landes. Seine Combinationen waren kühn und hatten stets die Befreiung Polens von aufgedrungener Herrschaft zum nächsten Zweck.

„Was den Schweizern gelang, als Oestreichs Druck ihnen unerträglich wurde und Landvögte sich die Herrschermacht anmaßten, das wird den Polen auch gelingen. Den Polen, die heldenmüthiger und kriegerischer sind, als jenes friedliche Volk von Hirten, und die ihm nur an Ausdauer vielleicht nachstehen. Darum darf der Plan nicht weitaussehend sein, damit die Ausdauer nicht daran erlahme; rasch geführt werde der Schlag, sicher treffe er wie der Blitz, und der Phönix wird sich erheben aus der Asche. Europas große Ebene von der Weichsel bis zur Drau, von dem reichen Gürtel der Karpathen durchzogen und mit Rebengehängen geschmückt, sie bewohnen nahverwandte Völkerschaften. Tracht, Sitte, selbst der männliche Schmuck des Bartes und der kriegerische des Säbels, den jeder Ungar, jeder Pole trägt, zeugen davon. Die höchsten Bürgertu-

genden vereinigen sich in Beiden und sie sind werth in der Reihe der selbständigen Nationen fortzubestehen, nicht daß der Name Ungar schwinde und der Name Pole nicht mehr genannt werde, damit die Geschichte der Folgezeiten nur noch von Oestreichern und Russen spreche. Sieh zu," schloß er seinen Brief, „was Dir bei solchen Aeußerungen im Kreise Deiner Vertrauten für Meinung entgegentreten wird, und theile sie mir dann mit. Hier ist viel vorbereitet. Dem aufmerksamen Beobachter wird es nur zu deutlich, wie überall Minen gelegt sind, um auf einen Wink zu springen — aber leider sind sie es auch den spähenden Blicken, die uns bewachen, nicht um uns zu schützen, sondern um uns zu verrathen."

Ein leises Klopfen an der verborgenen Tapetenthür unterbrach hier den Schreiber. Aus Besorgniß, der wichtige Inhalt des Schreibens würde dem geheimen Postbureau zur Beute werden, hatte Graf S. beschlossen, einen Boten an seinen Bruder zu senden, der ihm den Brief mit den nöthigen Vorsichtsmaßregeln überbringen sollte.

„Es wird mein Bote sein, der vielleicht aus übertriebenem Diensteifer schon jetzt kommt, das Schreiben zu holen," dachte der Graf und nach der Uhr sehend, die bereits weit vorgerückt war, erhob er sich, wankenden Schrittes, um die Thür zu öffnen, die nach einer kleinen Wendeltreppe führte, die nur wenigen Vertrauten bekannt war, und zu welcher man gelangte, ohne die Vorzimmer zu betreten.

Erstarrt trat der Graf zurück, als sich ihm eine ganz andere Gestalt als die des Erwarteten zeigte, worin er auf den ersten Blick einen sehr verrufenen Spürhund der geheimen Polizei entdeckte.

Mit einer Schnelligkeit, wie sie nur seine Jahre zuließen, ging der Greis zu seinem Schreibtische, ergriff den

unvollendeten Brief und brachte ihn der Flamme des Lichts nahe, aber der viel schnellere Spürhund war herbeigeeilt, um den Arm des Grafen zurückzuhalten.

„Wozu wollten Sie sich die Mühe geben, Erlaucht!" sagte rasch der Mensch, „diesen Brief noch einmal zu schreiben; lassen Sie ihn immer unversehrt daliegen, denn ich bin wahrlich nicht gekommen, Ihre Geheimnisse zu lesen."

Und dabei stellte er sich in weiter Entfernung von dem Tische mit einer ehrerbietigen Haltung dem Grafen gegenüber.

Dieser aber rief entsetzt:

„Welche Frevel werden jetzt ungestraft in unserer Stadt verübt! Mahnen Erscheinungen, wie die gegenwärtige, doch an die abenteuerlichsten Geschichten von italienischen Banditen. Willst Du mich ermorden, so wisse, daß ich nur diese Klingelschnur berühren darf, um Dich zu meinen Füßen in Stücken gehauen zu sehen, denn meine Diener liegen stets wohlbewaffnet im Vorzimmer."

„Machen Sie bei Leibe nicht solche Anstalten, Erlaucht," rief schnell der Andere, „denn Sie haben von mir nicht das Geringste zu fürchten. Ich bin in keiner blutigen Absicht hergekommen, und wünsche daher auch nicht, daß die lieben Diener um meinetwillen aus ihrem sanften Schlummer geweckt würden und ihre Waffen schmuzig machten. Ich meine es so gut mit Ew. Erlaucht und Ihren patriotischen Absichten, daß Sie mir getrost jenen Brief, dessen Inhalt ich zwar nicht kenne, wohl aber vermuthe, überantworten dürfen, um ihn an seine Behörde zu bestellen, und nicht das Geringste von einem Verrathe zu besorgen hätten. Glauben Sie mir — wenn auch der Schein gegen mich ist — ich liebe Ew. Erlaucht, denn ich bin auf Ihren Gütern geboren und Sie haben meinem Vater Gutes gethan."

„Und wie heißt Du?" fragte überrascht der Graf.

„Sie haben Recht nach meinem Namen zu fragen," erwiderte der Andere, „denn Sie kennen mich längst, ohne jenen zu wissen. Ich heiße Przebracki und war zuletzt Schulmeister in Rochloschizza; jetzt komm' ich aus Dresden, in Geschäften des Bundes, denn ich diene dem Vaterlande und der guten Sache!"

Der Graf wiederholte Przebracki's letzte Worte mit dem Ausdrucke einer tiefen Verachtung.

„Doch, doch, Erlaucht!" sprach jener mit einer Art von gutmüthiger Keckheit, die an ihm sonst nicht zu bemerken war. „Und zum Beweise will ich Ihnen hiermit ein wichtiges Geheimniß mittheilen, das für ganz andere Augen und Ohren bestimmt war, als die Ihrigen." Hierbei zog er die zweimal entwendete rothe Brieftasche hervor, öffnete sie und legte zwei dicke Schreiben in des Grafen Hand.

Dieser, der noch immer an einen mörderischen Anschlag auf sein Leben dachte, warf die Briefe jedoch schnell weg, an die bekannt gewordenen tödtenden Explosionen denkend, die sich beim Entfalten von Briefen schon oft ereignet haben.

„Herr Graf," sagte der Schulmeister, „die Erhaltung des Lebens ist wol bei den meisten Menschen von gleichem Werth, jedoch sollte ein bereits achtzig Jahre durchlebtes nicht geringer jenen Werth stellen, als eines, das sich nur erst dreißig Jahre seines Daseins zu erfreuen hat? Glauben Sie, ich, der ich die geheime Treppe, die Tapetenthür und den Weg zu beiden zu gelangen so genau kannte, wäre nicht von jener Klingelschnur und Ihren bewaffneten Dienern eben so wohl unterrichtet gewesen? Und können Sie sich einbilden, ich würde mein junges Leben gegen Ihr achtzigjähriges wagen und um gewissen Verlust spielen?"

Der Graf sah mit Interesse fest auf den Redenden.

„Ich bin im Dienste der geheimen Polizei," fuhr er fort, „ich kann es nicht läugnen. Aber die Dienste, die ich ihr erzeige, kennt man nicht. Würden sie einst offenbar, so könnten mich meine Landsleute auf dem Marktplatze in der Altstadt zu Tode peitschen sehen. Ich will mich keinesweges brüsten mit einer übergroßen Ehrlichkeit, mit einer staunenerregenden Vaterlandsliebe, mit einer Liebe zu meinen Mitmenschen. Von dem Allen besitze ich nichts. Aber ich hasse die Russen mehr als die Polen, darum lasse ich mich von ihnen bezahlen und betrüge sie; ich liebe Ausschweifungen und Lüste, daher trage ich Schande, um Geld zu verdienen, und ich besitze Ruhmsucht genug, um mich von dem angenehmen Gedanken beherrschen zu lassen, einst in der Geschichte meines Landes fortzuleben und bei seiner Befreiung mitgewirkt zu haben. Dies ist mein Glaubensbekenntniß, das ich selbst vor dem Allmächtigen noch nie so aufrichtig abgelegt habe, da ich es für unnöthig erachte, ihn von Dingen, die ihm ja längst bekannt sein müssen, zu unterhalten, aber Ew. Erlaucht, die zwar sehr vornehm, aber doch nicht allwissend sind, mit meinem Charakter bekannt zu machen, und durch die schlechte Schilderung, die ich von mir entwerfe, jeden Zweifel an meiner Aufrichtigkeit zu tilgen, schien mir in diesem Augenblicke zweckmäßig zu sein."

„So unempfehlend Deine Schilderung auch war, Przebracki," sprach der Graf, „so ist doch Deine Offenheit nicht zu verkennen. Sage mir, was Dich zu mir führt in dieser Stunde und was es mit jenen Briefen auf sich hat."

Der Schulmeister berichtete nun, wie er zu diesen Briefen gekommen war und welchen Werth die andere Partei darauf gelegt hatte, ihren Inhalt kennen zu lernen. Wie er jedoch es vorziehe dem Grafen sie mitzutheilen, von dessen

Wirken er bereits Kenntniß habe, und andere Briefe anfertigen wolle, die Neugierde seiner Behörde zu befriedigen.

Mit einem Ausrufe der Verwunderung hatte der Greis diese Erzählung angehört. Er ermaß zum ersten Male die ganze Tiefe des Abgrunds, die auch ihn umgab und zu vernichten drohte. Die heiligsten Gefühle der Entweihung einer feilen Horde ausgesetzt, der Deutung der hinterlistigen Beamten überlassen und so der Rache eines furchtbaren Despotismus preisgegeben. Welche Lage! Wen mußte sie nicht mit Abscheu und Bangigkeit erfüllen?

Entrüstet wandte er sich nach einigem Besinnen zu dem Schulmeister: „Und was willst Du, daß ich mit diesen Briefen mache?" fragte er.

„Sie selbst auf die Post tragen, damit sie richtig an ihre Adresse abgegeben werden können!" erwiderte Przebracki verdrießlich.

„An ihre Adresse abgeben —" wiederholte der Graf und die Schreiben vom Tische nehmend, wo er sie im ersten Augenblicke hingeworfen hatte, besah er die Aufschrift.

„An die Marschallin von S.!" las er. „Gut und der andere — die Aufschrift ist in Chiffern! Sie sollen beide der Marschallin eingehändigt werden. Darauf kannst Du Dich verlassen."

„Ihr könntet für die gute Sache davon einen vielleicht sehr ersprießlichen Gebrauch —" sagte verwundert der Andere.

„Den ersprießlichsten hast Du davon gemacht!" rief der Graf, „und wenn gleich — nimm mir's nicht übel — ein arger Spitzbube, so muß ich Dir doch die Hand dafür drücken."

Przebracki schmunzelte im stolzen Selbstbewußtsein und brummte: „Erkennt Ihr das nun?"

„Doch," sagte schnell Graf S., „ein anderer Druck in der Hand wird Dir, wie ich Dich nach Deiner eigenen

Charakteristik nun kenne, wol lieber sein. Drum nimm dies als Handgeld für weitere Dienste. Du darfst damit nicht haushalten, denn ich werde stets genug davon für Deine Bedürfnisse haben." Hierbei drückte er ihm eine strotzend volle Börse in die Hand.

„Ich kann ziemlich viel davon brauchen, rief lustig der Schulmeister, „denn da bekannt ist, wessen Lied ich singe, so erregt es keinen Argwohn, wenn ich viel aufgehen lasse. Doch der Vorrath Ew. Erlaucht reicht wol noch hin bis Polen frei ist, ich kenne Ihre Besitzungen — und lang wird es ja nicht werden, so i st es frei und ich hänge an der Laterne."

„Da will ich schon zur rechten Zeit Dir zu Hülfe kommen. Was mit diesen Briefen geschehen soll, lasse meine Sorge sein, die Deine sei, neue zu schmieden, mit zur Hälfte geringfügigen, zur Hälfte scheinbar geheimnißvollen Dingen anzufüllen, und sie so Deiner Behörde zu überliefern. An den nöthigen Mitteln hierzu wird es Dir wol nicht fehlen. Mich besuche am Tage, wenn es Dir beliebt, zu jeder Stunde, es ist mir lieb, wenn der allbekannte Agent der Spionage mich vor den Augen der Welt umlagert."

„Nicht wahr? So sprechen Ew. Erlaucht vernünftig!" rief freudig der Schulmeister. „Uebrigens segne ich mein Geschick, daß mich der Zufall so in Schutz nahm. Denn aus Geldnoth kann der Ehrlichste zum Spitzbuben werden, durch Ihre Schatulle aber ist meine Ehrlichkeit gesichert und ich bleibe meinem Schwure und der guten Sache treu. Morgen hat der Polizeimeister die falschen Briefe, von denen hier die Originale sind, und Baruch soll glauben, ich habe sie ihm gestohlen, um den Lohn zu erhaschen, und mich für einen pfiffigen Kerl und seines Gleichen halten."

„Gut, mein Freund," sagte der Graf, „jetzt aber,

Przebracki, sollst Du noch ein ganz eigenes Amt überneh-
men," und indem er leise die Thür des Vorzimmers öffnete
und sogleich wieder zumachte. „Ich will meinen eingeschla-
fenen Kammerdiener nicht wecken, es ist so weit in der
Nacht, daß mein langes Aufbleiben Aufsehen machen und
zu vielen Fragen im ganzen Hause Veranlassung geben
würde. Begleite mich daher hier nebenan in mein Schlaf-
zimmer, hilf mir beim Entkleiden und Baden, wie ich es
jedesmal vor dem Schlafen zu thun gewohnt bin."

Przebracki freute sich des ihm geschenkten Vertrauens
und bediente den alten Magnaten mit einer Gewandtheit,
als wenn er die Zeit seines Lebens Kammerdiener gewesen
wäre. Dann entfernte er sich froh wie ein König unter
Versicherungen treuester Ergebenheit.

Auf dem verborgenen Wege, eben so unbemerkt wie er
gekommen war, entschwand er aus dem Palaste. Es war
bereits Morgennähe, ein heller Schein lichtete den Nebel,
und gegenüber auf einem Eckpilaster eines Portals saß eine
Gestalt wie kandirt, Haare, Bart und Kleidung mit hellen
Tropfen bereift. Przebracki strich an ihr vorüber und er-
kannte Baruch. Er hatte sich auf des Schulmeisters
Droschke hinten aufgesetzt, um zu sehen, wo dieser hinführe,
und mit Erstaunen bemerkt, wie er ihn zum Grafen S.
schleichen sah. Hier wollte er seine Rückkunft abwarten
und war soeben eingeschlummert.

Der Schulmeister stutzte. Daß er lange hier gesessen
hatte, dafür zeugte die Kälte der Hände und der starre
Reif, der ihn umgab. Im Augenblicke war es ihm klar,
daß er ihn belauscht habe. „Der Sache müssen wir auf
die Spur kommen!" sagte er zu sich und den Schlaftrun-
kenen unterm Arm nehmend, rief er: „Nun, das nenn'
ich mir eine tolle Nacht und schön verschwärmt. Komm,

wir wollen uns den übernächtlichen Rausch durch ein warmes Frückstück verscheuchen."

„Wa — was?" schrie Jener, sich die Augen reibend.

„So komm nur!" sagte Przebracki, „es soll Dir bald Alles klar werden."

9.

Am andern Morgen sehen wir Graf S. große Toilette machen, und die Staatsuniform wird angelegt, und wie der Kammerdiener die Schachtel mit den Ordensinsignien hinhält, wählt der Graf aus der Menge das große Band des Stanislausordens, und um der russischen Autoritäten willen den Brillant-Stern von Alexander Newski. In diesem glänzenden Aufzuge fährt der stattliche Greis zur Herzogin, Marschallin von G., die ihn bei ihrem Lever angenommen hat.

In einem prächtigen Neglige' ruht sie in einem Bette von Rosenholz, über welchem sich ein reicher Thronhimmel von gelbem Seidenstoffe wölbt, und hat die warme Decke bis über die Brust gezogen. Lächelnd streckt sie dem eintretenden Grafen die blendend weiße Hand entgegen und sagt ihm eine Artigkeit, daß er sich in einer Angelegenheit, sie betreffend, wie er ihr hatte sagen lassen, zu ihr bemühe.

Er nimmt Platz auf einem der Armsessel, die in zwei Reihen vom Bette bis zur Thür das Zimmer theilen, und langt die Brieftasche hervor, die er mit folgenden Worten überreicht:

„Ein Zufall, Madame, brachte mich in den Besitz die-

ser Schreiben, und macht mich so glücklich, sie Ihnen unverletzt zuzustellen. Wie sie in meine Hände gekommen sind, verlangen Sie nicht zu wissen, ich möchte nicht gern Ihnen Abscheu und Furcht einflößen, da Sie so kurz erst in diesem Lande wieder sind, das — seitdem Sie es das erste Mal verließen, freilich eine andere Physiognomie bekommen hat."

Die Herzogin sah bedeutend den Grafen an, betrachtete flüchtig die Siegel und die Aufschriften, und sagte dann gerührt:

„Ich bin Ihnen großen Dank schuldig, mein Herr. Obgleich diese Schreiben in der That nichts enthalten, was nur einigermaßen auf die dem ganzen Europa bevorstehenden großen Ereignisse Einfluß haben könnte, so würde mich doch dieser Verrath in Verlegenheit gebracht haben, indem vertraute Freundschafts- und Familienverhältnisse zu Kenntniß Anderer dadurch gekommen wären. Nehmen Sie also nochmals meinen innigsten Dank."

Der Graf entfernte sich vom Bette der Herzogin, damit sie die Briefe ungestört lesen könne, und begab sich in ein Nebenzimmer, wo mehre junge Herren im eifrigen Gespräch begriffen waren. Es waren Russen, die nach kurzer Begrüßung nicht eben dem eingetretenen Magnaten große Aufmerksamkeit schenkten. Ein Beweis, daß kein Agent der geheimen Polizei unter ihnen war.

Ihr Gespräch drehte sich um die Lieblingsthemas der jungen Russen von gutem Tone, die Mädchen und die Orden, oder Auszeichnungen, wie sie es nannten. Man sprach mit einem Eifer davon, daß Der das Annenband erhalten habe, daß es Jenem entgangen sei, und daß der heutige Courier mit einem halben Dutzend neuer Ukasen mehre Dutzende neuer Auszeichnungen mitgebracht habe.

Man sagte vorher, wer den Annenorden am Degen, den Wladimir mit der Schleife, oder das Commandeurkreuz erhalten würde, und man stritt sich darüber, als wenn dies Dinge von der größten Wichtigkeit wären. Eben so hitzig ging es bei dem Kapitel der Mädchen zu. Doch war von einem Geiste mittelalterlicher Ritterlichkeit wenig bei diesen modernen Rittern des Annen- oder Wladimirordens zu entdecken.

Unterdessen waren einige Polen in das Zimmer getreten, die mit Ehrerbietung den Grafen S. umgaben und sich freueten, ihn in dem Zirkel der Marschallin zu erblicken. Auch der Schwager derselben war erschienen.

Obgleich die Jahre und das Leben in Schlachten und auf Märschen das Aeußere sehr verändern, so gehörte doch ein hoher Grad von Kühnheit dazu, sich unter angenommenem Namen, von einer Menge wachsamer Polizeispione stets umgeben, in der Hauptstadt des Reiches, der Residenz des Statthalters, zu zeigen. Die jungen Russen schienen keinen Argwohn zu haben und umringten den interessanten Mann, den sie für einen französischen Grafen, den Schwager der Herzogin, hielten, indeß die anwesenden Polen sich begnügten, ihn aus der Ferne stillschweigend zu beobachten. Während dieses Zwischenspiels hatte sich die Dame des Hauses hinter einer spanischen Wand völlig angekleidet aus dem Bette erhoben, und erschien nun in dem Zirkel ihrer Gäste im Besuchzimmer.

Man brachte Chocolade und einer der Anwesenden trug zur Harfe eine zärtlich schmachtende Romanze in russischer Sprache vor.

Man hörte mit gespannter Aufmerksamkeit zu und war entzückt, als der Sänger geendet hatte.

„Welch ein himmlisches Lied!" rief ein junger Russe.

„Wer sagt nun noch, daß unsere Sprache nicht melodisch sei und des zartesten Ausdrucks fähig? Ist nicht das Tschi, Tscha eben so häufig da, wie im Italienischen, und haben wir nicht auch Ueberfluß an Vocalen a, o und u? Haben Tarutino, Beresina, Kaluga, nicht so schönen Klang, als ob es italienische Namen wären, und kann man an Demidow, Amiljanikow, Tschornoi und dergleichen wohlklingenden Worten etwas aussetzen?"

„Nicht alle russischen Lieder lassen sich so leicht singen, als das, welches hier soeben vorgetragen wurde," sagte die Herzogin, „und glauben Sie nicht, meine Herren, daß es eine blinde Vorliebe für meine Muttersprache verräth, wenn ich den polnischen Liedern hierin den Vorzug gebe. Die polnische Sprache in dem Munde einer gebildeten Frau soll ja wie die lingua toscana in bocca romana das Wohllautendste sein, was die sarmatischen Sprachen aufweisen können."

Die anwesenden Polen nickten beifällig und umstanden ihre Landsmännin, als sie dieses sprach, während die Russen spöttisch lächelten. So unverholen gab sich eine kleinliche Eifersucht in Allem kund, was sich auf Nationalität bezog.

„Wer ist der Dichter und wer der Tonsetzer der Romanze, die uns soeben entzückte?" fragte Graf S., augenscheinlich um dem Gespräche einen neuen Umschwung zu geben.

„Der Cesarewitsch — " erwiderte hingeworfen der Sänger.

„Constantin?" riefen verwundert die Polen.

„Der Großfürst?" schrie laut auflachend ein junger russischer Fürst in der Uniform der litthauischen Garde, dessen jugendliches Herz unter zwölf Ordenszeichen verschiedener

Monarchen schlug, für die er nichts gethan hatte und die ihm die wichtigen Dienste seines Vaters erwarben. „Seit wann treiben Se. Kaiserliche Hoheit dergleichen Spielereien?“ setzte er hinzu.

„Jetzt treibt er sie wol nicht mehr. Aber es ist wahr,“ sprach die Herzogin, „daß er mehre Lieder gedichtet und componirt hat, die ihm die Liebe zu einer schönen Französin einflößte. Sie hat mir einige davon mitgetheilt —“

„Doch wird er sie ihr wahrscheinlich nicht vorgesungen haben,“ bemerkte ein junger Pole ziemlich vorlaut. „Denn so melodisch die russische Sprache auch ist, das Organ und die Aussprache des Cesarewitsch würde ihr allen Wohlklang rauben — so viel Macht er auch über sie auszuüben vermag und so kräftig er sich in ihr auszudrücken versteht.“

Die Marschallin blickte verweisend nach dem Sprecher, die Russen sahen wild nach ihm hin, und der alte Graf S. suchte schnell die augenblickliche Pause mit einer Bemerkung auszufüllen.

„Es scheint, daß die slavischen Sprachen eben so leicht wie die südlichen sich den Improvisationen leihen und daß die Gabe hierzu vorzugsweise uns angeboren wird. Man denke an die niedlichen Liedchen, die von dem russischen Landmanne gehört werden, die entstehen — Niemand weiß auf welche Weise — die viele Jahre sich erhalten und von den immer neu entstehenden nicht verdrängt werden.“

Der alte Herr hatte offenbar diese geringfügige Bemerkung angebracht, um den Russen ein kleines Compliment zu machen, da es sich ja hier lediglich um den Vorrang der Sprachen handelte. Aber sogleich war ein junger Pole da, der anzuführen wußte, daß „die Gabe der Improvisation am überraschendsten sich bei den Krakusen offenbarte, die bei ihrem Nationaltanze, „dem Krakowiek“, die niedlich-

sten Verse, schalkhaft, frivol, derb — doch immer geistreich und witzig improvisirten."

„Und man erinnere sich nur noch," setzte ein älterer Herr hinzu, „was unsere berühmte Landsmännin, die Signora Campi äußerte, als sie bei uns Rossini's Tancred zum Erstenmale in polnischer Sprache auf die Bühne brachte. Sie erklärte, daß sich ihr die Worte der Uebersetzung leichter zum Gesange fügten, als die Worte des ursprünglichen Textes."

„Gedenken Sie noch des wahren kaiserlichen Geschenkes, das ihr Alexander überreichen ließ," fügte schnell Graf S. hinzu, „ihr unschönes Gesicht nahm sich an demselben Abende, wo ich mit ihr in Gesellschaft war, in dem blendenden Strahle der diademartigen Aigrette ganz passabel aus —"

„Ich hörte die Campi damals als achtjähriger Knabe," sagte dreist ein polnischer Cadett, „und obgleich ich nichts von ihrer Kunst verstand, so interessirte mich doch der Umstand, daß die berühmte Frau eine Polin war und mir das „di tanti palpiti" verständlich vorbrachte. Aber daß die große Sonntag unserer herrlichen Sprache ein Lob ertheilte, nachdem sie mehre Nationalmelodien in einer Abendgesellschaft bei meinem Vater vorgetragen hatte, das hörte ich aus ihrem eigenen Munde und das machte mir eine überraschende Freude."

Die Russen waren ziemlich einsilbig geworden. Einige lächelten spöttisch und äußerten unverholen, wie die Weichheit der polnischen Sprache sich auch auf den Charakter des Volkes übertrüge, der leicht jedes Eindrucks fähig bei allen Gelegenheiten sich gezeigt habe; Andere wandten sich mit vornehmer Miene zu andern Gegenständen und die Herzogin war verlegen, wie sie die getrennten Interessen nach

einem gemeinsamen Berührungspunkte leiten sollte, welches unter den obwaltenden Umständen selbst für die feinste Weltdame ziemlich schwierig erschien, als ein günstiger Zufall ihr zur Hilfe kam. Die Thür wurde nämlich weit aufgerissen und der voraustretende Diener rief laut den Namen eines neuen Gastes aus.

10.

Im einfachen Frack, ohne irgend ein Zeichen seiner hohen Würde, trat nun ein großer, ziemlich starker Mann mit freundlichem Lächeln in das Zimmer.

Der Mann ward gehaßt von allen Polen, wie noch nie ein Feind gehaßt worden war; dabei wurde er gefürchtet, wie noch nie ein unumschränkter Machthaber. Und weshalb? weil er ganz und gar Russe war. Von dem Gefühle seiner hohen Würde durchdrungen, die er im Staate bekleidete, war er übermäßig stolz; in seinem Amte, das ihm auferlegte, die widerspenstigen Polen dem russischen Scepter zu beugen, war er übermäßig streng; als Staatsdiener hielt er fest an den ihm ertheilten Vorschriften, und nur wo diese nicht ausreichten, trat seine Willkür ein; dabei beschützte er eine Menge von Günstlingen, beförderte eine Menge von Leuten, die ihm die auf unerlaubtem Wege Andern entlockten Geheimnisse hinterbrachten, und war nicht frei von Nationalstolz wie von Nationalhaß.

Zu diesem Allen kommt hinzu, daß er stets im öffentlichen Leben eine Freundlichkeit und Herablassung affectirte, die ihn nicht wohl kleidete, da jener noble Anstand ihm

fehlte, ce sourire héréditaire des grands, wie Victor Hugo sich so treffend ausdrückt.

Seine Erscheinung im Privatleben charakterisirte ganz und gar nicht den Mann von feiner Welt. Hier konnte man von ihm den Ausdruck gebrauchen: „er ließ sich gehen.“ Seine Familiarität, die mit einem ziemlichen Grade von Gutmüthigkeit verschwistert schien, erschreckte die Meisten seiner nähern Umgebung, und man glaubte die Kralle zu fühlen, wenn er seine Hand auf die Schulter eines Andern legte. Wie leicht war es auch möglich, daß eine vorlaute Aeußerung ein Mißverständniß herbeiführte, das sogleich die Willkür des Mächtigen hervorrufen konnte, die schrankenlos nach einem Bereiche schweifen durfte, an den ein bloßer Gedanke schon Grauen erweckte. Nicht Sklavensinn, nicht eine peinliche Furcht vor dem sicher Eintreffenden, ließ schwache Menschen in solcher Nähe bleich werden, nein — auch der Stärkste, der jeder Gefahr — wenn sie erschien — kühn entgegentrat — fühlte sich unheimlich, — denn eine stete Besorgniß war es, die ihn quälte, die Besorgniß vor möglichen, nicht zu berechnenden Folgen.

Die Polen traten verwirrt zurück bei dieser Erscheinung, die sie hier nicht vermuthet hatten. Die Russen schwiegen in Ehrfurcht vor dem Höhern.

Eine Pause war eingetreten, welche die Verlegenheit der Dame durch einige allgemeine Fragen zu heben gedachte.

Der Fremde, den ich Herr v. N. nennen will, sah mit scharfem Blicke im Kreise umher, der sich verneigend rings um ihn gereiht hatte; dann wandte er sich zur Herzogin, mit den Worten: „Es thut mir wahrlich leid, durch mein Erscheinen die Unterhaltung gestört zu haben. Ich will mich

sogleich wieder entfernen, und hoffe, daß Sie den Faden bald wieder auffinden werden."

Noch ehe die Herzogin ihre höfliche Einwendung machen konnte, rief der polnische Cadett: „O nicht doch, unsere Unterhaltung paßte nicht für diese Gesellschaft, sie war auf dem Punkte, in eine akademische Disputation über die Vorzüge der verschiedenen Zweige der slavischen Zungen auszuarten, und Ew. Excellenz mögen von solchen Dingen eben so wenig sprechen hören als ich."

Die Anspielung auf die Zungen oder Landsmannschaften in den geheimen Verbindungen auf den Universitäten, die unter dem Namen: der slavische Bund, bekannt geworden waren, wurde verstanden und obgleich sehr unüberlegt vorgebracht, erregte sie doch Vergnügen bei dem einen Theile der Gesellschaft, da der Mann, auf den das Geschoß gerichtet war, eine linkische Verlegenheit nicht verbergen konnte.

„Wasche... (die gewöhnliche Abkürzung der russischen Höflichkeitsformel, das vuestra merced des Spaniers) werden uns gern mittheilen, was wir von der neuen Sängerin zu erwarten haben, die gestern im Salon Sr. Kaiserlichen Hoheit Proben ihrer Kunst abgelegt hat," warf schnell ein Russe hin, um Herrn v. N. in ein gern durchjagtes Revier zu bringen, allein der Empfang hatte zu unvortheilhaft auf die Laune des Gestrengen gewirkt und kurz fertigte er den Frager ab, der übrigens wenig Tact bewiesen hatte.

„Ich komme lediglich, sagte Herr v. N. zur Herzogin gewendet, „um Ihnen selbst einige Briefe einzuhändigen, die von der Behörde einem eingefangenen Spitzbuben abgenommen worden sind. Wie er dazu gelangt sein mag, ist noch nicht ermittelt, wahrscheinlich hat er sie mit der Brieftasche, worin er Banknoten vermuthete, dem Eigenthümer aus der Tasche gezogen. Es gereicht mir zum Vergnügen,

daß der Zufall es so günstig lenkte, Sie in den Besitz dieser Briefe gelangen zu lassen, die durch einen Privatcourier aus Frankreich gesandt, vielleicht des Angenehmen und Interessanten recht viel enthalten mögen."

Da er diese Worte geendet hatte, überreichte er der Herzogin die Briefe, welche Przebracki nach jenen verfertigte, die er dem Grafen S. in vergangener Nacht gebracht, und welche sich bereits durch diesen in den Händen der Herzogin befanden.

Es entging den scharfen Blicken des Staatsmannes nicht, wie zögernd und hocherröthend unter der Schminke, die Dame Briefe aus seiner Hand empfing, die sie nach ihrer Meinung schon erhalten hatte, oder nur mit Besorgniß vor Verrath von ihm empfangen konnte. Sie trat kopfschüttelnd einen Schritt zurück, indem sie in eine Falle zu gehen befürchtete, doch als sie die hingehaltenen Briefe nehmen mußte, die Aufschrift und das Siegel betrachtete, sagte sie mit Befremden, Hand und Siegel sind mir ganz fremd, und ich würde nicht glauben, daß an mich diese Schreiben gerichtet sind, wenn nicht die Aufschriften ganz deutlich es aussprächen. Es ist also eine verzeihliche Neugierde, wenn ich zu entschuldigen bitte — —" und somit zog sie sich mit ihren Briefen in eine Fensterecke zurück, um sie zu öffnen.

Herr v. N., der in dem Erstaunen der Herzogin eine künstliche Verstellung sah und schon hierdurch die Ueberzeugung ihrer geheimnißvollen Verbindungen mit bedeutenden Personen des Auslandes geschöpft haben würde, wenn er nicht schon vor ihrem Eintreffen davon zur völligen Gewißheit überzeugt gewesen wäre, wandte sich lächelnd ab, da er den unbedeutenden Inhalt der Briefe ja bereits kannte, indem sie in seinem „bureau secret" geöffnet worden waren. Er rief daher, um die Leserin unbekümmert, einem Garde-

Obristen freundlich zu: „wie ihm seine neue Tschetworka gefalle, die er erst seit einigen Tagen von seinen Gütern am Don erhalten habe.“

Der Obrist hatte sie noch nicht gesehen.

„Sie hält unten,“ sagte Herr v. N., und alsbald stürzte Alles nach den Fenstern, um das prächtige Viergespann zu sehen, das an der leichten Wurst auf antike Weise vorgelegt war.

Alles erschöpfte sich in Bewunderung der vier falben kleinen Pferde, deren lange weiße Mähnen und Schweife den Boden kehrten. „Sie sollen sie laufen sehen,“ sprach Herr v. N., „die Gallopins an der Seite haben Mühe, es den Paßgängern in der Mitte gleich zu thun. He, Iwan!“ schrie er zum geöffneten Fenster hinaus, „jage zehnmal um den Platz —“

Und kaum waren diese Worte ausgesprochen, so erscholl ein gellendes „Paddi!“ dem ein durchdringender Pfiff folgte, und den breiten Hut fester auf die glattliegenden, fetten, gradgeschnittenen Haare gedrückt, jagte Iwan mit seinen Vieren um den Platz herum, daß den Zusehern Hören und Sehen verging und spielende Kinder, Obstverkäuferinnen, vorübergehende Gewerbsleute, und vornehme Pflastertreter schreiend und fluchend auseinanderstoben, bis sie, auf Treppen und in Thüren postirt, in Sicherheit frei aufathmend ihre Blicke zu dem Fenster der Herzogin sandten, und darin ein Gesicht erblickten, das ihnen mehr Schrecken einflößte, als das schnaubende Viergespann und der schreiende Kutscher.

Das Staunen der Zuschauer wuchs immer mehr und mehr. Russen und Polen sind geborne Pferdeliebhaber und besonders wird diese kleine Rasse sehr geschätzt, wenn sie ausgezeichnet schön und gut eingefahren ist. Die kleinen Paßgänger in der Mitte, die mit unzähligen kleinen, trip-

pelnden Wechselschritten eben so schnell zum Ziele kommen müssen, während die beiden Größern in der Wildbahn im fliegenden Galopp dahinsausen, waren nach dem Ausdrucke jener Herren: „zum Küssen," und als sie endlich ihrem Character getreu, der ihnen durchaus verbietet, in Galopp zu kommen, indem sonst der Kutscher von den vier Galoppirenden gezogen, unfehlbar den „Hals brechen müßte," auf die Hinterfüße gestemmt, sich von den wilden Kameraden fortreißen ließen, da brach der Jubel unaufhaltsam los, der so lange währte, bis zehnmal die Räder um die Arena gedonnert hatten, ein Ruck des geschickten Kutschers zeigte, wie der scheinbar ungebändigte Taumel der Rosse sich durch eine Bewegung der Hand in starren Gehorsam verwandelte, und die ruhigen Einwohner den öffentlichen Platz wieder für ihre mannigfaltigen Geschäfte benutzen durften.

Die Anwesenden warfen dem Dentschik einige Goldstücke als Lohn seiner Geschicklichkeit zum Fenster hinaus und die Gesellschaft wandte sich mit lauten Acclamationen der Bewunderung nach dem Zimmer zurück, wo bis dahin unbemerkt Graf S. bemüht gewesen war, der Herzogin einigen Aufschluß über die Briefgeschichte zu ertheilen.

11.

Noch standen die Meisten am Fenster, aber nicht mehr ihr Augenmerk auf die Pferde gerichtet, sondern die Blicke von seltsamem Feuer erglänzend, da sie eine Erscheinung gewahr wurden, die damals im Stande war alle Herzen zu elektrisiren und Polen und Russen zu einem Gefühle der Bewunderung zu stimmen.

Die Seiltänzerin! Die Seiltänzerin!" murmelten die jungen Herren, und schnell wurden Augenwaffen herausgezogen, ja einige armirten ihre Sehwerkzeuge doppelt und wähnten, so mehr von der Lieblichkeit der Vorüberwandelnden in sich aufnehmen zu können.

Das Mädchen war in Warschau unter dem Namen der Seiltänzerin bekannt, obgleich sie Niemand auf dem Seile tanzen gesehen hatte.

Ihr Vater, bei dem sie lebte, war nämlich der als Seiltänzer, Kunstreiter und Taschenspieler wohlbekannte van Pool, unter welchem — wie man allgemein glaubte — angenommenen Namen er vor ungefähr zehn Jahren sich großen Ruhm und viel Geld erworben hatte. Ein Kind, das ihm damals bei seinen Künsten half, erregte durch seine Schönheit und Geschicklichkeit die größte Bewunderung. Nun hatte sich der Mann in seiner Heimat in Ruhe gesetzt und führte ein zurückgezogenes Leben. Mit keinem Menschen ging er um, und sein räthselhaftes, geheimnißvolles Wesen, sowie sein abschreckendes Aeußere, war auch nicht dazu geeignet ihm Herzen zu gewinnen.

Aus dem geschickten, lieblichen Kinde war ein Mädchen von so seltenen Reizen geworden, daß ihr Anblick Alles entzückte. So schwebte sie denn auch hier vorüber, und welch artig Ungefähr! Ihre Schritte lenkte sie dem Palaste zu, von wo ein Heer von Augen gierige Blicke nach ihr schoß.

„Sie macht der Herzogin ihre Aufwartung," spottete ein junger Russe.

„Sie wird durch Dich angezogen, wie ein Schiff vom Magnetfelsen," warf ein Anderer ihm leicht hin.

„Ich möchte sie einmal gar zu gern in der Nähe sehen," äußerte der Garde-Obrist.

„Und haben Sie das noch nie?" fragte Herr v. N.

„Sie nimmt keine Besuche an und soll sehr spröde sein —“ erwiderte der Andere.

„Wenn gleich“ sagte Herr v. N., „es bleibt immer der Mühe werth.“ Und einen scheuen Blick warf er zurück ins Zimmer, um zu sehen, ob er von der Herzogin bemerkt würde, diese jedoch stand noch immer im eifrigen Gespräche mit dem Grafen S., Alles um sich her unbeachtet lassend.

Da schob Herr von N. das große Fenster rasch in die Höhe und rief seinem Dentschik einige russische Worte zu, die von einem Winke nach der Schönen begleitet waren, welche nunmehr die Mitte des großen Platzes erreicht haben mochte.

Der Kutscher schien für solche Weisung gut einstudirt zu sein und machte mit seinem wilden Viergespann ordentlich Jagd auf das Mädchen.

Wie ein Heer von Irrwischen umflirrte es den Platz, die russische Equipage schien zu fliegen; das Mädchen in der Mitte des weiten Platzes, fern von der schützenden Nähe der Häuser, schwankte hin und her wie ein Nachen beim Sturme auf offenem Meere. Sie strengte alle ihre Kräfte an zu entkommen, aber welche Richtung sie auch nehmen mochte, der geschickte Kutscher verrannte ihr den Weg und trieb sie endlich so in die Enge, daß sie halb ohnmächtig in das Portal des Palastes stürzte, in welchem die Urheber dieser teuflischen Lustbarkeit sie erwarteten.

„Jetzt haben Sie sie ganz in der Nähe,“ sagte Herr v. N. leise zum Garde-Obristen, „und in einem Zustande, wie Sie ihn nicht besser wünschen können.“

Die Herren verließen schnell das Zimmer, um — Hülfe zu leisten.

Die Herzogin fragte: „was den plötzlichen Aufbruch veranlasse?“

„Ein Mädchen ist fast überfahren worden und flüchtete sich in den Palast," war die Antwort.

Die mitleidige Dame sandte sogleich ihren Flacon mit Eau de Luce, den sie am Halse trug, durch ihre Kammerfrau hinunter und ließ sich nach dem Namen des Mädchens erkundigen, indem sie recht böse sagte: „die Barbaren — sie stiften nichts als Unheil an!"

12.

Unter der Vorhalle im wohnlichen Zimmer des Erdgeschosses, das der Burggraf (Hausmeister) mit seiner Familie bewohnte, lag auf dem Sopha das Mädchen, die Seiltänzerin genannt, in einem bedauernswürdigen Zustande, von einem Kreise junger und alter Wollüstlinge umstanden, die ihre Augen an dem Anblicke weideten.

Das einfache weiße Kleid, das den ängstlich athmenden Busen der Armen beengte, war geöffnet und das kurze, schnell aufeinander folgende Luftschöpfen hob und senkte mit stetem Wechsel die Brust: die Adern am Halse waren angelaufen und hatten ein Incarnat in die Wangen ergossen, das sich bis in die großen Augen erstreckte und sichtbar wurde, wenn die gesenkten Wimpern sich hoben und ein schnellschießend wilder Blick über die Versammlung hinweg flog. Die Lippen waren trocken und halbgeöffnet, und dann und wann wand sich ein leiser Seufzer daraus hervor. Die weißen, eiskalten Hände fuhren von Zeit zu Zeit über die Stirne, um die losgegangenen Haare daraus wegzustreichen.

Die Familie des Burggrafen und die Kammerfrauen

der Herzogin waren froh, das Leben wieder in dem Mädchen hervorgerufen zu haben, die alsbald, wie sie in das Zimmer getreten war, todtenähnlich zusammenstürzte. Jetzt da die größte Gefahr vorüber war, wandte sich die Sorge der guten Leute auch auf andere Gegenstände und da bemerkten sie das Ungeziemende der Umgebung, und besorgten sogleich, daß das Schauspiel den unlautern Männerblicken durch eine spanische Wand entzogen würde.

Die Herren verließen nunmehr das Zimmer, nicht ohne reiche Spenden zurückgelassen zu haben, und versprachen, sich nach dem Zustande der Patientin zu erkundigen.

„Sie ist wahrlich schön!“ sagte entzückt der Garde-Obrist, indem er die Treppe wieder hinaufstieg.

„Sagt' ich's Ihnen nicht?“ fügte Herr v. N. hinzu.

„Und tugendhaft?“ fragte der Andere.

„So viel bis jetzt von ihr verlautete, ja —“ erwiderte v. N.

Hier hatten sie das Besuchzimmer erreicht. Die Herzogin erkundigte sich ängstlich nach dem Zustande des Mädchens und als sie darüber beruhigt wurde, beschloß sie, dem Vater Nachricht ertheilen zu lassen, daß seine Tochter, des Unfalls wegen, diese Nacht in ihrem Palaste zubringen würde.

Die Gesellschaft entfernte sich. Man bedauerte scheinbar die unangenehme Störung, doch nicht ohne Neid schielten die jungen Herren nach dem Zimmer des Burggrafen, wie dessen Thür sich dem mächtigen Worte des Herrn v. N. öffnete, der an der Seite des Garde-Obristen zu dem Lager der entschlummerten Kranken treten durfte.

13.

Van Pool's Wohnung war von dem Palaste der Herzogin sehr weit entfernt und Abend war's, als der Vater die Nachricht von dem Unfall erhielt, der sein Kind betroffen hatte. Er machte sich sogleich auf den Weg, indem er einen kleinen Wagen bespannte, um die Kranke darauf nach Hause zu fahren, denn es schien ihm unangenehmer noch, als der Unfall selbst, sie des Nachts in der fremden Umgebung zu lassen.

Im matt erhellten Zimmer lag das Mädchen noch im halb ohnmächtigen Schlummer da, die sorgliche Hausfrau neben dem Sopha sitzend, einige Kinder sprachen leise, um die Kranke nicht zu wecken, da öffnete sich knarrend die Thür und alle fuhren entsetzt in die Höhe.

Man muß bedenken, daß einem Jeden, der die Gestalt des Eintretenden zum ersten Male erblickte, Grauen und Entsetzen natürlicherweise nicht fern bleiben konnte. Eine Athletengestalt, worauf ein großer Kopf saß, in dessen Gesicht sich alles Abstoßende vereinigt zu haben schien. Struppiges, rothes Haar, ein eben solcher sehr buschiger Backenbart und Augenbrauen, eine ungeheure Nase und ein Mund, der füglich ein Rachen genannt werden konnte. Zu dem Allen noch zwei große schielende Augen und das Schreckensbild ist fertig, das in die Stube des Burggrafen eintrat. Es war van Pool.

„Wo ist meine Tochter?" fragte er mit einer Hast, worin sich eine große Aengstlichkeit zeigte, „hat sie die Besinnung verloren? redet sie irre?"

Die Burggräfin stand auf, nachdem sie sich von dem ersten Schrecken erholt hatte, und ließ ihn am Bette Platz nehmen.

Er betrachtete das Mädchen lange Zeit aufmerksam, endlich fragte er: „und in diesem Zustande befindet sie sich nur? hat sie nicht getobt — gerast — hat sie nicht verworrene Dinge gefaselt?" Die Hausfrau verneinte.

„So ist's gut! so hat's nichts zu sagen!" sprach er mit tiefer Stimme. „Legen Sie sich nur zur Ruhe, ich will ihren Schlaf bewachen," setzte er hinzu.

„Daß ich auch meinen Wagen mitnehmen mußte," brummte er mürrisch.

„Mein Mann soll ihn in den Stall ziehen," sagte die Hausfrau.

„Nicht doch," rief er schnell, „die wenigen Stunden bis zum Morgen kann er vor der Thür stehen. Mein Pferd ist nicht von Zucker — und wer weiß — ob ich nicht, wenn sich mein Kind erholt hat, noch in der Nacht nach Hause fahre."

„Die Halle bleibt offen," bemerkte die Frau, die den unheimlichen Gast gern fortgehabt hätte, denn die Kinder hatten sich an ihren Rock geklammert und schrien ängstlich, als sie in die finstre Kammer zu Bette gebracht wurden.

Es war Mitternacht, der Burggraf hatte die Lichter und Lampen in den Gängen alle ausgelöscht und ging zur Ruhe, beim Vorübergehen an van Pool, der eingeschlafen zu sein schien, stutzte er zurückprallend, die Frau rief ihn aber in die Kammer und unterrichtete ihn von Allem.

Es war ein Uhr nach Mitternacht, die Hausleute schnarchten laut im Bette, die Wanduhr pickte, die Kranke schlief sanft, auf van Pool's Augen hatte sich noch kein Schlaf gesenkt. Funkelnd späheten sie zu gleicher Zeit nach rechts und links, die Ohren spitzten sich, wie die eines Raubthieres auf dem Lager von getrockneten Blättern in der

Wildniß, wenn es lauschend emporfährt und den Fraß wittert.

Er erhob sich leise, zog eine kleine Blendlaterne hervor, um die Thür zu finden, und versteckte sie dann wieder unter die lange Weste, indem er in die Halle hinaustrat. Der kühle Luftzug durchschüttelte ihn, sein Pferd wieherte ihn an, der Hofhund heulte und die Hähne der Nachbarschaft kräheten dem Morgen entgegen. Mit einem unterdrückten Fluche über den Lärm, zog er wieder die Blendlaterne, um die Treppe zu finden, er hatte sie und stieg hinauf.

Alles still, mit angezogenem Athem und Filzschuhen über den Stiefeln, schritt er einen langen Gang entlang. Er war sich selbst nicht bewußt, was er eigentlich wollte. Er mußte vor Allem die Gelegenheit kennen lernen. Durch die Ritze einer Thür schimmerte Licht. Er näherte sich. Ein lebhaftes Gespräch wurde in diesem Gemache gehört. Eine Frau und ein Mann waren darin. Die geheimsten Dinge wurden besprochen, da man den Lauscher nicht vermuthete. Van Pool horchte; kein Wort entging ihm. Jetzt beugte er sich knirschend zum Schlüsselloch — er blickte hindurch — und genug hatte er gesehen und gehört, wie ein Tiger sprang er leis in wilden Sätzen den Gang entlang die Treppe hinunter in das Zimmer des Burggrafen. Hier ergriff er seine Tochter mit starkem Arme und warf sie sich über die Schulter, wie ein Fischer das Netz, ein leises Ach, das der Schlafenden entfuhr, erstickte das Schnupftuch, das er ihr vor den Mund hielt. Hinein in den Wagen und fort ging es, unhörbar über die ungepflasterten Stellen des Platzes, wie ein Geisterfuhrwerk.

Der Morgen dämmerte grau, als er bei dem Hotel des Herrn v. N. vorüberfuhr.

„Im Vorbeiziehen nur,“ brummte er, und hinein eilte

er, über die Seitentreppe im Hofe, durch die geheimen Gänge, wie sie alle Großen in ihren Hotels haben, um ihre Vertrauten ungesehen vor sich zu lassen. Er stand an der Fallthür und stieß mit dem Kopfe daran, daß der Riegel sich hob.

Herr v. N., der nicht schlafen konnte, bemerkte die Bewegung.

„Wer ist's?" rief er leise.

Mit innerm Grauen vernahm er die Antwort. Er schob den Riegel weg und van Pool's schreckliche Gestalt stieg aus dem Boden vor ihm auf, gleich dem bösen Geiste, von dem unsichern Flimmer der Nachtlampe schaurig beleuchtet.

„Ich weiß, was Ihr mir für Streiche macht, gestrenge Erlaucht!" schnob er den Mächtigen an; „doch heut hat's große Dinge zu Wege gebracht. Ich habe Entdeckungen gemacht, die uns nützen. Doch laßt jetzt nur einmal die Spionage aus dem Spiel und handelt. Gebt mir und meines Gleichen zu thun. Blut muß fließen, sonst verliert Ihr das Spiel — und —" hiebei zog er den Dolch — „Ihr wißt, ich führe meine Streiche geschickt aus."

„Was hast Du erfahren, Freund?" sagte N., das Grauen bezwingend und seine Hand auf van Pool's Schulter legend.

„Jetzt ist nicht Zeit dazu — die Dirne — die Ew. Erlaucht fast zu Tode gehetzt haben —" rief er ihm zu — „muß ich erst nach Hause bringen. Doch morgen zu gelegener Stunde besucht mich. Ich werde meinen vornehmen Gast gebührend empfangen und ihm Nachrichten, frischgebackene, vorsetzen, aber die Sauce darf nicht fehlen — Blut — Blut muß fließen! Das Geschwür ist reif!" Hierauf kicherte er heiser und verschwand in dem Boden, unter welchem sich das Kichern bald verloren hatte.

Herr von N. sagte zu sich: „Blut! Blut! ja — wer sich damit so leicht abfinden könnte, als mit dem Andern!" und legte sich ins Fenster, wo er sah, wie van Pool mit seinem schnellen Fuhrwerke wie der Wind davonjagte.

14.

Welche Ursache am Abende des siebzehnten Septembers des Jahres 1830 in dem Cesarewitsch eine überaus heitere Laune erweckte, weiß der Mittheiler dieser Begebenheiten nicht, doch ist es nicht zu leugnen, daß sie so anhaltend — wir sprechen von einigen Stunden — die Bewohner von Belvedere nicht beglückt hatte.

Es überfiel diese Leute eine sonderbare Beklemmung. Fast ein ganzer Tag war verstrichen, wenn auch keiner von den längsten — und der Großfürst hatte kein mündliches Strafurtheil gefällt, pfiff, trällerte, sang auch wol mitunter, was ihm bei der Bildung seiner Stimmwerkzeuge wirklich schwer wurde, und erschöpfte sich in theils drolligen, theils derben Witzspielen, wozu es ihm keineswegs an Geist gebrach.

Er hatte eine lange Unterredung mit der Fürstin v. L. gehabt.

Dem Einflusse dieses Engels mochte wol ein Hauptgrund seiner Munterkeit beizumessen sein. Es konnte dem aufmerksamen Beobachter nicht entgehen, welchen großen Einfluß Frauen auf diesen unzähmbaren Charakter auszuüben vermochten. Rohheit und Wildheit, die sich darin paarten, waren keineswegs die Hauptzüge desselben, sondern schienen vielmehr in ihm gleich Schlangeneiern gelegen

zu haben, die von der angeborenen Macht, von dem Gefühle der rechtmäßigen Gewalt über Alles, zu jenen Ungeheuern ausgebrütet wurden, die Alles zerrissen, selbst die wenigen ursprünglich zarten Saiten dieses Charakters.

Die Fesseln der Convenienzheirath waren dem Großfürsten lästig gewesen; was sonst noch das Unglück dieser Ehe herbeigeführt haben mag, deckt der Schleier, hinter welchem sich die Familienverhältnisse hoher wie niederer Personen verbergen. Vieles ist von den Qualen bekannt worden, die der Gatte der Gattin bereitet haben soll; Einiges mag einem müßigen Erfindungsgeiste sein Entstehen verdanken. Wir erinnern an die Sage der zwölf Trommelschläger, die vor dem Kabinet der an Migräne leidenden Fürstin, auf Befehl, wirbeln mußten.

Die aufgedrungenen Fesseln zu sprengen, war des Großfürsten eifrigstes Bestreben. Je mehr Beharrlichkeit ihm entgegengesetzt wurde, desto ausschweifender griff er nach Mitteln, die seiner Macht willig entgegentraten. Die Trennung mußte erfolgen und Constantin sah sich frei.

Der wilde, dahinbrausende, unzähmbare, jeder Begier fröhnende, jeder Laune sich hingebende, keine Schranken kennende Gewalthaber, welch ein entsetzlicher Gedanke! Auch der Schatten von Zwang war gewichen, der freie Griffe in das Reich der Tugend und Züchtigkeit noch umhüllte, der Sittenlosigkeit war keine Schranke mehr gezogen, wer wird dem Mächtigen verübeln, was so oft sich der Mindermächtige, der Vornehme, der B e s i t z e r v o n w e n i g e n t a u s e n d S e e l e n erlaubte? Welch ein Unterschied von einem bloßen Fürsten zu ihm — dem Großfürsten, eine solch ungeheuere Kluft, daß dem Kühnsten davor schwindelte. Ueber die Kluft vom Leibeigenen zum Fürsten konnte des Selbstherrschers Gnade die gefahrlose Brücke bauen

aber den Fürsten zum Großfürsten machen, war das Werk des Entstehens.

Und dieser Mächtige war frei, hatte eine drückende Fessel abgeworfen, die einzige, die ihm Zwang auferlegte, um seinen Begierden zu folgen. Arme Väter! Bedauernswerthe Töchter des Landes! Das Heiligthum der Häuslichkeit wird entweiht, die Ehre der Familie wird geschändet werden. Welche Scenen werden wir zu schildern haben? Scenen, wie ein Prinz von Guastalla sie in seinem Duodezstaate auszuüben wagt, wo von einer Grenze zur andern sie sich die Nachbarn zurufen können, sie wird der Zweite im weiten Czaarsthum um so eher ausüben, da Raub und Verrath in einer Provinz ausgeübt, nie zur Kenntniß der andern Millionen kommen. Aber der Gewaltige kennt keine Begierden, er folgt seiner Neigung. Eine liebliche Französin, Madame F., hält ihn ganz und gar gefangen, und seine Roheit schmilzt bei ihren sanftern Sitten und die Liebe macht ihn menschlicher. Da beruft ihn die Vorsicht auf einen Thron. Sein kaiserlicher Bruder verleiht ihm das Herrscheramt in seinem Namen über die dem russischen Scepter anheimgefallenen Polen.

Ob diese Wahl nicht von dem falschen Gesichtspunkte entstand, das trotzige, ungestüme, zum Aufruhr geneigte Volk der Polen bedürfe einer Zuchtruthe, und Energie sei dem Großfürsten, bei schnellen Unternehmungen, die die Umstände erheischen könnten, nicht abzusprechen? Wir lassen es dahingestellt sein, weil wir darnach streben, eine kurze Andeutung über die Charakteristik eines Mannes zu geben, über den in letzterer Zeit viel Oberflächliches gesagt worden ist, und wie wir sie zum Behufe dieser Erzählung bedürfen, nicht aber uns in politische Erörterungen einzulassen.

Das Band mit Madame F. wurde zerrissen. Die Liebe

rührte Constantin's Herz. Uns werden Mährchen aufgebürdet, hör' ich rufen; und doch berichten wir nur Wahrheit.

Die junge himmlische Gräfin von G. erregte dies Gefühl — der Großfürst bewarb sich um ihre Gunst, und sie — noch dazu eine Polin, mithin eine geborne Feindin des Tyrannen, der ihrem Lande so manche Wunde zugefügt hatte, die nur wenige Jahre älter war, als seine verwünschte Herrschaft im Lande — sie liebte ihn wieder. Das Räthsel wäre gelöst, hätte Constantin den unwiderstehlichen Zauber der Schönheit besessen, aber das weiß der Himmel am besten, daß er ihn damit nicht besonders ausgestattet hatte. Außer einem, wenn gleich starken, doch ebenmäßig schönen Wuchs, der sich jedoch nicht in der besten Haltung gefiel, war ihm nichts zu Theil geworden, was ihm das Auge eines Weibes gewinnen mochte. Sein Gesicht trug den Stempel der russischen Nationalphysiognomie, jedoch auf eine Weise, daß sie an Karikatur grenzte. Dabei war seine Stimme mit grunzenden Gaumen- und Nasentönen untermischt, seine Aussprache hatte durch das herrische Befehlen von Jugend auf etwas kurz Stoßendes angenommen, das den unangenehmen Eindruck alles Uebrigen nur vermehren konnte. Und dieser Mann war liebenswürdig? Er muß eine Eigenschaft, die ihn dazu machte, in so hohem Grade besessen haben, daß sie alle eben hergenannten verdunkelte. Und er besaß sie. Er war von gutem Herzen — eine Gutmüthigkeit war bei ihm unverkennbar, die um so mehr anzog, als sie mit seinem Wesen im völligen Widerspruche stand, und den Gegensatz zu seinem übrigen Charakter abgab, von dem sie doch ein Theil war.

Wer das weibliche Herz kennt, weiß, welch einen Eindruck gerade diese Mischung auf dasselbe zu machen im Stande ist.

Es überredet sich so gern, daß es allein jene gute Saite zu stimmen versteht, daß es sie so mächtig zu schlagen weiß, die andern zu übertönen. Es überredet sich oft, daß ihm allein es gelingt, jenen beglückenden Contrast zu bilden, und schreibt sich alles Gute zu, was daraus entspringt. Und in diesem Falle war das Gute von Bedeutung und wog schwer in der einen Schale. Sicher ist es anzunehmen, daß so mancher allzu rasche Entschluß Aufschub, so manches rauhe Verfahren Milderung, so manche Thräne Linderung durch diese Frauen erhielt. Daß der Kaiser die Gräfin in den Fürstenstand emporhob, dies allein hätte sie wahrlich nicht bestimmen können, sich in der Blüthe der Jugend und Schönheit, selbst von dem Schimmer der Geburt umgeben, einem ungeliebten Manne zu opfern, den der Ruf ihrer kindlichen Phantasie wie ein Ungeheuer geschildert hatte, und dessen erstes Erscheinen bei ihr sie wahrscheinlich mit innerm Beben erfüllte.

Dies Band bestand noch, in seiner ganzen Stärke, am Abende des siebzehnten Septembers, dessen Vorfälle wir hier aufzeichnen, und die nächste Ursache der frohen Stimmung Constantin's wurde von seiner Umgebung, wie schon erwähnt, aus seiner Unterredung mit der Fürstin gefolgert.

Der Thee war servirt worden, der kostbarste, den die Karavanen von Chinas Grenzen herbeiführen und den die Russen auf eine eigenthümliche Weise zu bereiten pflegen. Einige Spieltische hatten sich gebildet und der Großfürst ging bald zu diesem, bald zu jenem, den Spielern in die Karte blickend und sich dann und wann auf die Schulter seines Lieblings, des Generals G. lehnend.

Nicht im entferntesten war es ihm anzusehen, daß ihm das neu organisirte polnische Linienregiment bei der Parade auf dem sächsischen Platze so viel Aerger gemacht habe.

Jeder vermied in solchen Fällen gern, das Gespräch auf diese Gegenstände zu lenken.

Es befanden sich mehre Polen in der Gesellschaft, nicht eben von hoher Geburt und Ansehen, sondern solche, die sich besonders in die Launen des Großfürsten zu fügen wußten, oder der russischen Herrschaft günstig gestimmt und von ihr persönlichen Vortheil ziehend.

„Nach und nach," sagte Constantin lächelnd zu einem armen polnischen Edelmann, der in der polnischen Kanzelei ein Aemtchen erlangt hatte und auch für „das geheime Fach" mitunter thätig wirkte, „nach und nach werdet Ihr schon einsehen lernen, daß wir Ausländer Euch zu Euerm Glücke leiten. Laßt nur erst die jetzige Generation heranwachsen, laßt nur erst die Kadetten der Militärschule in der Armee Stellen bekleiden — die haben schon mehr Sinn für Ordnung und Recht, weil sie dazu erzogen wurden. Ihr seid in Eurer Jugend vernachlässigt. Was habt Ihr vor Augen gesehen? wie ein Staat durch Unordnung und freche Empörung zu Grunde geht — und welche Lehre habt Ihr daraus gezogen? Keine! Was kann man von Euch daher erwarten? Bei den Haaren muß man Euch zu Dem hinziehen, was Euch nützt, und die Hand, die Euch dabei einige störrische Haare ausreißt, verwünscht Ihr — aber nur ruhig! In zehn Jahren wird es anders sein."

Diese schnell ausgestoßenen, nichts weniger als freundlichen Worte machten auf die anwesenden Polen einen nicht angenehmen Eindruck. Sie blickten auf die Karten oder lächelten, Keiner sah den Sprechenden an.

Das Bittere, was darin lag, daß der Großfürst die Russen „Ausländer" nannte, fühlte Jeder. Der arme Pole, an den die Worte anfänglich gerichtet worden waren, wollte

bemerken, daß beide Völker eines Stammes wären und was dergleichen allbekannte Dinge mehr waren.

Aber der Großfürst nahm das Kompliment übel auf und entwarf so schnell ein Bild der Eigenthümlichkeiten beider Völker in so grellen Farben, daß die Polen im Ingrimm verstummten und die Russen ein lautschallendes Gelächter ertönen ließen.

„Was Stamm? was Aehnlichkeit?“ rief Constantin. „War der Vater ein und derselbe, so gab es der Mütter zwei, eine Edeldame und eine Hure. Und waren beide Eltern dieselben, so ist das Eine ein ungerathenes Kind geworden. Worin besteht die Aehnlichkeit? sagt mir einmal: der Russe ist reinlich, trägt glattes, kurzgeschnittenes Haar, das ihm wie Seide die Stirn bedeckt, badet sehr viel, und ist geschickt zu jeder Arbeit und erfinderisch; der Pole ist schmuzig wie ein Schwein, hat gefilzte Weichselzöpfe, wäscht sich nie und ist faul und zu nichts in der Welt tauglich, als Soldat zu sein, wenn er sich an Ordnung gewöhnen könnte. Des Russen ärmstes Dorf besteht aus reinlichen Holzhäusern, mit artigem Schnitzwerk geziert, von Gräben und Kanälen durchschnitten, mit Bäumen beflanzt; die Städte der Polen sind ein Haufen schwarzer, schmuziger Hütten, die einen großen Misthaufen in sich schließen, wo man sich die Stiefel früher hineinstecken lassen muß, will man ausgehen, um dann die Füße immer wieder herausziehen und in die folgenden treten zu können, weil man sie sonst bei jedem Schritte in dem Schlamme verlöre. Daher ist denn auch der eine Bruder, wenn ihr es durchaus so haben wollt, dem andern so unähnlich geworden, daß an eine Verwandtschaft gar nicht mehr zu denken ist. Der Pole ist ein Nichts und kann erst für die Folgezeit ein Etwas werden, wenn er sich unserer Erziehung überlassen will; die Russen sind nunmehr die

erste, mächtigste Nation, und Nicolai Pawlowitsch ist Europas Dictator!"

Es war eine gute Laune, wenn der Großfürst sich so aussprach, und weit entfernt, von Familiengeheimnissen den Schleier ziehen zu wollen, oder Etwas, das uns nicht bekannt wurde, durch eine Erfindung aus eigenen Mitteln ersetzen zu wollen, es mußte dem Cäsarewitsch eine günstige Stunde bei der Fürstin geschlagen haben.

Lachend trat er auf einen jungen Polen hinzu, den jungen Fürsten Lunowski, der erst seit wenigen Tagen als Kadett den Gardelanciers einverleibt worden war.

„Seht doch hier gleich das Beispiel!" schrie er unter beständigem Lachen, „singt doch: „Polen ist noch nicht verloren!" wenn Ihr solche Helden zählt. Der dort soll ein Gardelancier sein, nun wißt Ihr ja wol Alle, wie solch ein Ding aussehen sollte, und nun blickt hin und untersucht, ob's Einer ist."

Wirklich hatte der blutjunge Fürst nicht die beste Haltung. Er war nur mit Widerwillen und weil es seine Familie so wünschte, in Dienste getreten, und liebte Bücher mehr als Pferde und Waffen. Sein bleiches Gesicht überflog eine feine Röthe, als alle Augen auf ihn gerichtet waren, und schnell emporgerückt mit hochgezogenen Schultern und vorgestreckter Brust, griff die Hand an den Säbel, um sich die militärische Haltung zu geben.

Die Verlegenheit und der mit Gewalt zurückgehaltene Zorn hatte aber dem ohnedies schüchternen Fürsten eine so ungeschickte Stellung aufgezwungen, daß die Anwesenden zum Lächeln die Mienen verzogen und dann erst, als Constantin selbst dazu das Signal gab, in einem weitschallenden Gelächter sich Luft machten.

Das Blut war dem jungen Menschen in die Augen

getreten, ein Schwindel schien ihn ergriffen zu haben, der ihm fast die Besinnung raubte.

„Ja, woran liegt's?" schrie der Großfürst, der nun schon aufgebracht schien, wie man aus dem plötzlich verstummenden Lachen, von dem auch mit einem Mal jede Spur aus dem Gesichte verschwunden war, wahrnehmen konnte, „an der Leichtfertigkeit in Befolgung der Befehle. Ist das nach Vorschrift die Uniform getragen? Was ist das für eine Brust? ein Kameel hat eine ebenmäßigere!"

Bei diesen Worten riß er dem Kadett die Uniform auf und ein seidenes Tuch, eine Damenhaube mit blauen Schleifen und ein Buch in rothem Einbande fielen daraus hervor. Des Großfürsten Zorn steigerte sich zur Wuth, er griff mit der Hand dem jungen Menschen an die Brust und zerrte an goldener Kette ein weibliches Bild heraus. Aber der Jüngling packte seinen Arm und riß mit der größten Kraftanstrengung diesen Raub wieder an sich. Hiedurch sprengte er aber ein Glied der Kette und das Bildniß blieb in des Großfürsten Hand.

In diesem Augenblicke hörte man einen dumpfen Schrei und so schnell, daß man die Ursache nicht wahrzunehmen im Stande war, hatte sich ein dichter Kreis um den jungen Menschen gebildet, der ohnmächtig geworden war und von einigen seiner Landsleute in ein anstoßendes Kabinet gebracht wurde, um sogleich fortgefahren zu werden. Constantin hatte sich in ein Fenster gestellt und blickte auf die Straße hinaus. Die höhern russischen Offiziere waren in anstoßenden Zimmern vertheilt, kein Diener wagte einzutreten, um die noch am Boden zerstreuten Gegenstände, Haube, Tuch und Buch, aufzuheben, wozu jetzt noch das Bildniß gekommen war, welches Constantin auf die Erde geworfen hatte.

Eine ziemlich lange Pause war seit dem plötzlichen Auftritte verflossen, der die angenehme Laune dem Großfürsten geraubt hatte, da wurde die Stille mit einem Mal durch die Eintönigkeit einer militärischen Meldung unterbrochen.

Es war der Offizier von der unfernen Lazarethwache, der Folgendes hinterbrachte: „Als die Patrouille ihre Tour beendigt hat und eben den Weg um die Ecke der Mauer einbiegt, die den Militärkirchhof hinter dem Lazarethe umgibt, wird Etwas über jene Mauer geworfen, das schwer zu ihren Füßen fällt, und obgleich rund, doch nicht weiter kugelt. Es gibt beim Fallen einen eigenthümlichen dumpfen Klang, und alles Dies zusammen erregt die Aufmerksamkeit des Unteroffiziers, der sich bückt, um das Ding aufzuheben. Nun sieht er, daß es ein frisch abgeschnittener, blutiger Menschenkopf ist, und will über die Mauer steigen, um den Thäter zu erwischen, der erleichtert ihm aber den Fang. Denn nicht lange währt's, so schwingt er sich an derselben Stelle, wo der Wurf geschehen war, herüber. Wie er die Patrouille sieht, will er zurück, aber die Leute greifen ihm ans Bein und reißen ihn herunter. So haben sie sich seiner nicht ohne große Mühe bemächtigt, und wir haben ihn im Vorzimmer draußen."

Diese Untersuchung, die schon an sich interessant war, kam dem Großfürsten jetzt sehr gelegen. Er befahl dem Offizier, den Gefangenen hereinzubringen. Die Thüren öffneten sich und ein riesengroßer, häßlicher Mann trat vor Constantin und zeigte ihm mit frechem Grinzen den blutenden Menschenkopf, den er bei den Haaren hoch emporhielt.

„Was treibst Du?" schnob der Großfürst den Fremden

an. Dieser aber ließ sich nicht im geringsten aus seiner Fassung bringen und antwortete mit tiefer Verneigung in gutem Russisch:

„Gossudar! *) ich bin ein Zahnarzt. Bei unserm jetzigen Geschlechte taugen die Säfte nicht gar viel und die verderben dann auch die Zähne. Gute Zähne will aber die junge, vornehme Welt immer haben, denn sie hat etwas zu beißen. Diesem armen Kerl hier nützte aber sein schönes Elfenbeingebiß nichts mehr, denn er wird gebissen, von den Würmern nämlich. Glaube ja nicht, Constantin Pawlowitsch, daß ich den Kopf einem Lebenden abgeschnitten habe. I, Gott behüte! Ich hatte erfahren, daß ein gestern im Lazarethe verstorbener Zigan, von Deinem Regimente, diesen Abend begraben werde. Die Zigans haben die schönsten Zähne von allen Menschen, sage ich zu mir selbst, da kannst du dir zweiunddreißig Scherwonzi aus dem Munde des Todten erbeuten; denn so viel kriege ich dafür, wenn keiner fehlt, und du beraubst Niemand, denn den Würmern ist die Speise ja ohnedies zu hart. Sie lassen sie stehen. Gesagt, gethan! Ich schwinge mich über die Mauer, finde das frische Grab, öffne es und schneide mit meinem türkischen Messer da dem Jungen den Kopf ab und werfe ihn vorerst über die Mauer, um mich besser nachschwingen zu können. Da will der Teufel, daß die Patrouille gerade vorbeigeht und mich und den Kopf da arretirt. Mein Profit, den ich schon in der Tasche glaubte, ist nun zur Hölle, denn ich hatte mich nicht getäuscht, mein Zigan hatte ein Gebiß, dessen sich kein Herr am Hofe schämen dürfte!"

Bei diesen Worten schob er die Lippen des Kopfes in

---

*) Herr! So redet der gemeine Russe den Kaiser und die Großfürsten an.

die Höhe und zeigte zwei Reihen herrlicher Zähne, die der Todeskrampf fest geschlossen hatte.

„Und wer bist Du, Kerl!" donnerte der Großfürst, „weißt Du, daß Knut und Sibirien darauf steht, wer die Ruhe der Todten stört?"

Die Herren der Nebengemächer hatten sich zwar um ihren Gebieter versammelt, aber die Scheu vor dem abschreckenden Gegenstande der Untersuchung schien sie in weiter Entfernung zu halten.

„I, das wäre mir ungelegen," rief der Andere frech, „ich wollte hier in Warschau noch manchen Zahn ausziehen und auch einsetzen." Der Großfürst stutzte.

„Führt ihn vorerst auf die Wache. Morgen soll die Sache verhandelt werden, um auszumitteln, ob sich nicht etwas Anderes dahinter versteckt. Laßt sogleich ein Protokoll aufnehmen."

„Nun, wenn's denn sein muß," sagte der Gefangene, ohne aus seinem Gleichmuthe zu kommen, aber indem er sich zum Weggehen wenden wollte, blieb er mit einem Mal stehen: „Ja so, das Gestohlene darf aber der Dieb nicht mitnehmen," und mit diesen Worten näherte er sich dem Theetische, um seinen Kopf mitten unter die prächtigen Tassen hinzustellen. Bei dieser Bewegung kam er den Sachen nahe, die am Boden liegen geblieben waren, und wie sein schielendes Augenpaar nach zwei Seiten zugleich zu blicken vermochte, so hatte er sie auch im Augenblicke bemerkt und erkannt.

„Ei, Gott helfe mir! Das Zeug da kenn' ich," schrie er freudig überrascht auf. „Das ist das Gebetbuch und das die Haube meiner Tochter, woran sie gestern noch nähete und die sie heute zum ersten Mal aufsetzte. Beim Teufel, ich will nicht hoffen, daß sie so vornehme Gesell-

schaften besucht und noch weniger, daß sie sich hier entkleidet hat. Sie machen mir zu starke Jagd auf die Dirne. Aber da ist sie ja selbst —" bei diesen Worten hob er das Bild auf und setzte ernst hinzu, indem er es dem Großfürsten überreichte, „das hat ein Anderer verloren."

Constantin betrachtete den Kerl forschend und fragte: „Wie heißt Du, Pan Lekarcz?"

„Van Pool!" sagte der Gefangene dreist, „ich bin nicht Wundarzt, wie Ew. Kaiserliche Hoheit vermeinen, und pfusche eigentlich nur den Zahnärzten ins Handwerk, bin aber auch nicht ungeschickt in wundärztlichen Operationen, und wenn mir Zutrauen geschenkt wird — so —"

„Schon gut!" unterbrach ihn der Großfürst. „Morgen sollst Du mir berichten. Jetzt führt ihn auf die Wache!"

„Bravo!" brummte van Pool in sich hinein, „das wollte ich nur. Es lebe ein gerechter und weiser Fürst!"

Er wurde abgeführt. Der Offizier der Wache nahm den Kopf mit. Die Gesellschaft zerstreute sich in Gruppen und sprach über die Vorfälle des Abends; der Großfürst hatte bald darauf unbemerkt die Versammlung verlassen und sich in seine innern Gemächer zurückgezogen.

15.

Wenn meine Leser aus dem bisher Erzählten erfahren haben, welch ein Gemisch von weitausgreifenden Maßregeln ohne Plan und Zusammenhang von den Parteien ergriffen wurde, wenn sie verwirrt sind von den bunten Erscheinungen, die auftauchten, um wieder zu verschwinden, so haben sie ein getreues Bild des politischen Treibens in War-

schau erhalten, wie es dem Ausbruche der Revolution vorangging und sich dem flüchtigen Blicke des Beobachters zeigte.

Von der einen Seite die russischen Behörden, den Großfürsten an der Spitze, im vollen Gefühle der Macht, wähnend, mit dieser Riesenkraft Alles zu bezwingen, und doch wieder zu unzähligen kleinen Mitteln ihre Zuflucht nehmend, um jeden möglichen Versuch, dieser Macht zu widerstreben, im Keime zu ersticken. Auf der andern Seite der reinste Patriotismus in den Herzen der Vornehmsten des Landes, doch, niedergehalten von großem Schmerze, in Vereinen, die sich durch Ceremoniell und Statuten gegen Entweihung zu verwahren suchen, ihr Elend beklagend und ohnmächtige Mühe daran setzend, eine große Einheit zu Wege zu bringen. Dazwischen hin und herspielend, wie bunte Flackerfeuer, die Emissärs und Agenten, deren Gewerbe Verrath ist, unzweckmäßige, verderbliche Instrumente, die meistentheils Demjenigen, der sie bezahlt, den größten Schaden zufügen. Zu diesem Allen noch eine Jugend voll Feuer und Kraft, die der tyrannische Druck, worunter sie seufzte, nur stärker anfachte; schnell bereit, bei der ersten Zugluft, die entstehen würde, in hellen Flammen dahinzurasen.

So bestand auch eine Verbindung in dem Herzen der Hauptstadt, die ihre Verzweigungen weit über die Grenzen des Landes hinaus verbreitete. Die polnischen Studenten auf deutschen Universitäten hatten Filiale derselben errichtet, und angesehene Polen, die in Deutschland als Privatmänner lebten, waren in gleiche Vereine zusammengetreten. Vieles ist davon in den darüber verhängten gerichtlichen Untersuchungen bekannt geworden, obgleich der Einfluß, den diese Verbindungen auf Polens Schicksal und den Ausbruch der Revolution hatten, noch nicht genau ermittelt ist. Denn diese brach aus, da schon Verrath und Angeberei Aufhebungen

und Arretirungen herbeigeführt hatten und der sogenannte: „Slavische Bund,“ wie sich jene Vereine bezeichneten, schon als vernichtet betrachtet werden konnte. Aber die Devise des Bundes: „Unsere Verbindung endigt nur der Tod!“ deutete auf ein längeres Fortbestehen, als bis zu dem Ende eines winzigen Untersuchungsprocesses, und so ist es gewiß, daß sein Wirken noch in die Umwälzung mächtig eingriff. Die große Katastrophe in Frankreich hatte den Polen gezeigt, was sie zu thun hätten, wie nur ein schneller Entschluß nöthig sei, wenn man der Einmüthigkeit gewiß sein konnte. Die Polen, die in Frankreich lebten, begnügten sich nicht damit, sehnsüchtige Blicke nach ihrer Heimat zu senden, sondern sie unternahmen es so schnell als möglich, sie zu erreichen, um sich mit eigenen Augen von der Lage der Dinge zu unterrichten und das Auflodern der heiligen Flamme zu bewirken. Die alten Anhänger Napoleon's, seine Gefährten auf der Bahn des Ruhms, denen in dem reichen Lorbeerkranze von dem Blatte der Pyramiden bis zu dem letzten der großen Tragödie, die wie ein Flügelschlag des goldenen Riesenadlers an uns vorüberrauschte, keines fehlte — diese Männer regten sich auf allen Enden, unterstützten, schürten, verhießen, begünstigten. Es waren ergraute Praktiker, die mit Revolutionen umzugehen wußten, sie hatten Proben ihrer Meisterschaft abgelegt und man durfte ihnen getrost vertrauen.

Die andere Seite jedoch war nicht blind gegen die Erscheinungen, die sich so bedrohlich am Horizonte blicken ließen. Was zur Aufhebung der bestehenden Vereine, so weit diese den Machthabern bekannt geworden waren, geschehen konnte, ist bereits erwähnt. Was durch eine wachsame, lebendige Polizei, die man fälschlich „geheime“ nennt, da ein Jeder ihre Mitglieder kennt, auszumitteln war, konnte gleichfalls der Regierung nicht vorenthalten werden, in so

fern sie auf getreue Mittheilungen zu rechnen hatte. Dieses beschränkte sich jedoch lediglich neben unbedeutenden Thatsachen, deren Einwirkung auf die zu erwartenden, großen Bewegungen nur errathen werden konnten, auf das Verdächtigmachen gewisser Personen, deren Namen auf diese Weise eine polizeiliche Acht erhielten.

Waren diese Leute bereits im Lande, so wurden sie mit einer Masse von Spürhunden umgeben, die sich um sie drängten, so daß vom Stiefelputzer bis zum Arzte, vom Barbier bis zum Maître de langue oder d'escrimes, Alles im Solde des Generalpolizeimeisters war. Befanden sich die Verdächtigten jedoch außer den Grenzen, so hatte man es an der nöthigen Vorsicht nicht fehlen lassen, ihre Ueberschreitung derselben zu verhindern.

So war es denn auch dem Manne widerfahren, dessen Namen wir im Anfange dieser Erzählung als „verdächtig" in dem Paßbureau verzeichnet gefunden haben und dessen Gefangennehmung und Befreiung unter sonderbaren Umständen wir gewissenhaft meldeten.

Elba und St. Helena hatte der Mann gesehen und war Zeuge gewesen von den Julitagen in Paris. Es war C. d. D., der eiligst Frankreich verlassen hatte, um Polen wiederzusehen, das Männer seiner Art bedurfte. Die Eile, die ihn trieb, hatte ihn die falschen Papiere nicht abwarten lassen, die ihn sicher ins Vaterland geleiten sollten, und er reiste daher durch Deutschland und erreichte Dresden, ohne daß ihn das nach seiner Meinung Nachgesandte eingeholt hatte.

Ein längerer Aufenthalt in Dresden, den ihm das Erwarten der Papiere nöthig machte, überzeugte ihn von dem Dasein der geheimen Verbindungen seiner Landsleute, die seine schleunige Anwesenheit in Warschau zu fordern schie-

nen. Er machte sich daher auf den Weg, sich vertrauenvoll seinem guten Sterne überlassend, und erreichte ohne besondere Gefährde, doch nicht ohne Bangigkeit, die Grenze. Zu seinem Schmerze mußte er jedoch hier erfahren, daß sein Name bekannt sei, und seine Besorgniß traf ein; er sah sich, nahe seinem Ziele, gefangen. Seine Lage wurde bedenklich, als der Feldjäger ihn zum Großfürsten bringen sollte. Er entschloß sich zur Flucht über die Grenze zurück, um in Deutschland seine Papiere und eine günstige Gelegenheit zum Hinüberkommen abzuwarten. Da wollte der Zufall, daß gerade im entscheidenden Augenblicke die Herzogin eintraf, die ihm die falschen Pässe, worin er als Franzose und ihr Verwandter bezeichnet war, überbrachte und seine Flucht auf die glücklichste Weise beförderte. Den Polizeibeamten mußten beide, wie die Sachen einmal standen, mitnehmen, und obgleich sie ihm nicht traueten, so wußten sie jedoch nicht, sich seiner auf eine Weise zu entledigen, die kein Aufsehen erregt hätte. Auch nahmen sie an, daß ihn Dankbarkeit gefesselt hielt und sie mithin weniger von ihm zu befürchten haben würden, als wenn sie ihn einem ungünstigen Schicksale überließen. Der Spitzbube verrieth sie aber dennoch. Dies erfuhren sie zuerst durch die Briefgeschichte, die ihnen Graf S. mittheilte, und die sie veranlaßte, die größte Vorsicht anzuwenden.

Was neben den politischen Verhältnissen den Patrioten zur Eile trieb, sein Vaterland wiederzusehen, muthmaßen wir selbst nur noch, werden aber im Verlaufe der Begebenheiten die Kunde, die wir davon erhalten, getreulich den Lesern mittheilen.

16.

Die schöne Seiltänzerin hatte sich noch nicht von dem Schrecken erholt, den ihr die russische Jagd verursachte, und die Blässe ihrer Wangen zeigte es deutlich, welchen Eindruck jener Vorfall auf sie gemacht hatte. Eine innere Wuth hatte sich ihrer bemächtigt, die desto verzehrender sie ergriff, da sie mit Ohnmacht gepaart war. Täglich mußte sie beleidigenden, oft empörenden Anträgen ihr Ohr leihen, die ihr von den russischen Herren gemacht wurden, die zu ihrem Vater bald in dieser, bald in jener Absicht kamen, und oft mußte der Rachen Como's, des großen Bullenbeißers, den sie noch von ihren Reisen her hatte, die frechen Bewerber von ihr abhalten. Das letzte Ereigniß auf offener Straße, dessen Bedeutung sie sogleich verstand, da sie es mit vorhergegangenen Geschichten der Art in Verbindung zu setzen wußte, hatte sie der Verzweiflung nahe gebracht. Jedem Hohne, jedem noch so frechen Unternehmen bloßgestellt, ohne Schutz, ohne Stütze, war ihre Lage schrecklich.

Sie galt für eine Schönheit ersten Ranges, aber Tochter eines solchen Vaters, in der Jugend gezwungen durch Verdrehungen und halsbrechende Kunststücke das Leben zu fristen, jetzt in der vollsten Blüthe der Jugend, ein einsames, räthselhaftes Leben führend — unter diesen Umständen war — was Andern ein wünschenswerther Vorzug — ihr nur eine Plage — eine Last — deren Erleichterung nur Verbrechen sein konnte, das sie mehr noch haßte, als das Elend, worin sie leben mußte.

Erinnerten sich nicht die meisten vornehmen und geringen Herren, daß diese zarten, weißen Hände den Boden berührten, wenn die lieblichen Säulen der Arme, gleich Beinen, den üppigen Körper trugen, und diese, in weite Höschen geklei-

det, buntfarbige Fahnen umklammernd, in die Luft gehoben worden waren? Konnte man sich bei dem Anblicke des himmlischen Mundes, der so reizend sich öffnete, des Gedankens erwehren, daß auf der regelmäßigen Reihe elfenbeinener Zähne ein schwerer Stuhl oder eine flatternde Fahne balancirt wurden? daß die schmachtenden Augen sich gräßlich verdrehten in dem blutrothen Gesichte, wenn, den Kopf auf den Boden gekehrt, das niedliche Kind wie ein kriechendes Ungeheuer, auf Händen und Füßen, mit hochschlagender Brust sich am Boden fortbewegte?

Und nach allen diesen Erinnerungen verdrehter und zum Misbrauche entweiheter Glieder sollte man den Herren zumuthen, in diesem Körper reine, edlere Gefühle vorauszusetzen? Um so mehr, da das Benehmen der schönen Seiltänzerin — war es nicht ohne Reiz und Anmuth, dennoch durch eine rohe Natürlichkeit entstellt wurde, welche nicht ganz geeignet war, das Feuer ihrer Anbeter zu unterhalten. Von Liebe mochte sie nichts hören. So oft ein Gespräch diese Wendung nahm, lachte sie laut auf und ihr schöner, klarer Blick schoß einen boshaften Blitz, ehe er sich von dem ihr Sprechenden gänzlich wegwandte.

Nach dem Vorfalle vor dem Palaste der Herzogin stieg es jedoch in ihrer Seele wie eine dunkle Ahnung auf, die sie sich selbst nicht zu erklären wußte. Unter all dem Hasse — gehaßt und hassend — denn welch anderes Gefühl beherrschte jene abgewiesenen Verfolger wol als Haß — sehnte sie sich zum ersten Male nach einem Herzen voll Mitgefühls, nach einem Arme des Schutzes, nach einer treuen Brust, an der sie ausruhen konnte, ihre Thränen zu weinen — dies wünschte sie nur, ohne noch an Liebe zu denken.

17.

Das Mädchen hatte ihre langen Rabenhaare, die bei dem sonst ausgeführten Salto mortale flatternd die zierliche Gestalt umgaben, hoch aufgeschlagen und suchte nach dem selbstverfertigten Häubchen, um es aufzusetzen. Sie konnte es nicht finden.

„Ach", sagte sie verdrießlich vor sich hin, „der Närrische! Er hat es mitgenommen gestern, da er zum Thee bei dem Großfürsten ging und versprach mir im Scherz, es Constantin zu präsentiren. Er stopfte es sich in die Uniform als Brustwattirung — mein armes Häubchen — das wird schön aussehen!"

Sie suchte nach einem andern, da trat der junge Fürst zu ihr ins Zimmer, der am Tage vorher ihr das Häubchen entwendet hatte.

„Wo ist meine Haube?" rief sie ihm unwillig entgegen.

„Beim Großfürsten," antwortete er bitter.

„Lasse Deinen Spaß, mein Freund!" sagte sie noch unwilliger, „und gib mir meine Haube. Der Vater ist nicht alle Tage so freundlich, mir Geld zu Spitzen und himmelblauem Bande zu geben — auch habe ich nicht alle Tage Lust, mich beim Nähen in die Finger zu stechen."

Der Fürst setzte sich nachdenkend, ernst in den Lehnsessel am Ofen, wo der Alte zu sitzen pflegte.

Das Mädchen trat nahe auf ihn zu.

„Wirst Du mir die Haube im Guten geben?" sagte sie in einem ungezogenen Tone. — „Hole sie Dir beim Großfürsten," sagte er eben so wie das erste Mal.

„Nun wolan, weil Du es wiederholst," schrie sie muthwillig auflachend, „will ich hingehen und sprechen: Groß-

fürst, gib mir meine Haube, welche Fürst Jozef Lunowski mir gestern stahl, um sie Dir zu überbringen."

Bei diesen Worten hatte sie die Thürklinke ergriffen und schwang sich mit einer Leichtigkeit, die an ihren frühern Stand erinnerte, zur Stube hinaus. Der Fürst ergriff sie beim Rocke und bat sie dazubleiben.

„Nein, nicht eher, bis Du mir meine Haube gibst, oder ich gehe zu Constantin!" rief sie wieder böse, mit dem Fuße stampfend.

„Nun so höre denn ernstlich, und glaube nicht, daß ich spaße," sprach der Fürst, „Constantin hat mir Deine Haube gestern entrissen, Dein Bildniß geraubt und hat mich beschimpft vor einer Gesellschaft von Edelleuten, daß ich nicht im Stande bin, die Schmach zu tragen, und herkomme, um auf ewig von Dir Abschied zu nehmen."

Der tiefernste Ton, womit der Jüngling dies sagte, stimmte das Wesen des Mädchens plötzlich um.

„Was ist geschehen?" rief sie erstaunt, und folgte willig dem Fürsten ins Zimmer zurück.

„Sind wir allein?" fragte der Fürst, „wo ist Dein Vater?"

„Er ist diese ganze Nacht nicht zu Hause gewesen," erwiderte sie.

„Nun wolan, Rozalka! *)" sprach Fürst Lunowski, „ich verlasse dieses Land und Du sollst mir folgen — morgen — heute noch — in dieser Stunde —"

„Ei, was Du Dir nicht einbildest!" rief das Mädchen, von der mit einem Male wieder aller Ernst gewichen war. „Schön! ich soll dem jungen Herrn Ersatz für die Haube

*) Wie das französische ge, recht weich, zu sprechen: Rogealka.



sein, die nicht einmal sein eigen war — oder halt! soll ich für die Ehre Dich vielleicht schadlos halten, die Du durch Constantin's Beschimpfung verloren hast? O wie schön ist es, seinem Beschimpfer aus dem Wege zu gehen!"

„Was soll ich thun?" sagte verzweifelnd der junge Mensch, „gestern, zur Stelle hätte ich ihn ermordet, aber die leidigen Nerven, der Schreck — der Zorn — eine Ohnmacht übermannte mich und meine Freunde trugen mich fort. Was kann ich heute unternehmen? darf ich es wagen, ihn zu fordern? und wenn ich es wagte, wird er sich mir stellen? Was that Fürst S., als ihm vor funfzehn Jahren auf dem sächsischen Platze Aehnliches geschehen war? Er kehrte seinem geschändeten Vaterlande den Rücken, um in glücklichern Tagen wiederzukehren. Das will auch ich thun. Du, Rozalka, sollst mir folgen! Wir wollen nach Italien, Spanien, nach einer lieblichen Insel, wo frische Lüfte sich mit den glühenden Sonnenstrahlen vermählen, wir wollen nach allen schönen Punkten hin, wo fühlende Menschen selig empfanden, wünsche Dir einen Ort — und ich fliege mit Dir dahin! Rozalka, komm, laß uns dieser Hölle entfliehen, wo ein rasender Teufel mit seinem glühenden Scepter alles Schöne zertrümmern will."

Er hatte das Mädchen umschlungen und Rozalka, die sich sonst gleich loswand, ließ es diesmal ruhig geschehen und sah ihm fest ins Auge.

„Der unmännliche Schmerz bedarf vieler Worte," sprach sie ernst, „der männliche bedient sich ihrer gar nicht. Ich will es Dir nicht verdenken, daß die Ruhe des Mannes bei Dir noch nicht eingekehrt ist, denn erstlich: bist Du noch kein Mann — zweitens: ist Dein Blut noch zu aufgeregt. Du willst entfliehen — entfliehen mit mir. I nun ja — ich kann mir leicht denken, was in Dir den Wunsch erzeugt

hat. Hier — das strenge Leben in der Militärschule, die Beleidigung von gestern Abend — und in der Fremde — Freiheit — und — nun ja, Du kannst mich gut leiden, und möchtest mich immer gern um Dich haben. Aber wirst Du eine Freude fern von hier rein genießen können, wenn Du an den rasenden Teufel zurückdenkst, der hier mit seinem glühenden Scepter alles Schöne zertrümmert? wirst Du den Gedanken ertragen können, ich bin beschimpft, und der Freche, der es wagte, athmet noch und häuft täglich neue Frevel in meinem Vaterlande?"

„Rozalka!" rief entzückt der Fürst, überrascht von der hohen Gesinnung des Mädchens.

„Ich bin eine Polin!" sprach das Mädchen, „willst Du frei sein, so werde es im Vaterlande, verdiene es zu sein, dann werde ich Dein sein, Jozef, mit ganzer, heißer Ergebung. Wähne nicht, daß ich darnach strebe, die Deine zu werden — Du bist Fürst und ich bin ein verachtetes Geschöpf. Aber, wenn Du mich liebst, so will ich Dein sein, wenn Du mich gern bei Dir hast, so will ich um Dich sein wie eine Magd, keine andern Ansprüche machend, als eine solche, ich wollte Dich verehren, wenn Du unser Vaterland frei machtest, wenn wir wieder Polen sein dürften, Hausherren im angestammten Erbe unserer Väter, nicht wie die Urbewohner des Waldes, das freie Wild, eingehegt vom Starosten und zu seiner Lust gehetzt — wie sie mich neulich hetzten!"

Sie biß ins Schnupftuch vor innerer Wuth und zwei große Perlen drückte das grollende Auge durch die lange Seidenwimper.

„Rozalka! Heldenmädchen!" sprach der Fürst. „Hegst Du solche Gesinnungen? wie bewundere ich Dich! aber was kann ich thun? und wenn ich Constantin ermorde — was wird die Folge sein? Wird sein Tod Polen frei machen?"

„Ermorden?" schrie von innerm Grauen ergriffen das Mädchen, „nein, nicht morden! — Sieh zu, ob der Vater nicht draußen ist."

Der Fürst ging zur Thür, um nachzusehen; Rozalka hatte sich auf einen Stuhl geworfen.

„Es ist Niemand, der uns belauscht," sagte der zurückkehrende Fürst.

„Nun wolan, Fürst Jozef," sprach das Mädchen. „Mein Vater weiß von einer geheimen Verbindung in der Militärschule. Es ist eine Verschwörung im Werke, der Boden ist untergraben, auf dem die Russen ihre Rosse tummeln. Nur klein ist jener Kreis, aber er hängt mit größern Kreisen zusammen, die sich bis an unsere Grenzen und über dieselben hinaus erstrecken, wie die Ringe im Teiche, in immer weitern Bogen, um den hineingefallenen Stein. Alles wartet auf den günstigen Augenblick, der nicht fern mehr ist. Daß Du von dem Allen nichts wußtest, ist mir erklärbar. Du warst zum Gelehrtenstande bestimmt und zeigtest in Deinem ganzen Wesen nicht eine Spur vom Helden, selbst Dein Name, der in den Reihen russischer Staatsdiener prangt, und Dein Erscheinen unter dem Gesindel, das die Machthaber umgibt und den Namen: Pole, brandmarkt, hat Dich den Gefährten entfremdet. Jetzt nähere Dich ihnen; der Schimpf, der Dir widerfuhr, gibt Dir die Gelegenheit, befördere das Werk der gerechtesten Rache und in der Nacht, wenn Warschaus Glocken im heulenden Sturme die Schläfer wecken, wenn ich Dich erblicke unter den Befreiern, dann will ich Dir als Sklavin zu Füßen stürzen und nur Du und Niemand anders soll über Rozalka befehlen. Hier sind die Namen der Verbündeten."

Sie suchte in einem Kästchen, das sie durch den Druck

an eine Feder öffnete, und worin van Pool wichtige Papiere aufhob. Sie zog einen Zettel mit Namen beschrieben hervor, den sie dem Fürsten einhändigte. Kaum war der junge Fürst im Besitze dieses Zettels, und das Kästchen wieder an Ort und Stelle gebracht, als man van Pool's rauhe Stimme einen derben Fluch auf der Hausflur ausstoßen hörte.

„Der Vater!“ rief das Mädchen, „entferne Dich bald. Was wir uns noch zu sagen haben, diesen Abend bei den Piaristen zur Vesper.“

„Ho ho! Pan Xiąże!“ *) schrie mit argem Hohne der Eintretende, „sich ein Pflaster geholt auf die Wunde von gestern Abend? Nun, nun, legen Sie sich keinen Zwang auf. Wenn Sie meine Tochter ernstlich lieben, ist es mir schon recht. Wenn Sie ihr Portrait und Hauben und Schleifen und Tücher von ihr an der Brust tragen wollen, meinetwegen! Aber Sie müssen aus Liebe zu ihr nur nicht den Verstand verlieren und dies Alles dem Großfürsten zu Füßen legen, wie Sie gestern Abend thaten. Das muß ein Spaß zum Todtlachen gewesen sein, wie ich mir es habe erzählen lassen. Ich kam kurz darauf hin, hatte ein Geschäftchen dort.“

Dies gesagt, stemmte er beide Arme in die Seite und sah bald Rozalka, bald den Fürsten an.

„Liebesleute, es thut mir leid, Euch trennen zu müssen,“ sagte er, denn diesen Abend reise ich mit Rozalka fort von hier. Man will hier meine Dienste nicht, nun wolan, so muß ich mich auf eigene Hand beschäftigen!“

„Ihr wollt fort?“ sprach der Fürst, „und so plötzlich?“

---

*) Etwa wie Xionge: Herr Fürst.

„Ja, mein Herrchen," erwiderte van Pool. „Morgen mit dem Frühesten geht es fort."

„Morgen — schon!" wiederholte der Fürst — „lebe wohl, Rozalka, auf Wiedersehen!"

Das Mädchen nickte stumm, der Fürst ging und van Pool warf sich in den Lehnstuhl und brummte: „die ganze Nacht kein Auge zugethan! Ich muß schlafen." Dann streckte er die Füße weit von sich, warf den unförmlichen Kopf in den Nacken und schloß die schielenden Augen. Bevor er völlig eingeschlafen war, hörte man ihn noch abgerissene Worte hervorbrummen, wie: „Braucht nicht deß Mordes? — Habt Bajonette? Riesenmacht? Seid im Rechte?" und dazwischen tönte immer sein widerlich rauhes Gelächter.

18.

Im langen Kreuz-Gange vor der Kirche der Piaristen schlich, in seinen Mantel gehüllt, eine grüne Mütze in die Augen gedrückt, der junge Fürst Jozef Lunowski, in großer Ungeduld auf Rozalka harrend, die diesmal Vesper und Versprechen versäumt hatte. Es beunruhigte ihn, sie so lange erwarten zu müssen, er mußte sie noch vor der Abreise sprechen und über dieselbe von ihr Aufschluß erhalten.

Er ging eben mit sich zu Rathe, ob er sie im Hause van Pools noch einmal besuchen sollte, da raschelte etwas am andern Ende des finstern Ganges. Es zu erkennen, war unmöglich. Aber näher kam es, näher und näher und mit einer Herzhaftigkeit, die bei Mädchen wohl selten ist, schritt es auf den Fürsten zu, und bald fühlte dieser den

warmen Hauch Rozalka's, da sie sich auf die Zehen gestellt hatte, um ihm — athemlos wie sie war — ins Gesicht zu blicken.

„Rozalka!" rief freudig der Fürst, sie umfassend — „das ist schön — daß Du kommst, ich warte schon so lange."

„Ach, der Vater —" versetzte sie. „Nun komm, auf den Stein dort wollen wir uns setzen, ich bin nicht gegangen, sondern geflogen — und mir stockt der Athem."

Sie setzten sich auf einen Stein, der unter einem Bilde der schmerzhaften Mutter angebracht war, und von dem ein Lämpchen, hoch oben im Gewölbe, einen matten, unsichern Flimmer herabfallen ließ.

Rozalka lüftete einen kleinen Mantel von Kattun, dessen Kappe sie über den Kopf gezogen hatte, und hob jetzt den Hals aus der beengenden Hülle, und beugte ihn und legte das glühende Gesicht an des Fürsten Arm.

Des Jünglings Blicke ruheten auf der schönen Bürde, die der gütige Himmel ihm auf die Schulter gelegt hatte — er fühlte sich so glücklich sie anzusehen — was sie auch ihm Wichtiges zu sagen hatte, dies stumme Spiel des Augenblicks schien ihm bei Weitem wichtiger zu sein. Er fürchtete, sie würde zu früh den Mund öffnen, ihre Mittheilungen zu beginnen, weil sie dann ja auch um so viel früher sie enden würde, und diese Seligkeit war zu groß, um ruhig an ihr Aufhören denken zu können.

Rozalka strich sich die schwarzen Haare von der Stirn, verzog seltsam die schön geformte Lippe und blickte zu dem Fürsten, von seiner Schulter auf. Im Munde — Schmerz, im Auge — Lächeln; der Busen hob sich noch stark. Der Fürst suchte den Gürtel zu öffnen, in der Absicht, es ihr bequemer zu machen. Er bemühte sich eine Schnalle oder Schleife zu finden.

„Was willst Du thun?“ sprach sie befremdet und rückte von ihm weg —

„Dir das Athmen erleichtern, Rozalka,“ sprach er gutmüthig.

Sie lächelte: „So thu's!“ und rückte wieder an ihren vorigen Platz. „Die Schnalle ist hier.“ Sie führte seine Hand an den Ort, er löste die Schnalle und der Gürtel fiel ihr in den Schooß.

Ein tiefer Athemzug folgte.

„Jetzt ist mir leichter, ich danke Dir,“ sagte sie freundlich. „Doch die Zeit drähgt, diese Nacht noch reisen wir fort. Ach, wie bangt mir vor dieser Reise und doch wie wichtig erscheint sie mir —“

„So bleibe hier!“ sprach der Fürst.

„Kann ich das?“ erwiderte sie mit Nachdruck. „Er will, daß ich ihn begleite, und es ist mir auch recht. Nach Wilna geht's! so sagt er, aber ich fürchte —“

„Nun?“ unterbrach sie Lunowski, „was fürchtest Du? Theil' es mir mit, jeder Gefahr, die Dich bedroht, trete ich ja entgegen —“

„Ach, was willst Du machen?“ sagte sie lächelnd. „Im Vertrauen, ich glaube noch nicht sehr an Deinen Schutz. Du bist einmal nicht zum Helden geboren, aber auch nicht zu ihm verdorben, und ich hoffe, die Liebe wird Dich dazu machen — aber — liebst Du mich auch wirklich?“

„Rozalka und wie!“ rief der Fürst, und sein Knie berührte den Boden, indem er an ihrer Seite sich zur Erde gleiten ließ und sie fest dabei umarmte.

„Nun so höre — es sind große Plane im Werke,“ fuhr sie fort. Mein Vater hält mich für zu unbedeutend und dumm und verwahrt seine Geheimnisse nicht gar strenge

vor mir. Ich bin daher wieder hinter Dinge gekommen, die mir nicht erfreulich waren —"

Sie seufzte tief und innerlich zusammen schauernd warf sie einen scheuen Blick nach hinten, wie wenn sie fürchte, irgend ein grauenvolles Wesen stände dort.

„Mein Vater", sprach sie weiter, „steht in geheimer Verbindung mit Leuten, die uns großes Unheil bringen können. Ich kann Dir meine Vermuthungen darüber nicht alle mittheilen, weil es eben nur Vermuthungen sind, und zu schrecklich, um, wenn sie wahr wären, mich nicht zur Elendesten zu machen, die ihr Dasein verfluchen müßte."

„Theile mir Alles mit, Rozalka!" rief der Fürst.

„Stille, Guter! Lasse mir meine Zweifel und mein Geheimniß. Was auch Wahres daran sein mag, und wie unglücklich ich auch einst noch dadurch werde, ich bin unschuldig und rein, dieses Geständniß mache ich Dir in dieser Stunde, und daran glaube. Doch genug hab ich Dir von mir gesagt, meine Absicht war eine andere und wir müssen eilen. Wisse: mein Vater reist in geheimen Angelegenheiten nach Wilna. Man hat von Verschwörungen Wind erhalten. Unter dem Namen Sensenmänner hat sich dort ein Verein gebildet; in Preußen, Kurland, Rußland sind ähnliche Verbindungen entstanden. Ich habe es mir aus den abgerissenen Redensarten meines Vaters gemerkt, der sich darüber mit einem gewissen Rittmeister Kaminski, einem ganz schrecklichen Menschen, besprach, und Du glaubst nicht, wie ich aufpaßte. Aber für Dich ist jetzt keine Minute zu verlieren — nicht so lange darfst Du an mich denken — und wenn Du mich auch noch so lieb hättest — als mein Wagen noch auf dem Pflaster Warschaus rasseln wird. Denke gleich an die Freiheit, Jozef, und an Polen — hörst Du?"

Jozef blickte sie zärtlich an: „Ich will Dich Freiheit

nennen — Du sollst mir als Polens Freiheit vorschweben — so darf ich doch an Dich denken?"

„Das ist herrlich! denn so erringst Du mich auch!" rief begeistert das Mädchen. „Du mußt hineilen zu Deinen Kameraden, die — ich weiß es durch die Vertrauten, die zu uns kommen — viel, sehr viel vorbereitet haben. Theile ihnen mit, was ich Dir sagte, so wenig es auch ist, von so großem Interesse ist es. Die geheime Polizei schickt ihre fürchterlichsten Diener nach Wilna. Es wird ein Kampf von Tigern und Hyänen werden. List und Grausamkeit wird sich bekriegen, um zum Ziele zu gelangen."

Der Fürst fühlte sich zum ersten Male erhoben durch dieses Mädchen. Wie lieb er sie auch früher schon gehabt, einen so tiefen Blick in ihre glühende Seele hatte er noch nie geworfen., So beleuchtet oft ein einziger Moment ein Leben, das Jahre lang im tiefen Schatten unbeachtet schlummerte. Ein Ereigniß gibt ihm Bedeutung, die Zeit trägt es auf ihren Wellen zur rettenden Klippe oder zum Todesschlunde.

„Rozalka!" sagte der Fürst, indem er einen heißen Kuß ihr auf die Lippen drückte. „Wir sehen uns wieder!" „dort," fiel sie ihm ins Wort, „oben! gewiß. Hier — zweifelhaft! Wir spielen ein gewagtes Spiel —" „Und werden untergehen —" fügte Lunowski hinzu — „warum es spielen? Alles wird scheitern und wir werden als Hochverräther enden und Millionen werden durch uns ihr zertrümmertes Glück beweinen!"

„Und wär's! Käme Alles so, wie Du Unglücksprophet es vorher sagst," rief Rozalka und ihr emporgeworfenes Gesicht erschien in dem Scheine der Lampe wunderbar verklärt, „so ist es schöner und erhebender, über ein gescheiteres Glück zu weinen, wenn man es mit seinen edelsten

Kräften zu erringen strebte, als, dieser edeln Kräfte sich bewußt, keinen Versuch darum zu wagen. Dieses Gefühl macht grenzenlos elend!"

Des Fürsten Bewunderung hatte den höchsten Grad erreicht.

„Ich staune Dich an, Mädchen!" sprach er.

Sie zog zwei Dolche aus dem Busen, deren funkelnde Schneide das Wort:

szczęsliwa, *)

in Gold zierte.

„Einer für mich, der andere für Dich! Vertheidigung des Rechtes! Glück! wie die Inschrift es verheißt!" sie umarmte ihn heftig und hing fest an seinen Lippen — es war eine Begeisterung über das Mädchen gekommen — „Nun, mein Geliebter!" schrie sie —

„Wenn die Tyrannei am Boden liegt,
„Und hoch der weiße Adler fliegt! —"

Schnell warf sie den Mantel um, die Kappe über den Kopf, und wie ein Reh flog sie den langen Gang hinab. Lunowski blickte ihr mit einem unbeschreiblichen Gefühle nach. Er fühlte, daß sie sein innerstes Leben umgewandelt hatte.

19.

Raschelnde, falbe Blätter kräuselten sich durch einander und fielen wie Schneeflocken auf das unscheinbare Fuhrwerk mit drei Pferden bespannt, das unter den entlaubten Bäu-

---

*) Schzensliwa: Glück.

men dahinfuhr. Ein altes, ungeschwärztes Leder bedeckte den Wagen, eine sogenannte Britschka, und die Bleche, die nebst langen, rothen Lappen von dem Halse der Pferde herunterhingen, verursachten ein einförmiges Getön, das nur von einer heulenden Aeolsharfe im Walde begleitet wurde.

Unter stetem Antreiben und Zurufen saß van Pool auf dem Vordersitze, Rozalka lag ausgestreckt auf dem Federbette, das nach polnischer Sitte im Innern der Britschka sich befand. Es war noch kein Schnee gefallen, denn sonst wäre das Fahren im Wagen unmöglich gewesen. Die Wege waren nach dem dort üblichen Sprachgebrauche: „grundlos," die Räder fielen bis zur Axe in den lehmigen Boden und mußten durch die ungeheuerste Anstrengung der Pferde bei jedem Schritte wieder herausgezogen werden. So ging es nur langsam vorwärts, und die schöne Ruhende auf den Betten im Wagen wurde dabei von einer Seite zur andern geworfen, gleich als läge sie in einer Kajüte auf stürmischem Meere, und ohne die schützende Kraft der Bettfedern würde der liebliche Körper mit blauen Flecken, wie von den Krallen eines nächtlichen Kobolds, geziert worden sein.

Rozalka schlummerte halb. Sie wußte eigentlich nicht, was sie in Wilna sollte, ihr Geist beschäftigte sich wachend damit, und nun träumte sie von der Reise dahin, die sie wirklich machte. Gefahren scheute sie nicht, sie freute sich darauf, denn unter Gefahren mancherlei Art wird das Volk sich die Freiheit erringen, dachte sie. So lange es seine Tage in gefahrloser Ruhe verlebt und sich unter der geschwungenen Knute beugt, so lange werden Russen uns zu Tode hetzen dürfen und uns und unsere Sitten mit ihren frechen Verlockungen verspotten. Wenn aber die Wuth losgelassen

rasen wird, wenn Haß und Haß stürmisch auf einander stoßen, dann wird's das Leben kosten, das Jeder gern hinwirft in dem großen Spiel. So träumte das Mädchen. Dann trat Fürst Jozef's Bild vor ihre Seele. Sie liebte ihn, den Fürsten Jozef, den sie nur im Bilde kannte, den Polenhelden, der bei Leipzig ertrank, das war das Ideal der Schönheit, des Muthes, des edeln Sinnes aller polnischen Mädchen. Ihm gleich sah freilich nicht der Jüngling, der sie zu lieben vorgab. Er war kein Held, er war nicht schön. Die Polin Rozalka konnte nur den schönen Helden wahrhaft lieben. Aber sie hatte Lunowski erweckt aus der Abspannung, die ihn bis dahin umfangen gehalten hatte, sie hoffte, er werde sich anschließen der Schaar der Befreier, sie hatte ihm Mittel an die Hand gegeben, ihr Vertrauen zu gewinnen, er auch konnte zum Heldenmuthe erwachen, und dieser verschönt ihn dann, so dachte sie, und dann will ich ihn lieben. Der Wagen hielt, sie öffnete die Augen. Es lag ein schwarzes Gebäude von Holz, nur einige Fuß hoch über der Erde, die Fenster mit Papier verklebt, die Thür, aus der ein dicker Rauch sich hervorwälzte, weit offen, seitwärts am Wege, von einem Halbkreise finsterer Tannen dicht umgeben, die, wie bärtige Riesen, ihre langen Arme nach dem schwarzen Maulwurfshaufen unter sich ausstreckten.

Da waren keine hellblinkenden Fensterscheiben, aus denen Blumen und die knisternde Flamme des Herdes gastlich und einladend herausblinkte, kein reinlicher Hof, wo das Holz aufgeschichtet dalag, das zierliche Hausgeflügel mit seinem mannichfachen Geräusch hin und her spazierte, da war keine schützende Umzäunung, kein wachsamer Haushund, der die Gäste abhielt, und doch wieder so einladend die bergende Wohnung stiller Ordnung und häuslichen Glücks dem

Wanderer verrieth; keine verschlossene Thür endlich, die auf den ersten Ruf sich dennoch freundlich öffnete. Alles war hier offen, kein Mißtrauen herrschte, mitten im Walde, so einsam, so todt — kein Hund, kein Schloß, kein Zaun — aber das große Geheimniß lag darin — hier war nichts zu rauben.

„Rozalka,“ sagte van Pool, „hier werden wir übernachten, trage die Betten und den Freßkorb in das Haus, während ich die Pferde in den Stall ziehe.“

Der Alte spannte die Gäule aus, indeß Rozalka bemüht war, die schweren Gegenstände vom Wagen zu heben und in das Haus zu schleppen. Ein altes Weib stand mit einem jungen Burschen unter der Thür und sah zu, ohne mit Hand anzulegen.

Das Mädchen war mit dem Geschäfte fertig, als auch ihr Vater in das Zimmer trat und guten Abend wünschte.

Der Freßkorb wurde geöffnet und van Pool nahm eine Kalbskeule daraus hervor und begehrte Zwiebeln, Butter und Pfeffer, um sie zuzubereiten. Er erhielt aber zur Antwort, daß von diesen Dingen nichts vorräthig sei. Er foderte Kartoffeln — diese waren auch nicht da.

„Ho, ho!“ lachte er in sich hinein, „ist's hier so bestellt? Na, wartet, Ihr werdet Euch wundern!“

Er setzte sich mit seiner Tochter auf den Boden, wo sie ihm Betten ausgebreitet hatte, schnitt mit seinem Dolche ein gutes Stück von dem Fleische herunter, rieb es tüchtig mit Schiesspulver, spießte es dann und hielt es zum Feuer, bis es braun war, dann aß er es mit großem Appetit, indem er dabei weidlich der Schnapsflasche zusprach. Rozalka wollte an diesem Mahle nicht Theil nehmen. Sie war nicht hungrig.

Das alte Weib und der Bursche hatten sich auf den

Ofen gelegt und schliefen. Es war schon spät. „Der Vater ist noch im Walde," sagte das Weib, „laßt Euch nicht stören, wenn er nach Hause kommt."

Die Thür blieb nur angelehnt und der Wind warf sie hin und her. Obgleich die dadurch entstehende Zugluft sehr beschwerlich wurde, so war es doch für die Bewohner des innern Raumes sehr nothwendig, da sie sonst der Rauch erstickt haben würde.

Van Pool und Rozalka schlossen kein Auge, der unheimliche Aufenthalt war nicht einladend zum Schlummer, und doch war nach van Pools Meinung kein besserer Ort auf zwanzig Meilen in der Runde.

Der Eigenthümer der Hütte ließ nicht lange auf sich warten. Er kam, die Axt auf der Schulter, sehr spät nach Hause, und nachdem er einen Haufen Reisig, den er auf einem großen Handschlitten hinter sich herschleppte, am Ofen niedergeworfen hatte, fragte er leise seine Frau, wer die Fremden wären. Eben so leise antwortete sie, und nun ging das Zischeln eine Weile so fort, wovon unsere Reisenden nichts verstanden.

Plötzlich hörte man draußen Pfeifen. Van Pool fuhr wie ein Pfeil in die Höhe und antwortete. Mann und Frau auf dem Ofen blickten sich verwundert an, aber noch ehe sie eine Frage hervorbringen konnten, traten vier Kerle herein, deren Aussehen eben nicht zierlich genannt werden konnte.

Der Eine, ein großer, starker Mann, hatte hohe Wasserstiefeln an, die ihm bis unter den Bauch gingen, eine grüne Pelzjacke, eine Fuchsmütze, woran der Schwanz lang herunterhing, ein blutrothes Tuch um Hals und Kinn gebunden und eine lange Flinte um die Schulter.

Der Zweite sah einem russischen Beamten gleich, wie

sie bei den Grenzzöllen angestellt sind; er war nur klein und trug einen Säbel und zwei Pistolen im breiten Ledergurt.

Der Dritte war ein polnischer Jude in seiner gewöhnlichen Tracht und hatte keine andere Waffe, als einen keulenförmigen Knotenstock.

Der Vierte endlich war ein junger Bursche von ungefähr zwanzig Jahren, schlank, hochaufgeschossen, mit einem schönen, kühnen Gesichte. Er war wie ein Bauer gekleidet und hatte sich einen dicken Strick mehrmals um den Leib gewickelt.

Van Pool erhob sich vom Bette und grüßte die Eintretenden auf russisch, was sie in derselben Sprache erwiderten. Rozalka schloß fest das Auge und ahmte eine Schlafende nach. Sie hatte auf ihren früheren Reisen in Rußland die Landessprache gelernt und hoffte so hinter das Geheimniß kommen zu können.

Die vier Ankömmlinge setzten sich zum Ofen; die Wirthe auf demselben zitterten und wagten nicht, ein Wort hören zu lassen. Van Pool theilte seinen Vorrath mit. Sie schnitten die blutigen Fetzen vom Knochen herunter, rösteten sie halb und verschlangen sie dann wie Kannibalen, indem sie durch zahllose Schlücke aus den Branntwein- und Rumflaschen der zähen Speise ihre Unverdaulichkeit zu benehmen bemüht waren.

Rozalka blinzte mit halbgeöffneter Wimper nach diesem scheußlichen Gastmahle, hörte die rauhen Stimmen im eifrigen Gespräche, aber verstehen konnte sie nichts, denn die Unterhaltung wurde jetzt in einer Mundart geführt, die ihr gänzlich unverständlich war.

Es war das Rothwälsch der Räuber, was sie sprachen.

Rozalka fühlte einen heftigen Schauer ihre Glieder durch-

beben; was sie oft schon gemuthmaßt, was sie jedoch nie sich zu sagen getraut hatte, es war ihr nun gewiß, ihr Vater hielt Gemeinschaft mit den Rasboiniks, die ihr Unwesen in den Wäldern trieben. Ihre unverständliche Sprache klärte ihr das schreckliche Geheimniß auf. Es war ihr, als ob ihr eine innere Stimme mit furchtbarem Tone die Gewißheit zuriefe und alle tröstlichen Zweifel zerstöre. Es war, als habe sie schon einmal diese Sprache gehört — ja — als habe sie sie gesprochen — verstanden!

Dann, dachte sie, Alles sei nur ein ängstlicher Traum. Der Mann auf dem Ofen hatte aber bei dem Zuhören der Unterredung ein ganz anderes Gefühl wie Rozalka. Seine frühere Angst hatte sich nicht nur sogleich gelegt, wie die ersten russischen Begrüßungen der Fremden vorüber waren, sondern seine Miene heiterte sich zusehends auf, da er das weiche, buntscheckige Rothwälsch vernahm.

Das Gespräch der Fremden hatte den lebhaftesten Schwung erreicht, sie hielten Rundtrunk und kreuzten die Arme, indem sie sich unter lauten Schwüren die Hände reichten, da sprang der Wirth mit einem Satze vom Ofen herunter mitten in den Kreis hinein.

„Zum guten Tag und zur guten Stunde, gut Glück und Segen bei mir, ihr Kaudenwecker, Kittenschieber, Morgengänger und Chasne melochener!" schrie er.

Alle sahen ihn überrascht an. „Ich bin Einer wie Ihr!" fuhr er fort. „Ich habe Alles gehört und verstanden und diene Euch gern. Ich bin dabei, wo's Arbeit gibt. Ich war am Rhein und in Moskau, in Wilna und am schwarzen Thor, ich weiß überall Bescheid!"

Der zuerst Eingetretene, der wie ein Jäger aussah, richtete einige Fragen an ihn, die jener beantwortete. Dann aber rief er schnell: wozu so viel Federlesens! Ich sehe ja

wohl, daß ich es mit ehrlichen Kerlen zu thun habe, denen es lieb sein muß, einen Kameraden zu finden. Also zweifelt nicht länger und sehet her —“

Bei diesen Worten zerrte er den Handschlitten zur Flamme, warf die noch übrigen Reisigbündel herab, und man erblickte eine Leiche in blutgefärbten Kleidern, deren bleiches entstelltes Gesicht der Schein des Ofens mit einer trügenden Röthe übergoß.

Rozalka warf sich mit dem Munde in die Kissen und erstickte den Seufzer der Angst, der aus ihrer Brust entstieg.

Selbst die vier Kerle, die doch ziemlich vertraut mit dem Geschäfte schienen, waren durch die allzu plötzliche Ueberraschung nicht sehr erfreut.

Aber van Pool trat auf den Wirth zu: „Bravs Kerl bist!“ schrie er, „auch Du sollst Arbeit vollauf haben. Es wird eine tolle Verwirrung hereinbrechen, und da werden wir Fischer reichen Fang thun. Von Polen oder Russen ist uns gleich. Wer ist Freund? Wer ist Feind? Ich denke, wir zählen nur Feinde!“ —

„Doch nicht, van Pool,“ sagte der zwanzigjährige, schlanke Mörder, dessen nervige Arme wohl so Manchem schon den tödtenden Stahl in die Brust getaucht hatten — „hier auf der Erde liegt ein Geschöpf, das nicht wie ein Feind aussieht —“

„Es ist meine Tochter,“ brummte der Alte, „lasse sie schlafen —“

„Nein, das soll sie nicht,“ sagte der Bursche, wir wollen sie wecken und sie soll uns die Zeit vertreiben —“

„Meinetwegen! wenn sie will“ — sprach van Pool.

„Doch vorerst bringt diesen weg,“ schrie der Jude ängstlich. „Was soll uns der Todte? das ist kein schöner Anblick.“

Der Eigenthümer der Hütte winkte, sein Weib kroch

vom Ofen herunter wie ein scheußliches, hundertfüßiges Insekt, und öffnete im Winkel eine Fallthür. Ein Modergeruch verbreitete sich. Der Mann zog den Leichnam bei den Haaren hin und warf ihn angekleidet, wie er war, in das Loch, wo schon viele vor ihm hinabgeworfen worden waren, dann deckte er schnell die Fallthür darüber.

„Und was machst Du mit den Kleidern?“, fragte schnell der Jude.

„Die verfaulen drunten,“ erwiderte der Wirth.

„Wie Schade!“ rief jener.

„Ha,“ schrie der Wirth mit wildem Hohne, „wer soll mir die Lumpen hier abkaufen! und meine Hütte wäre voll von dem Bettel, denn ich arbeite fleißig, wenn gleich nicht viel dabei abfällt. So ein einsamer Wanderer hat nicht Viel.“

Uud damit zeigte er in der blutigen Hand einige kleine Münzen, etwa zehn polnische Gulden an Werth.

„Nun seid stille,“ rief der Jüngste der Gesellschaft, „ich wecke mir mein Schätzchen mit Spiel und Gesang.“

Er trommelte auf Kinn und Hirnschädel so geschickt, daß es einen ganz artigen Ton gab, und fing an mit einer hellen Stimme das rothwälsche Schelmenlied zu singen:

„Achlum dum doinum
Steht ein schoin Hoißel,
Kutzen zwa Terntel 'raus,
Singen Wois Woißel!“

„Halts Maul! schrien die Andern, „mit Deinem Singsang, wir haben eine weite Reise vor und sind müde.“

Sie hatten sich auf dem Ofen gelagert, den ihnen der gefällige Wirth aus gastfreundlichem Triebe eingeräumt hatte.

„Nun, meinetwegen, Faullenzer!“ schrie der Bursche — „ein köstliches Mädchen, mein Seel! Der Sünde schon werth!“

Van Pool zog stillschweigend seinen Sarras und legte sich mit demselben neben seine Tochter. Da der Bursche diese Anstalten sah, legte auch er sich in eine Ecke zur Ruhe.

Alles wurde bald stille. Dann schnarchte hie und da ein Schläfer.

Rozalka erhob sich in wilder Angst sitzend auf ihrem Lager, und warf aus ihrem schönen Auge einen scheuen Blick umher.

Die Glut im Ofen deckte bereits graue Asche und die Kälte drängte sich empfindlich zur Thürspalte herein. Durch die trüben Papierscheiben fiel ein röthlicher Schimmer, wie wenn die Morgensonne bereits in den alten Wald hineinzubrechen versuchte.

20

Und sie brach wirklich herein. Ein frischer Spätherbstmorgen strömte seinen kräftigen Hauch über die Tannen- und Föhrenwipfel aus, und der goldene Strahl der Sonne eilte ihm nach, um den weißen Reif wegzuküssen, der Alles ringsumher bedeckte. Die Thiere erwachten und guckten, sich streckend, aus ihren Höhlen und schüttelten die trockenen Zweige und Blätter des nächtlichen Lagers aus ihren Fellen, die Wintervögel flogen munter schreiend umher, und der einsame Wanderer öffnete froh seine Brust dem schützenden Tage und ließ ein Morgengebet aus ihr strömen.

Doch in der Hütte war es noch trübe und stille. Die dumpfen Schläfer lagen regungslos da, von der Halbnacht umgeben, die durch die verklebten Fenster verbreitet wurde,

und nur der Morgenhauch, der zur Thür hereinfuhr, zeigte Rozalka an, daß die Schreckensnacht vorüber war.

Welch ein Morgen für die Arme! Was sie Nachts mit halbgeschlossenen Augen geträumt zu haben dachte, es war Wirklichkeit. Da lag ihr Vater, neben ihm sein ausgezogener Sarras, dort lagen seine blutigen Gefährten, der freche Bursche, dessen wildes Lied noch in ihren Ohren wiederhallte, in jenem Winkel war die schreckliche Fallthür, wo die Gemordeten vermoderten!

Wer zeigte ihr einen Ausweg zur Flucht? Und wie hätte sie ihrem schrecklichen Schicksale entfliehen können, war ihr Vater nicht ein Mörder?

Der Schlaf entwich von den Augen der ruhenden Bösewichte und sie erhoben sich rüstig und fröhlich.

„Nun auf, nach Wilna!" schrien sie.

„Durch den Wald wollen wir zusammen marschiren," sprach van Pool, „meine Pferde ziehen uns alle Sechs, dann trennen wir uns. In Wilna kennt Ihr die Herberge."

„Hast ein schönes Töchterchen," sagte Mannkatz, der junge Räuber.

„Gefällt sie Dir?" fragte van Pool.

„Ei, das will ich meinen!" rief der Andere.

„Nun — wer weiß — dazu wird Rath. Ich möchte sie gern los werden, die Zeit, wo sie mir nützlich war, ist vorüber, und jetzt ist sie mir eine Last. Einem Manne, der sie versorgen könnte, daß sie mir nicht wieder über den Hals käme, gäbe ich sie gern."

„Ich wollte sie gut halten," sprach Mannkatz, wenn Du sie mir —"

„Stille davon" — erwiderte van Pool halbleise, „sie darf's nicht hören. Wir wollen später davon sprechen."

„Ist's das Kind, das auf dem Seile die schönen Künste machte?" fragte ein Anderer.

„Das ist's!" antwortete van Pool kurz, da ihn die vielen Fragen verdrossen, die Rozalka erregte.

„Eine schmucke Magd," schmunzelte der Jude, „so wahr mir Gott helfe, es wäre ein gutes Geschäft mit dem Artikel zu machen!"

Van Pool befahl dem Wirth, seine Britschka anzuspannen. Während dies geschah, traten die Andern plaudernd zusammen, und Mannkatz trat vor die Thür zu Rozalka, die bleich, die gefalteten Hände in den Schooß gelegt, mit starren Blicken, auf einem Steine saß. Der Bursche wußte nicht, was er sagen sollte, denn eine Scheu hatte ihn befallen, daß er seine gewöhnlichen, rohen Späße zurückhielt; er begnügte sich daher, ein Lied pfeifend, an einen Baum gelehnt, dazustehen und sie immerfort anzusehen. Rozalka bemerkte ihn nicht.

Unterdessen ging van Pool mit dem Aeltesten des Gesindels, der wie ein herrschaftlicher Jäger gekleidet war und die Fuchsmütze trug, in der Hütte auf und ab.

„Es ist so, wie ich Dir sage, Liworski," rief van Pool. „Die Gährung ist allgemein und der Ausbruch kann nicht lange mehr zurückgehalten werden. In Wilna wird jetzt ein großer Congreß gehalten, Abgesandte von allen Enden kommen zusammen, und wer weiß, ob es nicht da schon losgeht. Wenigstens haben die Russen Wind davon und schickten den Auswurf ihrer geheimen Polizei dahin. Wo die hinzieht, müssen wir nachziehen, wie die Raben dem Heere und die Haifische den Flotten. Bricht's los, dann können wir in einer Nacht für unser ganzes Leben genug haben. Aber ich hatte noch einen andern Grund, Warschau zu verlassen."

„Und welchen?“ unterbrach ihn Liworski.

„Das gehört nicht hierher!“ entgegnete der Andere. „Ich machte durch Zufall die wichtigsten Entdeckungen. Ich erfuhr durch Zufall, daß Graf S., der reichste und vornehmste Magnat, es nicht gut mit den Russen meine, daß eine französische Marschallswitwe und ein ehemaliger Begleiter Napoleon's, der unter angenommenem Namen sich bei ihr aufhält — doch das sind Nebensachen — daß aber die Russen ihr Geld zum Fenster hinauswerfen und von ihren Polizeispionen selbst betrogen werden — alles Das erfuhr ich — und ich gebrauchte eine List, damit ich vor Constantin geführt würde; ich sprach ihn selbst, ich sprach ihn im Vertrauen, ich machte ihm meine Entdeckungen, ich bot ihm meinen Dolch an, ich wollte ihn in kurzer Zeit von allen Widersachern befreien und die Ruhe herstellen. „Wir brauchen keine Banditen!“ gab er mir zur Antwort. „Wir haben Bajonette, sind mächtig und im Rechte; mithin weg mit den Dolchen! und Du“ — rief er mir zu, entferne Dich sogleich aus Warschau, denn bei dem ersten Morde, der Aufsehen erregt, werden wir Dich für den Thäter ansehen und einziehen lassen.“ Das war deutlich gesprochen. Ich machte mich daher auf den Weg, und da ich von der Zusammenkunft der Verschworenen in Wilna hörte, hatte ich meine guten Gründe, Euch hier im Walde zu mir stoßen zu lassen.“

Die Pferde waren angespannt. Die vier Räuber, van Pool und Rozalka setzten sich auf. Der Wirth nahm freundlich Abschied und versprach bald nachzukommen. Mannkatz sang sein Schelmenlied:

„Kutzens braun Agelan,
Schönem Schell Sieben!“

daß es laut im Walde wiederhallte; die scharf trabenden

Pferde trappelten auf der gefrorenen Straße nnd klingelten mit ihren Blechen dazu; der Dampf der Tabakspfeifen stieg gesellig in die reine Luft, und wer die dahinfliegende Britschka sah, mußte glauben, daß sie die gemüthlichsten Menschen zum freundlichsten, heilsamsten Geschäfte trug. Aber im Hintergrunde saß mit geschlossenen Augen, tief in die Kissen gedrückt, die bleiche Gestalt Rozalka's, die man für eine Leiche gehalten haben würde, wenn nicht dann und wann ein leiser Schauer ihre zart geformten Glieder durchbebt hätte.

21.

In Wilna angekommen bezog von Pool ein Zimmer in dem Hause einer Freundin, wie er sagte, die in einer ziemlich entlegenen Straße wohnte. Einige Mädchen, die bei dieser Freundin lebten und recht anmuthige Geschöpfe zu sein schienen, kamen der leidenden Rozalka, die von der schnellen Reise angegriffen zu sein vorgab, theilnehmend entgegen. Die bejahrte Freundin van Pool's ließ es gleichfalls an Aufmerksamkeiten nicht fehlen und versicherte, sie wolle Rozalka's zweite Mutter sein.

Diese Trostesworte machten einen wohlthätigen Eindruck auf das zerrissene Herz des Mädchens. Sie hatte ihre Mutter nie gekannt, oft wenn der rauhe Vater sie kränkte, wenn er sie in früherer Zeit, da er noch als Seiltänzer herumzog, mißhandelte, dann wünschte sie manchmal so glücklich zu sein, als das Kind auf den Armen der Bettlerin, die als liebende Mutter es mit den Lumpen gegen Kälte schützte, ihm die erflehete Brotrinde in den

Mund steckte und dann den Mund des Kindes an die Lippen drückte. Wie wohl mußte ein solcher Kuß dem armen Kinde thun, wie wohl mußte er der Armen thun, die nie den Mund der Mutter berühren durfte.

Van Pool ging viel aus. Rozalka war bei der Freundin. Am Tage lebten sie still, nur Abends wurde viel an der Glocke gezogen, da aber die Frauen allein in dem einsamen Stadtviertel wohnten, so sahen sie vorsichtig zum Fenster hinaus, ehe sie die Thür öffneten; sie öffneten aber jedesmal. Wer eigentlich kam, erfuhr Rozalka nicht. Die Hausfrau ging hinaus, erschien aber dann bald wieder und eines der Mädchen, die sich der Haushaltung thätig annahmen, mußte dann schnell fort, denn bald war es der Fleischer, bald die Wäscherin, bald ein Handelsmann, der abgefertigt werden mußte. Ein Paar alte Herren von stattlichem Ansehen hatten Zutritt bei der achtungswerthen Familie. Sie waren sehr freundlich gegen die Damen und schienen sie recht väterlich zu lieben. Auch begleitete sie beständig eines der Mädchen bis zur Hausthür, wenn sie fortgingen. Rozalka erwarb auch bald die Gunst dieser alten freundlichen Herren in hohem Grade. Sie sprachen gern mit ihr, griffen ihr ans Kinn, drückten ihr die Hand und ließen, wenn sie etwas erzählte, Blicke auf ihr ruhen, aus denen nur zu deutlich die wohlwollendste Zuneigung leuchtete. Alles Dies machte auf die Unglückliche den besten Eindruck. Es kam ihr vor, als wenn nun erst — unter gleichgestimmten, tugendhaften Menschen, ein neues Dasein für sie begann.

Wochen verstrichen und in dem kleinen Häuschen, wie in dem großen Wilna hatte sich noch nichts zugetragen, was auf eine außerordentliche Weise die gewöhnliche Ordnung der Zeit und der Dinge gestört hätte.

22.

An einem frühen Morgen sehen wir einen geschäftigen, raschen Kerl durch die belebtesten Straßen streichen, sein spähendes Auge scheint Jemand zu suchen und er wird immer ungeduldiger, ihn nicht zu finden.

Er trägt die Kleidung eines deutschen Juden, einen schmierigen, polnischen Rock von gräulichem Nankin, einen alten Hut mit breiter Krämpe, und einen Stock in der Hand. Es ist der wohlbekannte Schulmeister Przebracki aus Rochloschizza, und der, den er sucht, ist Baruch von Wilna, sein vertrauter Freund, beide in Diensten der geheimen Polizei.

Endlich findet er den Ersehnten.

„Ich hab' eine Nachricht, hundert Dukaten werth, Baruch!“ flüstert er diesem zu.

„Was schreist Du so laut, Schote?“ fragt jener erzürnt. „Wenn ich schon Deine Nachricht wissen will, hab' ich doch nicht nach dem Preise gefragt. Wenn Du mir etwas zu sagen hast, tritt mit mir ein bei Tankel Minsk, der ist mein Freund und wohnt allein, denn seine Leut' sind auf der Messe in Koriczin.“

„Ich habe hier eine alte Bekannte,“ sagte dort eingetreten der Schulmeister, „eine gewisse Panna Ossepowa, die seit einer Reihe von Jahren die ehrenwerthe Hantierung der Kuppelei treibt. Daß sie aber auch Raubgesindel bei sich verbirgt, wußte ich bis jetzt noch nicht —“

„Nicht möglich,“ unterbrach ihn Baruch, „die Ossepowa kenne ich lange und von der besten Seite. Meine Frau handelt mit ihr und Alles gegen baare Bezahlung.“

„Und doch ist's, wie ich Dir sage,“ fuhr Przebracki fort; „der berüchtigte van Pool wohnt bei ihr, und noch

eine Hetze seines Gelichters versammelt sich in den Abendstunden dort. Du weißt, daß wir von diesem Volke für unser Leben zu fürchten haben. Darum habe ich mir ein Plänchen erdacht, mit einem Male Alle dort an Ort und Stelle gefangen zu nehmen."

„Wie willst Du das anfangen?" fragte Baruch.

„Sieh," sprach der Schulmeister, ich sagte Dir bereits, daß die Ossepowa eine alte Bekannte von mir ist. Das verhält sich so. Ich genoß in ihrem Hause eines unbeschränkten Credits. Wein und Mädchen, Alles stand mir zu Diensten. Aber ich habe sie vor ungefähr zehn Jahren abscheulich betrogen. Ich bin ihr nicht nur mit einer bedeutenden Summe durchgegangen, sondern ich habe, bevor ich fortging, einen gräulichen Exzeß verübt, habe ihr Spiegel und Gläser zertrümmert, und war die Ursache, daß ihr ein Jahr hindurch das Geschäft ganz gelegt wurde. Einer hübschen Unschuld, die dem Civilgouverneur gefiel und die sie zu kirren wußte, hat sie es zu danken, daß sie wieder aufmachen durfte. — Mein Plan ist daher, daß wir diesen Abend mit einigen Vertrauten ihr einen Besuch abstatten. Ihr zieht Alle gute Kleider an, steckt Ringe auf und dergleichen, ich aber will mich unter Euch drücken und unbemerkt hinein zu kommen suchen, sonst weis't sie Alle ab. Bin ich einmal im Heiligthume drin, dann dürft Ihr für den Skandal nicht sorgen. Es soll eine Schlägerei entstehen, daß sich die gefallenen Engel darüber freuen werden, dann ruft einer schnell die Wache herbei, wir lassen uns Alle arretiren, die saubern Gäste, van Pool und seine Kameraden, sind dabei, die bleiben hängen, wir sind am andern Tage frei. Jetzt wollen wir alles Nöthige vorbereiten. Abends neun Uhr treffen wir uns im großen Kaffeehause am Markte. Der Rittmeister und noch fünf bis sechs

wackre Jungen können mit dabei sein! Vor Allem schärfe ihnen ein, daß sie heitere Laune mitbringen."

Die wackern Freunde trennten sich, um die Kameraden aufzusuchen.

23.

Am Abende dieses Tages sah man Panna Ossepowa in nicht geringer Geschäftigkeit ihr Häuschen durchlaufen. In dem größten Zimmer, das nach dem einsamen Garten hinaus lag, war eine Gesellschaft versammelt, deren wildes Aussehen seltsam mit ihrem geheimnißvollen Wesen abstach. Sie hatten schon mehre Bowlen Punsch geleert und unterhielten sich dabei höchst anständig, ohne Lärm, wie das an diesen Orten selten ist — wie es schien — über wichtige Dinge. Einige Zöfchen waren abgesandt worden, um zur Aufheiterung des ernsten Kreises beizutragen. Außer diesen Leuten war ein Paar feiner Herren an der Pforte erschienen, die sich ihnen gern öffnete. Der Eine, ein alter Bekannter, reich und vornehm, der seit Jahren schon gewohnt war mit seinen Aufträgen bei der Ossepowa einzusprechen, hatte einen Fremden mitgebracht, der ernst und zerstreut, wider Willen seinem Freunde hierher gefolgt zu sein schien.

„Höre Weib," sagte der Bekannte zur Kupplerin, „ich habe hier einen melancholischen Bruder mitgebracht, der sich bei Dir aufheitern soll. Ich kann es Dir versichern, daß er aus keinem andern Grunde hierher kommt, als mir gefällig zu sein, weil ich es wünschte und wir von hier einen Weg zusammen zu machen haben, und daß es ihm nicht

einfallen wird, irgend ein Gelüsten zu befriedigen. Aber so ganz allein kann er die Zeit ja nicht hinbringen. Hast Du daher etwa ein Novizchen im Hause, die sich üben soll, ein Blümchen, die Du keiner rohen Faust zu pflücken geben willst, so sende sie zu ihm, während ich mich mit der Malnika unterhalten will."

„Ich kann Alles so einrichten, wie Sie es wünschen," sagte freundlich die Ossepowa, „ich habe gerade so etwas für den fremden Melancholikus. He, Malnika," rief sie, und die kleine, freundliche Blondine sprang heraus, und da sie den Wohlbekannten erblickte, ihm an den Hals, ihn herzend und küssend.

„Ich verlasse Dich auf kurze Zeit, sagte lachend der Eine am Arme des Mädchens, suche indeß Dich so gut zu unterhalten, als es gehen will."

„Wenn's beliebt," sprach höflich die Kupplerin, die Thür eines wohnlichen Zimmers öffnend, „mein Häuschen ist heut so stark besetzt, daß ich bitten muß, einstweilen mit meiner Wohnstube fürlieb zu nehmen."

Der Fremde nickte verbindlich und folgte der Einladung. Die Ossepowa ging aber nicht mit, sondern zog sich leise zurück und machte die Thür zu.

Am runden Tische, mit einer weiblichen Arbeit beschäftigt, den Eintretenden, ohne aufzublicken, grüßend, saß in einem reinlichen, doch nachlässigen Anzuge, ein reizendes Mädchen, das selbst den, in finstern Gedanken vertieften Fremden angenehm überraschte.

Das Wesen dieses Mädchens trug den Stempel einer so echten Unbefangenheit, sie saß so beschäftigt da, ohne sich um den Gast zu bekümmern, sie zog ihren Faden durch Wachs, biß dessen Ende ab, fädelte ihn ein, Alles so liebenswürdig nachlässig, ganz unbelauscht sich wähnend und

nicht vermuthend, daß sie die Aufmerksamkeit eines Fremden auf sich zog, zu dessen Unterhaltung sie eigentlich bestimmt war.

In einem solchen Hause auf Unbefangenheit zu stoßen, übt stets einen mächtigen Zauber. Der Fremde, der eine gewöhnliche Phryne zu finden dachte und dann gewiß das Stillschweigen eines Trappisten bewahrt haben würde, fühlte sich veranlaßt dieses Mädchen anzureden. Er setzte sich zu ihr, sah ihr eine Weile zu und sagte dann:

„Du nähest ja, mein Kind, mit einer Emsigkeit, als gälte es die Aussteuer zur morgenden Hochzeit. Kannst Du denn nicht die Arbeit bei Seite legen und mir einen Blick in Deine schönen Augen gönnen, damit ich auch wisse, von welcher Farbe sie sind?"

„Ach," sagte das Mädchen, „ich muß wohl nähen; die Mutter ist so gut, und es ist das Einzige, womit ich dafür danken kann."

Der Fremde, der ihr näher gerückt war und die Arbeit genau betrachtete, lachte.

„Nun diese Näherei, mein Kind, ist aber eben nicht zu loben," sagte er; „obgleich ich kein Schneider bin, so sehe ich denn doch ein, daß Deine Naht schlecht ist und daß Du mehr in Deine Finger stichst, als in die Leinwand."

Die Kleine wurde blutroth und lispelte leise: „Das macht, weil ich's noch nicht lange treibe, ich habe es erst vor Kurzem gelernt das Nähen."

„Bist wohl vom Lande?" fragte der Fremde.

Die Kleine schwieg.

„Die Leibeigene irgend eines Fürsten, der Dich nach der Stadt und dann hierher in dies Haus brachte?"

Das Mädchen antwortete nicht, stampfte mit dem nied-

lichen Fuße, zerbrach einige Nadeln und biß sich in die Lippen.

„Ei, Du antwortest ja nicht?“ rief der Fremde und legte seinen Arm um ihren Nacken. „Bist Du böse? Hätte ich Deine Arbeit loben sollen? Willst Du auch geschmeichelt sein? Sieh doch!“

Und die andre Hand griff ihr an das Kinn, um den Kopf so zu drehen, daß der Fremde ihr bequem einen Kuß geben konnte. Das Mädchen sprang auf und sagte: „Die Mutter wird bald hier sein.“

„Nein,“ rief lachend der Fremde, „die Mutter kommt nicht eher, als bis ich sie rufe. Sei nicht so spröde, mein Kind, oder scheine wenigstens nicht so. Komm' und setze Dich, ich will Dir nichts zu Leide thun.“

„Ich setze mich nicht,“ sprach das Mädchen entrüstet, die von dem Tone unangenehm berührt wurde, in dem der Fremde sprach. „Sie scheinen zu vergessen, daß Sie sich in einem anständigen Hause befinden —“

„Das weiß ich ja, liebe Kleine,“ sagte immer scherzend der Herr, dessen üble Laune ihn während dieses Gespräches gänzlich verlassen zu haben schien. „Obgleich ich diese Art von Häusern nicht oft besuchte, und überdies in Wilna gänzlich fremd bin, so will ich doch gern glauben, daß es schlechtere gibt —“

„Diese Art von Häusern? schlechtere!“ rief das Mädchen mit aufgerissenen Augen, indem das Nähzeug ihrer Hand entfiel.

„Nun, treibe Deine Verstellung nicht zu weit, sonst wird sie abgeschmackt,“ sagte jetzt ernst der Fremde, „komm her und setze Dich zu mir — ich bin kein Menschenfresser —“

„Nein, erlauben Sie, mein Herr,“ sprach das Mädchen,

„daß ich die Mutter —“ und damit wollte sie zur Thür hinaus.

„Was hast Du denn immer mit der Mutter?“ fragte der Fremde, „bist Du die Tochter des Hauses?“

„Ich bin leider nur eine arme Fremde, aber die Töchter des Hauses lieben mich wie ihre Schwester —“ sagte das Mädchen.

Da leuchtete das Auge des Fremden und ein furchtbarer Ernst legte sich auf seine Züge.

„Mutter? Schwester?“ wiederholte er, „so sollte das arme Wesen wirklich so schrecklich hintergangen sein? Sprich, Mädchen, aber aufrichtig, als wenn Du vor Gott ständest: weißt Du wirklich nicht, wo Du Dich befindest?“

„In dem Hause einer Freundin,“ sagte frei das Mädchen.

„In dem Hause der frechsten, gesuchtesten Kupplerin — die Du für Schwestern hältst — sind feile Dirnen — die Hausfreunde sind Wollüstlinge, die hier ihren Lüsten fröhnen — Du stehst am Rande eines fürchterlichen Abgrunds!“ sprach der Fremde.

Das Mädchen hatte den Mund geöffnet, die Zunge lag schwer wie Blei, die Augen stierten, der Busen hob sich krampfhaft, die Finger waren weit auseinander gespreizt.

„Gerechter Gott!“ stöhnte sie endlich mit furchtbarer Anstrengung und sank zur Erde.

Der Fremde bemühte sich, sie wieder zu sich zu bringen und trug sie auf das Sopha.

„Wer brachte Dich hierher, Unglückliche?“ fragte er.

Mit einem innern Schauer antwortete sie schwach, ersterbend, kaum hörbar: „Mein Vater!“

„Und wer bist Du?“ fragte er wieder.

„Rozalka, die Seiltänzerin!“ sagte das Mädchen.

„Sei unbesorgt, mein Kind," versicherte der Fremde, „ich werde Dich retten —"

Alle Kräfte zusammenraffend sprang das Mädchen vom Sopha auf, und mit der nur ihr eigenthümlichen Gelenkigkeit schnellte sie ihren reizenden Körper zu Boden, wie einen Pfeil, der von der Sehne fliegt. Da lag die rührende Gestalt, die Hände gefaltet, die Brust weit vorgebeugt, den Kopf gesenkt, mit von Thränen überströmenden Augen.

„Ja, mein Herr, wer Sie auch sein mögen, retten Sie mich," schrie sie mit Ungestüm, „retten Sie mich aus den Händen dieser Mutter — aus den Händen dieses Vaters!"

Der Fremde hob sie auf und wollte soeben neue Fragen an sie richten, als im Hause ein furchtbarer Lärm entstand, der ihre ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nahm.

24.

Der Verabredung des Schulmeisters zufolge hatten sich seine Gesellen mit ihm in geziemender Kleidung vor dem Hause der Panna Ossepowa eingefunden.

Sie klopften; die Dame öffnete das Fenster. Das Losungswort der alten Kunden, denen sich sogleich die Thür öffnete, ertönte, dennoch zögerte die Ossepowa sogleich zu öffnen. Sie überschaute die Menge der neuen Gäste auf der Straße, sie überzählte im Gedanken ihre Zimmer, ihre Mädchen, die ungefähre Verstärkung, die sie in der Geschwindigkeit herbeirufen konnte, und sie befand sich in Verlegenheit.

Da ertönte das Losungswort noch einmal von der Straße herauf von einigen Faustschlägen an die Thür und von Flüchen begleitet.

Das kann nichts helfen, dachte sie, ging hinunter mit dem Lichte und öffnete.

Alle zugleich drängten sich wild herein. Einer von ihnen blies ihr das Licht aus, und dennoch stürmten sie nun die Treppe hinauf, nach dem kleinen Schlafzimmer der Hausfrau, als kennten sie genau die innere Einrichtung dieser Wirthschaft.

Während die Ossepowa Licht herbeiholte und einige Flaschen Wein, waren die Fremden bereits mit dem Zimmer ganz vertraut geworden. Sie hatten sich auf Sopha und Stühle hingelagert, Pfeifen angezündet, und trällerten und pfiffen durcheinander, daß es keine Lust war. Die Kupplerin überschaute nun ihre Gäste, deren Gesammtzahl sie früher nur in Betracht gezogen hatte, Mann für Mann, und war unangenehm überrascht, unter der saubern Hülle Blicke und Mienen hervorgucken zu sehen, die den feinen Fühlhörnern der Hexe nichts Gutes anzuzeigen schienen. Die Gesellen van Pool's, die im hintern Zimmer sich vergnügten, machten ihr schon Sorgen, aber das war nicht zu ändern. Van Pool, ein alter Freund, aus frühern Zeiten ihr eng verbunden, den sie fürchtete, der endlich sein schönes Töchterchen ihrer Obhut anvertrauen wollte; aber dennoch war sie für den guten Ruf ihres Hauses besorgt, das gewöhnlich nur den feinsten Herren geöffnet wurde, daher denn auch ein eigenthümliches: „Sesam thu' Dich auf!" eingeführt worden war, sollten sich diese „Schreckenspforten" dem Eingeweiheten öffnen.

Die Ossepowa bat die Herren sich zu gedulden, sie würde ihnen gleich einige Gesellschafterinnen schicken, als ihr Blick auf ihr eigenes, im Winkel der Stube, unter bunten, bauschigen Gardinen, hervorleuchtendes, reines Witwenbette fiel und sie an dessen unterm Ende ein Paar Stiefel her-

vorgucken sah, deren Sohlen eine starke Lage Wilnaer Straßenkothes mitgenommen hatten.

Erstarrt blieb sie stehen.

„Was soll das bedeuten?“ rief sie, die Hände in die Seiten gestemmt; „in welchem Hause glauben Sie zu sein, meine Herren?“

Und hin zum Bette eilte und an den hervorsteckenden Stiefeln zerrte sie den fremden Mann hervor, der sich wie ein Todter daraus ziehen ließ, und plump zur Erde fiel.

„Herr Gott! was ist das?“ rief sie erschreckt, sprang mit dem Lichte hinzu und taumelte voll Abscheu und Aerger zurück, als das wohlbekannte Gesicht des verhaßten Schulmeisters ihr vom Boden entgegengrinzte.

„Wie? Er untersteht sich, mir wieder vor die Augen zu kommen!“ schrie sie mit der Stimme einer Besenreiterin zum Blocksberg. „Er wagt es, mein unbescholtenes Haus zum zweiten Mal zu verunreinigen, und bringt mir seine saubern Spießgesellen mit, kommt in guter Anzahl, um mir Furcht einzujagen; aber, weit gefehlt! Wir werden die feinen Gäste schon fortzubringen wissen — nur Geduld!“

Sie stand noch eine Weile da, um zu sehen, welchen Eindruck diese Rede auf die Eingedrungenen machen würde, und hoffte auf ihren Abzug. Als aber statt dessen ein unvertilgbares Gelächter aus den rauhen Kehlen fuhr und Niemand sich anschickte, den Platz zu räumen, verlor die Kupplerin ihre Besinnung.

Alle guten Vorsätze, die sie seit Jahren gefaßt und in ruhigen Tagen in ihrem Gemüthe die festesten Wurzeln geschlagen hatten, flogen in einem Augenblicke in die Luft. Was galt ihr jetzt wohl Scandal, Legung des Handwerks, Arretirung, Pranger? Nur Wuth, blinde Wuth kannte sie.

Sie bot die ganze Kraft ihrer Lunge auf, und es schallte ein Ton aus der breiten Brust der Schreierin, daß er Straßen weit die Trommelfelle erschütterte.

Alle Mädchen stürzten herbei, van Pool mit seinen Gesellen trat hinzu, der Schulmeister und die Seinen löschten schnell die Lichter, und Geschrei und Kampf wälzte sich im Finstern durch das ganze Haus. Im Zimmer, auf der Treppe, auf der Hausflur, in der Küche, überall wurde gerungen, geschlagen, gekniffen, gebissen, geschrien und gejauchzt. Ja, der gewissenhafte Berichterstatter muß mit dem Dichter ausrufrn:

„Von Kampf und süßer Minne,"

denn nie wol hatte ein Feind den andern so umarmt, wie es hier auf diesem Schlachtfelde mitunter wohl auch der Fall gewesen war.

Die Hausthiere, besonders die Katzen, deren eine große Anzahl hier vorräthig war, kamen, von dem Lärm im Finstern aufgeschreckt, dazu, die bedrängten Dirnen bedienten sich ihrer als Waffen. Sie ergriffen sie bei den Schwänzen und schlugen ihre Gegner damit an den Kopf, sie schleuderten sie durch die Luft, und diese neuen congrevschen Raketen fielen heulend auf den Feind, und wo sie hinfielen, krallten und bissen sie sich fest, bis auf die Knochen, in der gräßlichsten Todesangst. Andere hatten ihre Waffen aus der Küche geholt. Mehre Rindszungen und Stücken Fleisch lagen für den Bedarf des andern Tages auf dem Küchentische. Die Dirnen griffen in ihrer Bedrängniß danach und hieben so tapfer damit herum, daß, wo sie hinhieben, die blutigen Spuren zurückblieben, nämlich des Blutes, das durch den Schlag aus dem rohen Fleische sich herauspreßte.

Die Verwirrung hatte den höchsten Grad erreicht, als der Fremde, der bei Rozalka sich befand, die Thür öffnete,

und beide mit hoch emporgehobenen Lichten die tragikomische Scene beleuchteten.

Das Getümmel löste sich, durch die schnell dazwischen tretende Erhellung gestört, in eine momentan fest stehende Gruppe auf.

Man sah die Ossepowa mit einem großen Kohlenbecken, woraus sich Wolken von Wacholder wälzten, einherschreiten, gleichsam als wolle sie ihr Haus reinigen von dem Schimpfe, den die unreinen Gesellen darüber ausgeschüttet hatten.

Jeder war bemüht, so gut es ging, sich von seinem überlegenen Feinde loszumachen, und starrte der lichten Erscheinung befremdet entgegen.

Vor Allem war es jedoch die Riesengestalt van Pool's, die wie von Erstarrung ergriffen war. Er riß einen ungeheuern Kater, der sich an seiner Schulter festgeklammert hatte, so heftig in die Höhe, daß ihm ein nicht unbeträchtliches Stück seines Fleisches zwischen den Krallen blieb, und indem er ihm die Kehle zudrückte, daß dem rasenden Thiere die gelben, leuchtenden Augen wie ein Paar flammende Kugeln aus dem Kopfe traten, brüllte er laut: „Du hier? Juble, Hölle — der Vater bei der Tochter!"

Alles blickte nach ihm hin, und er würde wahrscheinlich nicht lange auf die Erklärung dieser räthselhaften Worte haben warten lassen, wenn nicht ein wichtigerer Gegenstand, der von der Straße her sich zeigte, die allgemeinste Aufmerksamkeit erregt hätte.

Es trat nämlich der Schulmeister mit einer Anzahl Soldaten herein, die er sogleich beim Beginne der nächtlichen Schlacht herbeizuholen, fortgeschlichen war. Er zog jetzt eine kleine Karte aus der Tasche, zeigte sie dem Unter-

offizier und sprach ernst, doch ohne besondern Nachdruck: „Im Namen der hohen Kriegspolizei.“

Van Pool und seine Gesellen wurden sogleich ergriffen, die Ossepowa mit ihren Dirnen ebenfalls, für seine Begleiter wollte Przebracki Bürgschaft leisten, sie wurde aber nicht angenommen, sondern die guten Leute mußten, als Störer der öffentlichen Ruhe, sich zum Arreste bequemen, aus dem sie jedoch — wie sie voraus wußten — am andern Tage, in ihrer Eigenschaft als Polizeiagenten, wieder freigelassen wurden.

Der Fremde, neben Rozalka, spähte ängstlich nach seinem Freunde, mit dem er dies Haus betreten hatte, und dessen Ansehen ihm bei der Wache durchgeholfen haben würde. Der Freund war jedoch beim Beginne des Lärms entflohen, indem er voraussetzte, sein Begleiter würde dasselbe gethan haben, und nicht vermuthete, daß das Mädchen im Stande gewesen wäre, dem finstern Melancholiker eine Theilnahme einzuflößen, daß er darüber den Beginn des gräßlichen Scandals nicht hörte.

Der Unteroffizier näherte sich nun dem Fremden, um nach seinem Namen zu fragen.

„Arretirt ihn nur!“ schrie van Pool's rauhe Stimme dazwischen, mit seinem heisern Gelächter, „der Großfürst wird's Euch Dank wissen. Er ist ein Landesverräther.“

Przebracki blickte hin und erkannte C. d. D., den alten Begleiter des Franzosenkaisers, der lange schon ein Gegenstand ihrer Spähungen war und von dessen Anwesenheit in Wilna sie noch nichts gewußt hatten.

„Arretirt ihn!“ sagte Przebracki finster.

„Feind meiner Seele!“ sagte van Pool, der von zwei Soldaten gehalten wurde, „ich habe Dich immer ermorden wollen und dachte mir dies als die höchste Seligkeit. Aber

ich danke der Hölle, daß mir hierzu nicht die Gelegenheit wurde. Dieser Augenblick ist köstlicher. Hier, im Hause der Schande, fandest Du sie wieder — die lang Entbehrte, die zu suchen Du Dich der Todesgefahr entgegenwarfest — Du hast sie umarmt — geküßt — hahaha! ans Vaterherz gedrückt — denn jene Bleiche dort — die Du genossest im Hause der Schande — ist Deine Tochter!"

Rozalka fiel ohnmächtig nieder. Die Wache führte die Gefangenen fort — die Ohnmächtige blieb im Tumulte unbeachtet liegen. Przebracki hob sie auf und trug sie mitleidig fort, während ein Beamter der Stadtpolizei die Lichter löschte, die Thür des stillen Hauses verschloß und die Schlüssel an sich nahm.

25.

Die Expedition der geheimen Polizei nach Wilna geschah allerdings, um die Mitglieder des vaterländischen Bundes, der nach Einigen gar nicht mehr der Slavenbund genannt wurde, in der Nähe zu umspähen.

Es war den Machthabern bekannt geworden, daß er sich immer weiter ausbreitete und ihm jetzt Mittel zu Gebote standen, die ihn der Regierung gefährlich machen konnten. Man wußte, daß sich im Herzen von Litthauen eine Verschwörung zu bilden anfing und daß die Edelsten des Landes eine Generalversammlung in ihrer Hauptstadt hielten. Nach den deutschen Ostseeprovinzen Rußlands, die früher zu Polen gehörten, wurden Agenten geschickt, um die Stimmung zu erforschen, nach Volhynien und Podolien, wo man die günstige Stimmung kannte, wurden Bevollmächtigte gesandt, um Filial-Vereine zu bilden und die Unzufriedenheit der

Truppen zu benutzen, eine Empörung herbeizuführen. Man sprach sogar davon mit ziemlicher Gewißheit, selbst die Russen für die allgemeine Sache der Freiheit zu gewinnen, jener Russen, die sich in wilder Ungezähmtheit unter dem eisernen Zwangsjoche krümmten, gleich dem Pferde der Steppe, das den ersten Halfter fühlt — man schwärmte von einer Riesenrepublik des Nordens, von einem freien Vereine aller slavischen Stämme, ein Gedanke, vor dessen Verwirklichung Europa erbeben mußte — aber, man bedachte nicht, daß ein ewiger Haß zwischen Brüdern tiefer wurzelt und unversöhnlicher wuchert, als unter Fremden, und daß Pole und Russe nie Hand in Hand gehen können.

Die Namen Zolkiewski, Czarniecki, Poniatowski und Kosciusko waren die Losungsworte der Freiheit; dies und mehre andere Formen, woran sich die Verbündeten erkannten, war den Machthabern entdeckt worden. Sie wußten, daß Graf S., der vornehmste Cavalier des Landes und ein Greis von achtzig Jahren, an der Spitze der Verschwörung stand; sie wußten, daß Viele aus den ersten Familien dazu gehörten, daß Gelehrte und Professoren, der Stolz der Nation, sich ihr anschlossen, daß endlich selbst die Jugend den Funken nährte, der bald das Land in Flammen setzen sollte. Sie wußten dies Alles und begnügten sich damit, die Zahl ihrer Polizeispione zu vervielfachen, die Verbündeten damit zu umgeben, und hofften, ihre Macht dadurch zu sichern, wenn sie nach den falschen und echten Angaben, die sie erhielten, Strafen verhängten und die abscheulichsten Gefängnisse mit Unglücklichen bevölkerten.

Von Wilna hoffte man eine bedeutende Ausbeute zu erhalten. Man glaubte, daß es den Spähern gelingen würde, die tiefsten Schleichwege der Verschwörer zu entdecken, die ihr Spiel bereits viel zu offen trieben, um nicht

verrathen zu werden. Man hatte erfahren, daß der Präsident, Graf S., unter dem Vorwande, auf seine Güter zu reisen, nach Wilna gegangen sei, und erwartete nunmehr mit Gewißheit, ihn bald, seiner Würden und Güter beraubt, nach Sibirien schicken zu können. Diesen Einzigen umgaben Hunderte von Spionen; wie eine lauernde Meute von Windhunden, die nach beendigter Hetzjagd auf den ersten Bissen harrt, mit bis an die Ohren aufgerissenen Mäulern, die blutrothe Zunge, trocken und vor Gier hüpfend, zwischen den spitzigen Zähnen hängend, so lauschten sie an jeder Ecke, wenn Graf S. ausging, so schlichen sie sich in sein Haus, wenn er Besuche annahm, so umstanden sie seine Wohnung zur Nachtzeit, wie am Tage.

Aber diese unscheinbare Wohnung — denn der Greis hatte sein Hotel nicht bezogen, da er sich in Wilna incognito aufzuhalten wähnte — diese unscheinbare Wohnung bewachte gegen dies Heer von furchtbaren Schlangen eine einzige Schlange, listiger und darum gefährlicher als Alle, des Grafen treuer Begleiter und Diener, und dieser war Przebracki.

Er war, das wissen wir, schon längst dem Grafen ergeben; um ihn nun zu sichern vor den gefährlichen Fallstricken, die ihn umgaben, hatte er sich ihm zum Begleiter angetragen. So war er mit dem Grafen nach Wilna gekommen, zur großen Freude der Behörde, die ihn nun in den Klauen des listigsten Spitzbuben wußte.

Aber der Graf führte ein stilles, zurückgezogenes Leben. Der Greis war schwach, die Jahreszeit rauh, er verließ selten das Zimmer und sah fast Niemand bei sich. Der geübteste Blick konnte den Spinnefaden nicht entdecken, wodurch der Graf mit einer Verschwörung zusammenhing, Przebracki versicherte, es sei das langweiligste Leben von

der Welt, und außer den vielen Uebeln und Kränklichkeiten, und den Mitteln, die dafür angewandt würden, habe er nichts Neues in Bezug auf seinen Patron erfahren.

Man fing bereits an, dem Przebracki nicht recht mehr zu trauen, denn was wäre mißtrauischer als Spitzbuben gegen einander; Jener merkte es und mußte bedacht sein, durch einen glänzenden Zug seiner schwankenden Partie ein neues Interesse zu verschaffen.

Er lief umher in den Straßen, um Etwas zu erschnüffeln. Van Pool's wohlbekannte Gestalt war das Erste, was ihm auffiel. Einige Figuren, die ihn umgaben, waren ihm auch nicht fremd. Er erinnerte sich, sie in den Kloaken der fleischlichen Lust angetroffen zu haben, und wußte, daß sie Stegreifritter waren, die vom Gurgel- und Beutelschneiden lebten. Sie waren ihm bald aus dem Gesichte geschwunden, doch hoffte er, sie leicht wiederzufinden. Er durchstrich die verrufensten Winkel, er befaßte sich mehre Tage mit den gefährlichsten Gaunern und bald wußte er, daß van Pool bei einer reichen Kupplerin wohnte, die den vornehmsten Herren ihren Bedarf verschaffte, die aber früher, ehe sie zu diesem Glanze gelangt war, das Handwerk einer Hehlerin und Verkäuferin gestohlener Sachen getrieben hatte. Hier versammelte sich der Kreis würdiger Genossen um van Pool, die nur die ausbrechende Verwirrung abwarteten, um sie durch Mord und Plünderung zu vergrößern.

Przebracki entbot seine Vertrauten zu dem Unternehmen, van Pool und die Seinen aufzuheben. Wie dies ihm gelungen war, ist bereits mitgetheilt, was jedoch außerdem dabei vorfiel, lag außerhalb der Berechnung des Schulmeisters.

Ein Verbündeter, C. d. D., den er kannte, der thätig

für die gute Sache wirkte, den Graf S. mit dem größten Vertrauen beehrte, war verhaftet worden, und dessen Tochter, dafür erklärte sie nämlich van Pool, war dem Schulmeister als Erbtheil zugefallen. Was sich sonst noch zwischen Vater und Tochter zugetragen haben sollte, machte eben auf Przebracki keinen sonderlichen Eindruck; auch war er nicht neugierig, der Verkettung dieser sonderbaren Historie nachzuspüren, weil ihn wichtigere Interessen erfüllten.

Mit nicht geringem Staunen sah Graf S. seinen heimkehrenden Kammerdiener, ein Mädchen auf dem Arme, das, im weißen Kleide mit dem bleichen Gesichte, wie eine Schneeflocke ihm auf die Schulter geweht war.

Graf S. trat näher zu ihr, da sie der Schulmeister auf das Sopha gelegt hatte, und er erinnerte sich, diese schönen Züge, diesen reizenden, leichten Gliederbaun schon einmal in demselben Zustande einer fesselnden Ohnmacht gesehen zu haben.

„Ist denn dieser Engel beständig in dem Zustande solcher Abspannung?“ rief Graf S. aus, „ich erinnere mich, ihm schon einmal in Warschau begegnet zu sein — und,“ hier fiel ihm mit einem Mal der Vorfall mit allen Umständlichkeiten wieder ein — „bei der Marschallin von G. war es, als ein russischer Herr sie von seiner Tschetworka verfolgen ließ und sie ohnmächtig in der Stube des Burggrafen da lag. Wie kommst Du zu ihr?“

„Ich muß gestehen, daß, wenn ich den Ort nenne, wo ich dies Mädchen traf, dies nicht eben in den Augen Ew. Erlaucht ihr zur Empfehlung gereichen dürfte, indeß, die Sache verhält sich nun einmal so, und ich bin es Ihnen schuldig, die Wahrheit zu sagen. So will ich Ihnen denn auch aufrichtig die dummen Streiche gestehen, die ich heute begangen habe —“

„Schon gut, schon gut," bemerkte sorglich der Graf, „aber, mein guter Freund, was soll ich hier mit dem Mädchen? Auf meinem Sopha? Und wie werden wir die Ohnmächtige erwecken? Ich dächte, Du holtest sogleich einen Arzt —"

„Nicht nöthig," sprach der Schulmeister, „für solche Fälle weiß ich Rath."

Und er bemühte sich eifrig um Rozalka, rieb die Fußsohlen, strich die Schläfe mit kölnischem Wasser, ließ ihr Salzdämpfe in die Nase steigen, und erzählte dabei sein Abenteuer, ohne das Kleinste zu vergessen, und schloß mit dem Bedauern, daß C. d. D. bei dieser Gelegenheit verhaftet worden. Als seine Geschichte beendet war, hatte er die Freude, daß das Mädchen die Augen öffnete und der Name: „Jozef!" leise von ihren Lippen schwebte.

„Wahrscheinlich der Geliebte!" sagte der Graf.

„Die — und ein Geliebter!" schmunzelte Przebracki, „da kenn' ich das Haus der Ossepowa besser, Ew. Erlaucht!"

„Schweige," sagte der Graf S., „das arme Kind! Wer weiß, wie es in jenes Haus gekommen sein mag. Lange war es noch nicht dort, denn vor wenigen Tagen noch war ich Zeuge von dem Vorfalle in Warschau, der sich mit diesem Mädchen zutrug. Es scheint mir von einem finstern Geschicke verfolgt."

Dann wandte er sich zu Rozalka, die mit mattem Auge befremdet rings um sich blickte und sich einige Löffel alten Ungarweins von dem Schulmeister einflößen ließ, sprechend: „Sei nur ruhig, mein liebes Kind, Du bist gerettet, dies sei Dir für heute genug. Morgen soll sich Dir Alles aufklären. Jetzt danke Gott und schlafe unter dem Gebete ein, damit Dir die Kräfte wiederkehren."

Seine Hand, die Rozalka's Wange streichelte, benetz-

ten ihre Thränen, sie blickte vertrauensvoll auf den edeln Greis, küßte seine Hand, und ein brünstiges Gebet stieg aus der schwerathmenden Brust.

„Wo werden aber Ew. Erlaucht diese Nacht zubringen?“ fragte schelmisch Przebracki, „da das Mädchen hier in Ihrem Schlafzimmer liegt, so wird es wohl nicht angehen, daß Sie in Ihrem Bette —“

„Ich werde im Vorzimmer auf dem Sopha liegend die Nacht hinbringen,“ erwiderte der Graf, seinem Kammerdiener winkend, ihm zu folgen, und die Thür leise hinter sich zuziehend, „damit wir die Kleine nicht stören. Schlafen kann ich nicht und daher sollst Du mich unterhalten. Weißt Du was, Przebracki, erzähle mir Einiges aus Deinem Leben.“

„Willkommener Befehl,“ sagte der Kammerdiener. „Ich will Ew. Erlaucht erzählen, wie ich meine Schule aufgab und zur geheimen Polizei kam. Das heißt, die große Metamorphose schildern, die aus einem Dorfbakel, dem einfältigsten, der zwischen der Weichsel und dem Dnieper schmuzige Jungen das ABC lehrte, den schlauesten Fuchs machte, der in unsern Gehegen anzutreffen ist. Eigentlich verdanke ich dies einem schönen Weibe, einer Schauspielerin. Belieben Ew. Erlaucht, diese lehrreiche Schilderung in Huld und Nachsicht anzuhören.“

26.

„Ich heiße Roman Przebracki, und war Schulmeister in Rochloschizza, woselbst ich mich bemühete, die Jugend mit Liebe und Strenge das ABC zu lehren. Meine Seele

war unschuldig, wie die Hantierung, die ich trieb, und mein einziger Fehler war, daß ich gern Hühner sah, die auf meines Nachbars Hofe gackerten. Ich mochte wohl auch noch einige andere Fehler gehabt haben — die Wahrheit zu gestehen, ich betrachtete es immer als eine große Eitelkeit, sich selbst zu beobachten.

Außer meiner Neigung zu fremden Hühnern weiß ich mir daher nichts vorzuwerfen, und deshalb genoß ich die Freuden des ruhigen Bewußtseins im hohen Grade.

Ich glaubte damals — und ich irrte mich wahrlich nicht — mein Glück ruhe in meiner Unwissenheit, und darum bemühte ich mich redlich, meinen Schülern diese Quelle des Glücks zu eröffnen.

Ob ich Gutes wirkte, weiß ich nicht zu sagen; war es nicht der Fall, so fällt die Schuld auf Diejenigen, die mir das Schulscepter in die Hand gegeben hatten.

Von der Liebe wußte ich damals blutwenig, das heißt: nicht mehr als ich mit gutem Gewissen meiner kleinen Schaar mittheilen konnte. Ich muß auch aufrichtig gestehen, daß das zweite Geschlecht in Rochloschizza nicht eben auf das Prädicat „schön" Anspruch machen durfte. Stämmige Waden, von schmuzigen Füßen durch den Straßenkoth geschleppt, können, wenn die Röcke auch noch so hoch aufgehoben werden, die Sinne eben nicht sehr in Aufruhr bringen.

Aha, ich verstehe Ihren Wink, Herr Graf, ich soll leiser sprechen — das Kind drin schläft fest und hört mich nicht.

Um diese Zeit starb mir ein Verwandter in Warschau, der mich mit einigen Hundert Gulden in seinem Testamente bedacht hatte. Ich reiste hin, um sie abzuholen.

Warschau machte einen angenehmen Eindruck auf mich. Ich sah, daß die Häuser und Straßen um Vieles anders als in Rochloschizza waren, daß die Mädchen schöner einher-

gingen, daß die Männer sich freier benahmen, und ich fühlte zum ersten Mal, daß man sich wohl noch etwas Anders, als die Hühner seiner Nachbaren wünschen könnte.

Ich hatte so viel vom Theater gehört. Der Tausend, dachte ich, solltest du das Ding denn nicht auch einmal kennen lernen? Es war am Vorabende meiner Abreise, denn am andern Tage gedachte ich, mit einigen polnischen Erbauungsbüchern, einem schönen, gemalten Bierglase, worauf das warschauer Stadtwappen abgebildet war, und einer Kaffeemühle, die noch in meiner Wirthschaft gefehlt hatte, indem ich immer meinen Kaffee mit einem Steine zerquetschen mußte, nach Rochloschizza zurückzukehren.

Ich hatte mein Geld in das Futter meiner Jacke eingenäht, aus Furcht, etwas zu verlieren. Ich hatte aber eine so große Lust, einmal das Spiel der Komödianten anzusehen, und es verdroß mich nur, daß ich nicht früher daran gedacht hatte. Doch zu ändern war's nun nicht. Ich trennte daher einen Thaler aus meinem Futter, und stellte mich mit einem Gefühle vor das Theater, mit einer Mischung von Sehnsucht und Verlangen, als hätte es den Hühnern meines Nachbars gegolten.

Die Thür wurde geöffnet, ich bezahlte meinen Eintritt und freute mich meiner Unschuld, daß die Armenvorsteher auch ihren Antheil begehrten. Der erste Eindruck, den der weite, leere Raum, in dem nur Finsterniß herrschte, auf mich machte, war keinesweges angenehm zu nennen.

Nachdem ich eine Weile da gewesen, tauchten die Porträts an den Logenbrüstungen wie aus Nebel und Staub auf, und ich sah die Galerien, den Halbkreis von dem Riesenvorhange geschlossen, und dachte in meinem Sinne, das soll dich doch wundern, was damit geschehen wird.

Nun fingen nach und nach die Zuschauer an, sich ein-

zustellen. Sie schwatzten laut, stießen mich hin und her und störten mich — der ich, mit offenem Maule, meine Augen immer im Kreise herumschweifen ließ — in meiner Andacht.

Die Damen in den Logen gefielen mir ganz besonders, ich sah sie wirklich mit dem Gefühle an, als guckte ich in meines Nachbars Hühnerhof.

Die Kleine schläft ganz ruhig. Ew. Erlaucht scheinen mir auch an fremde Hühner zu denken — ich will die Thür fester anziehen, dann weckt sie mein lautes Sprechen gewiß nicht auf.

Ganz besonders war es ein Dämchen im zweiten Range, das mit recht schelmischen Augen mich gepackt hatte, mich fest hielt und gar nicht Lust zu haben schien, mich wieder herauszugeben.

Ich zappelte recht zwischen diesen Augen, und wenn's auch nur Blicke waren, die mich hielten, so konnte ich mich nicht daraus los winden, ich mochte mich krümmen wie ich wollte.

Es schien mir, als ob die Andern es merkten, daß mich die Augen so hielten, und dachte, sieh nicht mehr hin. Darauf ließ ich denn meinen Kopf sich hindrehen, wohin er nur immer Lust hatte, ohne ihm den geringsten Zwang anzuthun; aber, ehe ich mich dessen versah, hatte eine unsichtbare Hand mir wieder, im eigentlichen Sinne des Worts, das Genick umgedreht, mein Gesicht stand im Nacken, und die zwei schönen, schattigen, finstern Augen des Dämchens hatten meinen Augenstern so fest an sich gesogen, daß ich weder links, noch rechts zu blicken vermochte.

Was das Tollste war — es tönte eine allerliebste Musik in meinen Ohren, auch schöne Stimmen sangen dazu — dies machte mich ganz wirbelig. Anfangs dachte ich wohl

noch, das wird die Komödie sein, drehe dich doch nur um und sieh hin, dann sprach aber wieder eine innere Stimme: „was da, Komödie! Zauberei ist's! hier sitzen die Musikanten!" und das Hühnergefühl wurde so stark in mir, daß es mir Uebelkeit verursachte.

Sie hat nur gehustet — sie legt sich auf die andere Seite. Stöhnst du, armes Herzchen? St! — Nun ist sie wieder eingeschlafen.

Ich glaube, ich würde noch an meinem Platze festgebannt sein, und mein Fuß würde Wurzeln geschlagen haben, wie ein Baum, wenn nicht Alles zum Weggehen aufgebrochen und selbst das Dämchen aufgestanden wäre.

Sie verließ die Loge, aber sonderbar genug, wie ein Krebs, das Gesicht rückgehend, immer nach mir gekehrt. So entschwand sie mir wie ein Traumgesicht.

Ich ging ganz selig nach Hause, obgleich ich gar nicht wußte, was das Alles zu bedeuten hatte. Am andern Morgen befand ich mich wie nach einem Rausche. Was kann das Alles helfen, die siehst du nicht mehr wieder! und indem ich nun darüber nachdachte, ob's nicht besser gewesen wäre, ich hätte das Dämchen nie gesehen, packte ich Erbauungsbücher, Bierglas und Kaffeemühle auf und wanderte getrost die Leschno hinauf, um nach Rochloschizza zurückzukehren.

Unterwegs stiegen mir finstere Gedanken auf. Mir kam die Schulstube wie die Hölle vor, die Jungen wie kleine Teufel, die mich zwickten und zwackten, und ich mußte immer dazwischen laut zu mir selbst sagen: das sind keine Hirngespinnste! das ist wirklich so! wie konntest du nur so blind sein, das nicht früher einzusehen. Der Peter hat ja einen Pferdefuß und der Casimir hat rothes Haar und ein Horn mitten auf der Stirn — das ist ja keine

Schule! Du Esel bist ja kein Schulmeister! Du bist ein Schauspieler und mußt Komödie spielen! — So mochte ich wol mehre Stunden hin und hergelaufen sein, denn wie ich zu mir selbst kam, so war ich nicht auf dem Wege nach Rochloschizza, sondern ich stand vor der schwarzen Thür auf dem kraszinski'schen Platze und harrte darauf, daß sie geöffnet würde.

Alles trug sich wie am gestrigen Tage zu. Ich bekümmerte mich wenig darum, was hinter meinem Rücken vorging, sondern ich sah einen Blumengarten, worin die buntesten, schönsten Hennen pickend und gackernd umhergingen, und all mein Begehren war dahin gerichtet, wie mein Auge.

„Ob man denn nicht zu ihr hinaufsteigen darf?" dachte ich bei mir, ich ging zur Kasse, man verlangte noch etwas Geld, ich weiß nicht gleich wie viel, und ich flog ein paar Treppen hinan, und stand bald, ganz kurzathmig, in meinem schwarzen Schulmeisterrock neben der Schönen und mochte mich ausgenommen haben, wie eine Pferdebremse, die sich auf ein Rosenblatt gesetzt hat.

Das Dämchen war mir mit den himmlischen, finstern Augen gefolgt und blickte mich jetzt ganz dreist an, wie ich ihr zur Seite stand. Jetzt sah ich sie in der Nähe. Das war ein Farbenspiel! von rosa, braun, bläulich, weiß, schwarz, ach Gott! das war ein Schauspiel, das einen zehnfachen Eintrittspreis werth gewesen wäre!

Ein leerer Stuhl stand in der Loge, ich setzte mich. Meine Füße waren müde geworden, meine Augen nicht. Da ich nun so ganz nahe bei meinem Dämchen saß, so bemerkte ich deutlich, daß es mich mit den schönen, finstern Augen scharf durchwühlte.

„Sie scheinen hier fremd zu sein," sagte sie leise. Ich

hatte keine Ursache, eine Unwahrheit zu sagen, und hielt daher mit meinem Vor- und Zunamen, wie mit meinem ganzen Titel nicht zurück.

„Schulmeister!“ rief sie verwundert, „wie kann man mit so viel Geist im Blicke ein Dorfschulmeister sein.“

Ich bemerkte ihr, daß Rochloschizza kein Dorf sei, und setzte ihr dies Alles so lehrreich auseinander, wie ich es meinen Jungen zu thun pflegte, sie lächelte aber und meinte, wir könnten von andern Dingen sprechen, dies Thema sei ihr ziemlich gleichgültig. Sie fragte, was ich zu der Schauspielerin sagte, die jetzt eben spielte, es wäre Panna Ledochowska, die erste tragische Künstlerin der Welt.

Ich blickte erst verlegen sie an, dann ließ ich meine Augen ringsumher in die Logen schweifen, denn an etwas außer dem Dämchen hatte ich gar nicht gedacht. Bei dieser Gelegenheit kam mir das Theater zum ersten Male zu Gesichte, wo eben die genannte große Künstlerin gewaltig schrie und gestikulirte.

Sie lächeln, Herr Graf, daß ich so über eine Ledochowska abspreche, aber nehmen Sie es als eine Aufrichtigkeit an, denn ich habe nie Sinn für erhabene Gegenstände gehabt.

Ich wußte nicht, was ich meiner Schönen antworten sollte, und befand mich in einiger Verlegenheit, als eine neue Frage mich wieder zurechtsetzte.

„Sie bleiben ja wol noch einige Zeit in Warschau?“ so ging's aus ihrem Mündchen heraus, es war nur Frage, mir aber klang es wie Befehl, dem ich nicht widersprechen durfte.

Ich sagte: „O gewiß! wie könnt' es anders sein!“ und rückte dabei schnell mit meinem Stuhle näher zu ihr hin, daß Bierglas und Kaffeemühle, die ich — reisefertiger Wan-

derer in meinem Schnupftuche auf dem Schoße hielt, in eine unangenehm klappernde Berührung geriethen.

„Mein Gott! was haben Sie denn da?“ fragte sie.

Obgleich ich nun wohl wußte, daß mein Reisegepäck nichts Unanständiges enthielt, so kam ich doch in Verlegenheit es zu nennen. Ich zog den schwarzen Rücken des einen Erbauungsbuches heraus und sagte kurz: „Mein Handwerkszeug.“

„Aha, Gelehrsamkeit!“ das dacht' ich wohl, sagte sie schelmisch lächelnd. Und indem sie lächelte, sah ich keine Rosenlippen, keine holde Mundöffnung, keine Zungenspitze, keine Zähne, nein! ich sah über eine Rosenhecke in den Hühnerhof, wo sie rein und weiß in einer Reihe standen, mit ihren rothen Kopfzeugen — ach! und ich hätte sie greifen mögen!

Ich merke, daß Ew. Erlaucht die Augen zufallen. Wenn Sie befehlen, höre ich auf, wir sind ja noch mehre Abende zusammen, wo Sie mir wol fortzufahren erlauben. Doch diesen Theaterabend lassen Sie mich noch beschließen. Es wird gleich aus sein.

Das Theater war beendet. Alle Stühle rutschten, Alles erhob sich, ein lautes Getümmel entstand. Mein Dämchen stand auf, hielt ihren Mantel zwischen den Fingern, und sah mich an. Ich war schon daran gewöhnt und freute mich, daß sie sich nicht nach dem dummen Schauspiel und den dummen Leuten kehrte, und mich auch jetzt noch immer ansehen wollte. Ich hielt daher meinen Hut und mein Bündel ungefähr eben so, wie sie ihren Mantel, stellte mich ihr gegenüber und sah sie wiederum an.

Darauf lächelte sie verstohlen, warf den Mantel um die schönen, bloßen Schultern und fragte: „Kommen Sie morgen wieder?“ Da mir jede ihrer Fragen wie ein Be-

fehl vorkam, so begahte ich ohne Weiteres: „Gut,“ sagte sie, „morgen können Sie mich auf dem Theater sehen, ich werde spielen.“

„Also nicht hier?“ bemerkte ich traurig.

„Die Pflicht, lieber Freund!“ sagte sie, „ich bin Schauspielerin.“

Das „„Lieber Freund,““ hatte mir Feuer in die Adern gejagt; bin ich dein lieber Freund, dachte ich, so darf ich mich wol wie ein alter Bekannter benehmen. Ich drückte meinen Hut in die Augen, warf mein Bündel unter den Arm und ging neben ihr zur Loge hinaus.

„Wo gehen Sie hin?“ fragte sie.

„Ich werde mit Ihnen gehen,“ erwiderte ich unbefangen.

„Das geht nicht,“ flüsterte sie leise. „Morgen am Tage können Sie mich sehen. Ich wohne in der langen Gasse, bei dem Uhrmacher, eine Treppe hoch. Kommen Sie um zwölf, dann ist die Probe beendigt.“

„Aha,“ dacht' ich bei mir, „sie hat dich also jetzt nur probiren wollen. Nimm dich zusammen, daß du gut bestehst!“

Wie ich noch so dachte, kam ein schöner, blanker Herr, mit großem Geräusche, der sie ohne Umstände von meiner Seite riß und auf mich einen Blick aus zwar finstern Augen schoß, die aber gar nicht schön waren.

Als Przebracki aufhören wollte, befahl ihm der Graf fortzufahren, weil es für diese Nacht denn doch mit dem Schlafe vorüber sei.

„Ich ging mit seltsamen Gedanken nach Hause,“ hob jener nach einer Pause den Faden wieder auf. „Das Abenteuer gefiel mir. Meine Erbauungs- und Wirthschafts-Utensilien wurden bei Seite gestellt und mein Futter aufgetrennt, um das Erbtheil meines Vetters daraus hervorzu-

nehmen. Was eigentlich daraus werden sollte, konnte ich mir nicht recht denken — aber es war mir genug, zu wissen, daß das Dämchen „lieber Freund" zu mir gesagt hatte, daß ich mithin „der liebe Freund" des Dämchens war. Ich war vorläufig mit dieser Anstellung zufrieden, und dachte: „lass' Schule, Schule sein!" Ich konnte das Handwerk ja so niemals leiden.

Am andern Tage dachte ich Nichts, als das Theater. Ich ging des Morgens auf den kraszinski'schen Platz, aß zu Mittag dort und war der Erste an der Kasse. Mit Ungeduld erwartete ich das Aufziehen des Vorhanges, mit Wehmuth blickte ich nach dem Platze in der Loge; ach! mein Auge erspähte sie nirgends. —

Endlich ging die Ouverture an; der Vorhang hob sich. Einige Sänger traten heraus. Sie schienen im Streite begriffen. Ich konnte den Grund nicht erfahren — bildete mir jedoch in meiner Dummheit ein — meine Bekanntschaft könnte Veranlassung dazu gegeben haben.

Kaum konnte ich diese Bemerkungen machen, so erweckte mich das Orchester mit einem prächtigen Marsche, und eine ganze Heerde weißgekleideter Dämchen hüpfte singend herein. Es war ein köstlicher Anblick! Alle konnten an Schönheit und Reiz mit meinem Dämchen wetteifern, die ich bis jetzt noch nie vom Zauber der Schminke und der Lichter umflossen, in theatralischer Halbnacktheit gesehen hatte, aber sie hatte dessenungeachtet das vor diesen voraus, daß sie „lieber Freund" zu mir gesagt, und daß sie mir erlaubt hatte, sie zu besuchen.

Sapperment! jetzt fiel mir erst der Uhrmacher in der langen Gasse mit Zentnerlast aufs Herz. Statt den ganzen Tag mich auf dem kraszinski'schen Platze umherzutreiben und die schwarzen Pforten des Theaters anzuschauen, hätte

ich das Dämchen besuchen sollen. Nun wird sie recht böse auf Dich sein, dachte ich in meinem Sinn.

Ich blickte wie ein Falke auf's Theater, Alle sangen und schrien, und ich konnte immer nicht sehen, wo denn meine Erwählte war. Endlich erblickte ich sie. Ach, wie schön sie war! Sie hatte zwar nur ein kurzes Röckchen an, das nur knapp bis ans Knie reichte, aber das mußte kein König bezahlen können, so reich war es von Silber und kostbaren Steinen. Alles Uebrige an ihr war nackt, und das war mir ein wahrhaft bezaubernder Anblick. Ew. Erlaucht sehen daraus, wie dumm ich war, da ich von dem Theaterprunk und von seidenen fleischfarbigen Strümpfen nicht das Geringste wußte.

Wie ich nun so dastand und mich gar nicht satt sehen konnte, dreht sie plötzlich das Gesicht nach mir und nun — wahrhaftig! guckt sie, daß ich ordentlich verlegen werde, nach mir hin, und läßt kein Auge von mir. Ich blicke ängstlich umher und denke, alle meine Nachbaren müßten das merken, aber kein Mensch bekümmert sich um mich und Alle gaffen nach dem Theater hin, wo gerade eine häßliche, alte Person mit einer ungeheuer feinen und spitzen Stimme nach einer garstigen Melodie etwas absingt.

Schade war's, daß, wie ich so recht heißhungrig hinblickte, Alle plötzlich fortlaufen und Andre kommen, die mir gar kein Vergnügen machen. Ich weiß nicht, wie lange das gedauert haben mochte, aber es wollte gar kein Ende nehmen. Endlich kam mein Dämchen wieder, mit Allen zugleich, sie sangen wieder recht schön, aber Alle zusammen, und wie es mir wieder so recht zu gefallen anfing, war es aus, ehe ich's dachte.

Ich hätte sie so gern in dem schönen Prachtkleide, das so eigentlich gar kein Kleid war, gesprochen, aber ich wußte

es nicht anzustellen. Morgen aber, dacht' ich, besuchst du sie, es mag daraus werden, was da wolle.

Gesagt, gethan! Am andern Tage, es war ungefähr acht, und nach meiner Rechnung waren in Rochloschizza bereits lange Schweine und Gänse ausgetrieben, stand ich im Hause des Uhrmachers in der langen Gasse und fragte nach der Mamsell vom Theater. Man schickte mich in das zweite Stockwerk. Da war Alles stille, öde und finster. Ich tappte umher und kriegte den Drücker einer Thür in die Hand, ich öffnete sie leise und war in einem allerliebsten kleinen Zimmer. Die bunten Vorhänge waren heruntergelassen und vor dem Sopha stand ein gedeckter Tisch, der die Ueberbleibsel der gestrigen Abendmahlzeit trug. Ein starker Punschgeruch war im Zimmer verbreitet, und eine große Unordnung herrschte überall. Bänder, Strümpfe, Tücher, Kleider, selbst das glänzende Theaterkleidchen, Alles lag auf Stühlen, auf Tischen und am Boden, und dazwischen ein Teller, auf dem Hühnerknochen lagen, die zum Theil herausgezerrt waren.

Ein Blick ins Zimmer genügte, um dies Alles zu überschauen, denn wie ich den ersten Schritt hinein that, da ich mit großen Nägeln beschlagene Stiefel trug, wie sie in Rochloschizza gewöhnlich getragen werden, so ward durch das Geräusch im Nebenzimmer ein heiser bellendes Hündchen wach und noch eine rauhe Stimme rief dazu: „Mein Gott bist Du's, Maruscha?"

Ich war nicht die Maruscha, hielt es daher für meine Pflicht, der Fragerin diesen Irrthum zu benehmen, und war nun mit drei oder vier langen, starkdröhnenden Schritten in dem Zimmer, woraus die Stimme scholl.

Ein furchtbares Gekreisch und der Kopf meines Dämchens, ich hatte sie gleich erkannt, auch leitete mich eine

innere Stimme, flog unter die Bettdecke. Zu gleicher Zeit sprang ein kleines Möpschen aus dem Bette, das sich streckte und dehnte, dann ein paar Mal sein heiseres Stimmchen ertönen ließ, aber gleich wieder gut war, aufsprang und wedelte.

Ich lachte laut, ging zum Bette des Dämchens, hob mit Gewalt die Decke auf und rief: „So sehen sie doch nur, ich bin's ja, Ihr lieber Freund, und kein Anderer."

Ich mußte alle meine Kraft anstrengen, so fest hielt sie die Decke. Endlich aber mußte sie loslassen, weil ich gar zu stark riß und ihr wahrscheinlich wehe gethan hatte.

„Aber, mein Gott, was ist Ihnen?" rief sie, „wie können Sie jetzt —"

Sie vermochte nichts weiter zu sagen, denn ich fiel ihr mit der Entschuldigung in die Rede, daß ich wahrlich ihre Einladung vergessen hätte, sie möge es daher nicht übel nehmen, mich nicht gestern schon bei sich gesehen zu haben, erst im Theater wäre es mir eingefallen, als ich ihre sehnsüchtigen Blicke bemerkte, und nun wäre ich da, um mich mit ihr zu unterhalten, da ich denn doch nun die Ueberzeugung habe, wie sehr sie mich liebe.

„I nun ja, ich liebe Sie," wiederholte sie lächelnd. „Aber es ist dessenungeachtet nicht schön, daß Sie mich aus dem Schlafe wecken. Doch nun da Sie einmal hier sind, sollen Sie mit mir frühstücken. Es ist mir ganz recht, daß Sie hier sind. Gehen Sie nur in die andere Stube, ich will indessen aufstehen."

Ich folgte ihrem Befehle. Sie klingelte und nun kam brummend und verschlafen die Maruscha, im nicht reizenden Negligée, und schien nicht begreifen zu können, warum ihre Gebieterin so früh aufstehen wollte, noch mehr aber war sie überrascht, als sie mich erblickte.

Diese Bemerkung hatte ich kaum gemacht, als mein Dämchen in einem grünseidenen Talare hereintrat, der auf die Weise gemacht war, wie ihn die Juden zu tragen pflegen, und der eben so schmuzig war. Die Haare hingen unordentlich um den Kopf, die Nacht saß ihr in den Augen, und der gestrige Abend in den Mundwinkeln. Sie gefiel mir nicht halb so gut, wie in der Loge, und nicht ein Viertel so gut, als in dem kurzen Flitterröckchen, worauf sich nun das Möpschen, einen Knochen abnagend, gelegt hatte. Wahrhaftig! wenn ich das voraus gewußt hätte, ich wäre nicht so früh zu ihr gegangen.

Maruscha brachte Chocolade, die ich damals noch nicht getrunken hatte und die mir nicht schmeckte. Mein Dämchen zog die Vorhänge auf, und wir setzten uns an das Fenster. Sie war sehr freundlich und gesprächig, und blickte immer verstohlen seitwärts zum Fenster hinaus. Ich folgte ihren Augen und sah drüben den feinen Herrn, in der griechischen Morgenmütze, die Pfeife in dem Munde, der sie neulich, mit dem finstern Blicke nach mir, aus der Loge geführt hatte. Ihr sonderbares Betragen war mir ganz unerklärbar und da sie mir ohnedieß nicht besonders an jenem Morgen gefiel, so sah ich mehr den Herrn drüben im Fenster, als mein Dämchen an.

Der Herr schnitt aber grämliche Gesichter, endlich sprang er auf, warf die Pfeife hin, spühlte sich den Mund aus und fort war er. Es dauerte nicht lange, da stand er vor uns.

In einem Tone, der mich ordentlich in Harnisch brachte, schrie er: „Wer ist der Herr?" Sie sprang ihm fröhlich entgegen und mich bei der Hand ergreifend, rief sie: „Mein Bräutigam."

Ich erschrak so heftig, daß die Tasse, die ich noch

nicht geleert hatte, mir aus der Hand fiel. Er lachte, sprach in einer fremden Sprache mit dem Dämchen und rief mir zu, indem er fortlief: „Wir werden uns morgen schießen!“ Hören und Sehen verging mir. Ich wußte nicht, was er damit sagen wollte. Meine Braut lachte und sagte, indem sie in die Hände klatschte: „So ists Recht!“ Ich bat sie, sie möchte mir doch erklären, wie dies Alles zusammenhinge, aber sie antwortete, ich möge mich nicht fürchten, mit der Heirath wär's nichts und nur ein Scherz von ihr gewesen. „Aber mit dem Schießen?“ fragte ich ängstlich.

„Auch das kann nicht statt finden,“ antwortete sie, „Sie sind ja kein Edelmann. Höchstens läßt er Sie von seinen Leibeigenen durchprügeln.“

Ich war froh wie ein Kind, als sie mir das sagte; bei solchen Abenteuern konnte ich mich auf meine Fäuste verlassen. Was sie aber von mir wollte, wünschte ich zu wissen, und da erfuhr ich, daß sie zum Sterben in mich verliebt sei; ich möge doch nie im Theater fehlen, und wenn ich auch nicht gerade zu ihr hinaufkäme, das wäre nun eben nicht nöthig, so möchte ich sie doch stets im Auge behalten und keinen Blick von ihr lassen.

Ich versprach getreulich, was sie verlangte. Für jetzt verließ ich sie, aber Abends stand ich unten, sie kam, und das Anschauen nahm kein Ende. Die Komödie war aus und an einer finstern Straßenecke fielen richtig ein halb Dutzend Kerle über mich her, die mich halbtodt prügelten.

Mit zerstampften Gliedern schleppte ich mich am andern Morgen, doch nicht so früh als das erste Mal, zu meinem Dämchen. Aber wie wurd' ich abgeführt. Schon beim Eintritte sah ich den abscheulichen Menschen neben ihr auf dem Sopha sitzen. Er hatte seinen Arm um ihren Nacken gelegt. Sein Hohngelächter empfing mich. Mein

Dämchen sah mich böse an und sprach: „Incommodiren Sie mich nicht mehr, mit uns ist es aus. Leute, die sich ruhig prügeln lassen, können nie meine Gunst besitzen!"

Ich wollte sprechen, aber die Kehle war mir zugeschnürt. Ich muß komisch ausgesehen haben, denn Beide lachten ganz erschrecklich. Das verdroß mich und ich ging, ohne ein Wort zu sagen, zur Thür hinaus, von ihrem Lachen begleitet.

Wie ich auf der Treppe war, blieb ich stehen und drückte meine Tasche zwischen den Fingern. Mein Geld war sehr zusammengeschmolzen, denn ich habe zu melden vergessen, daß ich ihr ein schönes Geschenk, zwar weiß ich nicht wofür, gemacht hatte.

Indem ich so dastehe und sinne, fällt mir ein sauberes Brieftäschchen in die Augen. Aha, denk' ich, sie haben sich Briefe geschrieben, und ein Gefühl, das mich sonst nur bei fremden Hühnern beschlich, überfiel mich. Ich war ganz um und umgewandelt.

Im Brieftäschchen war ein einziger Brief. Es war polnisch und ich las ihn. Mein Gott! das war kein Liebesbriefchen. Da handelte es sich um ganz andere Dinge. Wie ein Blitz flog mir's durch den Kopf, ich weiß selbst nicht, wo ich's mit einem Male herkriegte: das mußt du zum Generalpolizeimeister tragen, der Kerl da oben ist ein fremder Spion und du kannst ihm deine Prügel vergelten.

Gesagt, gethan! Der Polizeimeister freute sich, ich erhielt zehn Dukaten, ein kleiner Ersatz für mein verschwendetes Geld, und der Liebhaber der Choristin, denn Anders war sie ja nichts, hatte am Abende desselben Tages schon ein eisernes Geschmeide an Hand und Fuß.

Von nun an schloß ich mit mehren Polizeiagenten Freundschaft, die zehn Dukaten machten mich lüstern, noch

andere auf solche Weise zu erhalten, ich ließ mich willig gebrauchen, zeigte Talent, und so ward ich, was ich bin.

In späterer Zeit ließ mich Maruscha oftmals nach dem Theater zu ihrer Gebieterin und ich drückte ihr dann beim Weggehen ein reichliches Trinkgeld in die Hand.

Dies ist die Geschichte, wie ich geheimer Agent wurde; doch die Sonne ist da, und drin rührt sich, wenn ich recht höre, die niedliche Dirne, die ich vorige Nacht Beute gemacht habe. Ich bin neugierig, was sie uns erzählen wird."

27.

Der Graf trat zu Rozalka hin, die, wie aus einem schweren Traume erwachend, mit verstörten Blicken umherschaute.

Sie wußte nicht, wie sie hierher gekommen war, und wähnte im ersten Augenblicke, sie sei in Warschau und gestern von dem russischen Kutscher gehetzt worden.

„Ich werde nach Hause gehen können," sagte sie, „ich fühle mich wohl und gestärkt!"

Sie wußte nicht, daß sie heimatlos und allein dastand und nur um so glücklicher, da sie dadurch dem sichern Verderben entronnen war.

Graf S. setzte sich zu ihr und fragte theilnehmend: „Nach Hause? Wo ist das, mein Kind?"

Ein innerer Schauer durchrieselte sie, sie verbarg ihr Gesicht mit den kleinen Händen und sagte dumpf: „Muß ich denn wieder hin?"

Der Graf betrachtete sie ernst: „Wie kamst Du hin?“ fragte er.

Und wie wenn mit einem Male ein Vorhang vor ihr aufgezogen würde, ihr den Anblick eines dahinter verborgenen Chaos, das sie längst geahnt hatte, gewährend, so hob sie den Kopf aus den niedersinkenden Händen und vor sich hinstarrend, sagte sie fast ohne Betonung: „Mein Himmel! Was ist denn das Alles? War ich nicht bei der Freundin meines Vaters? War Er mein Vater, den ich dafür hielt? oder fand ich meinen rechten Vater, in dem Augenblicke, da eine ewige Trennung über uns hereinbrach? Wo ist er? Führten sie ihn in den Kerker — o so laßt mich zu ihm — dort gehört auch die Tochter hin. Mein ganzes Leben will ich dort in einem seligen Augenblicke verleben und dann sterben! O laßt mich hin zu ihm.“

Der Graf fühlte das innigste Mitleiden mit Rozalka: „Du wirst ihn wiedersehen, mein Kind, Deinen Vater. Nur jetzt nicht. Wir müssen eine günstige Zeit abwarten. Danke dem Himmel, der Dich einer großen Gefahr entriß.“

Rozalka schien sich bei diesen Worten zu beruhigen. Graf S. ging mit Przebracki zu Rathe, was man mit dem Mädchen anfangen sollte.

Der Schulmeister schlug eine Muhme vor, die er in Wilna hatte, und die einen kleinen Handel trieb, aber der Graf schüttelte bedenklich den Kopf und meinte, das schöne Mädchen könne, wenn gleich aus den Klauen der Ossepowa gerettet, aus dem Regen in die Traufe kommen.

Er selbst war, wie schon erwähnt, im strengsten Incognito in Wilna, und es war daher schwer, seine schöne Schützlingin zu einer angesehenen Dame zu bringen, und das war nöthig, sollte sie vollkommen sicher sein.

Eine einzige Dame, der guten Sache der Verbündeten

treu ergeben, fremd in Wilna, war es, mit welcher Graf S. in Verbindung stand. Zu ihr wollte er Rozalka bringen. Es war dies die Marschallin von G.

Er hatte den Abend dazu bestimmt und sich und ein junges, unglückliches Mädchen bei der Dame anmelden lassen, die jedoch nicht zu Hause war, als Przebracki diese Botschaft des Grafen ihr hinterbringen sollte.

Graf S. tröstete Rozalka und versicherte, sie würde nun bald in sicherer Obhut nach Warschau reisen können und ihren Jozef — diesen Namen hatte sie während der Ohnmacht und im Schlafe oft gerufen — wiedersehen.

Mit Ungeduld wurde von ihr der Abend erwartet. Schon begann es zu dunkeln und nicht mehr fern war der Augenblick, wo Graf S. sie zu der Marschallin bringen wollte, als der Schulmeister, der den Tag über wenig zu Hause gewesen war, athemlos hereinstürzte, Angst und Schrecken auf dem Gesichte, und den Grafen um des Himmels willen bat, nicht auszugehen.

Przebracki war kein Kind der bleichen Furcht. Ein Mann, der zwölf Feuerröhre schon auf seine Brust gerichtet gesehen, der unter dem unbarmherzig ausgestreckten Arm der hölzernen Gerechtigkeit dastand, Hanf um die Kehle, und nur den Henker neben sich, ein solcher Mann erschrickt nicht mehr bei Kleinigkeiten.

„Die Gefangennehmung van Pool's hat das Gesindel aus den Wäldern, das er hierher gezogen hat, und dem ich lange aufspüre, zur Rache aufgereizt. Sie umstehen dies Haus, wie hungrige Wölfe. Jeder, der von jetzt an, wo die Dämmerung heranschleicht, und die Straße öder wird, dies Haus verläßt, ist ein Kind des Todes. Ich kenne das und war schon oft in ähnlichen Lagen. Darum die Läden geschlossen, kein Licht nach der Straße, die Thü-

ren verrammelt und barrikadirt. Heute ist nicht an Ausgehen mehr zu denken."

Kaum hatte er diese Worte ausgesprochen, als er mit Eifer begann die Vorsichtsmaßregeln alle ins Werk zu setzen, während daß er einige Fragen, die der Graf an ihn richtete, flüchtig und leise beantwortete.

Zuerst wurden die Läden festgeschlossen, eine Lampe in dem Hinterzimmer angezündet, wohin sich der Graf und Rozalka begeben mußten, dann wurden die Thüren verriegelt und verschlossen, und Tische und Stühle davorgestellt. Przebracki setzte sich, ohne ein Wort zu sprechen, im Vorzimmer auf die Erde, mit vorgerecktem Kopfe und gespitzten Ohren, und schien auf jedes Geräusch zu horchen, das sich auf der Straße vernehmen ließ. Seine Ohren schienen die Organisation des Raubthieres zu haben. Das leiseste Sprechen, die kleinste Bewegung der Leute, die nach seiner Aussage auf der Straße das Haus umlauerten, ward ihm deutlich. Oft lächelte er in sich hinein und schüttelte den Kopf, oft knirschte er mit den Zähnen.

Der Graf war in einer Sophaecke eingeschlummert, ihm gegenüber saß Rozalka und warf besorgliche Blicke in ihre verhüllte Zukunft.

Plötzlich schreckte ein Geräusch den Schlafenden und das Mädchen auf.

Ein schwerer Körper fiel hart an dem Fenster vorbei auf das Straßenpflaster, es war zu hören, wie wenn eine Menge nasses Zeug, in einen Haufen zusammengebunden, von großer Höhe herabgeworfen würde.

Przebracki lachte dumpf.

„Das ist eine Leiche," rief der Graf. „Um Gott, ein Mord, in meiner Nähe — die Schrecklichen! Schnell öffne ein Fenster, wir wollen uns überzeugen —"

„Was wollen Sie thun?“ sprach leise der Schulmeister. „Das Ganze ist eine List, um mich zur Nachtzeit hinauszulocken und mir den Garaus zu geben. Oeffnen Sie das Fenster, so sind zwanzig Arme da, die Ihnen nicht mehr erlauben, den Kopf wieder zurückzuziehen. Sie packen ihn und zerren ihn hinaus auf die Straße, unbekümmert, ob sie ihn vom Rumpfe abreißen oder nicht. Etwas Todtes ward herabgeworfen, das hört man am Fallen. Aber sei es nun ein Pferd, ein großer Hund, oder selbst ein Mensch, uns kann das gleich sein. Sie werden's schon bis morgen früh fortschaffen, dafür steh' ich Ihnen.“

„Und wenn sie's nicht thun, die Bösen,“ sagte der Graf, „wenn man morgen die Leiche vor unserm Fenster findet, wird man uns nicht für die Mörder halten?“

„Was sprechen da Ew. Erlaucht? Wäre ich nur Ihr Kammerdiener, so könnte uns der Spaß theuer zu stehen kommen. Aber morgen am Tage bin ich noch etwas Anderes. Dann bin ich Przebracki, klage das Gesindel an, biete Alles auf, was mir zu Gebote steht, und bis Abends liegen sie Alle in Ketten. Glauben Sie mir, morgen lassen sie uns in Ruhe. Heute haben sie mich überrascht.“

Noch mehre Versuche wurden auf der Straße gemacht, um die Bewohner des Hauses aus ihrem sichern Verstecke zu locken, doch eben so fruchtlos als der erste.

Endlich ward es stille draußen. Przebracki brummte „sie sind müde geworden,“ und streckte sich auf seinen Mantel in einem Winkel des Zimmers.

Die Nacht war bereits weit vorgerückt, als heftig an die Hausthür gepocht wurde. Przebracki, der Graf und Rozalka fuhren zu gleicher Zeit in die Höhe.

„Was ist das?“ fragte der Graf.

„Kann uns gleich sein,“ sagte der Schulmeister, indem

er seinen Mantel zurechtrückte und sich recht behaglich darauf streckte.

„Nein, nein," rief der Graf, mir war's als hörte ich einen Wagen — nicht wahr? Ist das nicht das Schnauben von Pferden?" fügte er hinzu, das Ohr zum Fensterladen gehalten.

„Ein Wagen?" sagte Przebracki verwundert, „das ändert die Sache." Er stand auf, zog sich die verschobenen Kleider zurecht und lauschte.

„Ja, richtig, das sind vornehme Gäste," brummte er lachend, ja, wer ihnen traute!"

Und schon wollte er sich wieder, zum großen Verdrusse des Grafen, auf sein Lager strecken, als eine feine Weiberstimme zu ihnen drang, die hart unterm Fenster die Worte sprach: „Unsere Verbindung endigt nur der Tod."

„Mein Gott, ich täusche mich nicht," rief der Graf, „das ist —"

„Der Teufel, der uns foppt," schrie unwillig Przebracki.

„Nein, nein, das ist eine Frau, eine arme Frau," rief ängstlich Rozalka, „die Eure Hülfe anfleht. O, laßt sie nicht vergebens in der Nacht zu Euch flehen, öffnet ihr die Thür —"

Die kleine Rozalka machte mit dem holden Klang ihrer Stimme stets einen freundlichen Eindruck auf den Schulmeister. Es schien eine Jugenderinnerung, wie an die Hühner seines Nachbars, in ihm wach zu werden, und die einfache Bitte des lieben Mädchens wirkte mehr auf ihn, als die ängstliche Klage einer vielleicht hart Bedrängten, die in der bittersten Noth von der Straße her zu ihm schallte. Er ging zur Hausthür, um durchs Schlüsselloch zu spähen, und sah wirklich einen Wagen halten und eine

dunkelgekleidete Frau im Schleier an der Thür, harrend, daß sie geöffnet werde. Rozalka's Bitte tönte noch in seinen Ohren wieder, er besann sich nicht lange und öffnete.

Der Graf hatte die Lampe ergriffen und war auf die Schwelle getreten. Zum größten Erstaunen erkannte er die Marschallin von S., die in sichtbarer Verwirrung zu ihm eintrat. So groß indeß diese auch war, so konnte die ehrwürdige Dame dennoch ihr Betreten nicht verbergen, als sie das junge, reizende Mädchen bei dem Grafen fand.

„Ach, Herr Graf," sagte sie, „wenn ich gleich störe, so entschuldigen Sie mich damit, daß ich nicht wissen konnte, daß —"

Der Graf merkte ihre Verlegenheit und fiel ihr in die Rede. „Ich weiß, was Sie sagen wollen, Madam, jedoch jetzt ist nicht Zeit, Ihnen diese sonderbare Geschichte aufzuklären, worein Sie auch verwickelt werden sollten. Es handelt sich vielmehr darum, so schnell als möglich zu erfahren, was Sie bewog, zu dieser Zeit mich aufzusuchen, und alle Unterstützung Ihrer Angelegenheit zu widmen. Reden Sie!"

„Und wissen Sie nicht?" rief die Dame, „Alles steht auf dem Spiele. Man hat C. v. D. verhaftet, er ist wie ein Verbrecher nach Warschau abgeführt worden, sein Leben steht auf dem Spiele, und wenn man seiner Brieftasche habhaft wird, die er — wie ich glaube — stets bei sich trägt, so ist Alles verrathen, denn er hatte die jüngsten Nachrichten von unserm Bunde in Dresden und den Unternehmungen in Warschau, von seinen Vertrauten mitgetheilt, darin aufbewahrt."

Ein augenblickliches Stillschweigen deutete an, wie sehr diese Nachricht den Grafen und den Schulmeister ergriffen hatte.

Der Letztere erhielt zuerst die Sprache wieder. „Also wirklich nach Warschau abgeführt?" fragte er.

„Ich sah es mit eigenen Augen," sagte die Dame mit jenem klagenden Ausdrucke, der den Polinnen eigen ist und ihnen so wohl ansteht. „Wie ein Verbrecher war er gekettet, zusammengekettet mit dem fürchterlichen Menschen, den ich einige Mal in Warschau sah —"

„Van Pool," sagte Przebracki, „wer ihn ein Mal gesehen hat, erkennt ihn wieder. Ich glaube, es gibt auf Erden kein zweites Exemplar einer solchen Schönheit."

„Ich hatte mich zu dem Gouverneur begeben, um mit ihm wegen der Freilassung des Armen zu sprechen. Ich durfte es thun, da er sich ja für einen Verwandten meines Gatten ausgegeben hatte, und er daher als geborner Franzose andere Rechte in Anspruch nehmen durfte. Ich wurde mit unzweideutigem Hohne abgewiesen, der mir deutlich sagte, wie tief die Russen in unsere Karte schauen. Der Herr Franzose müsse nach Warschau, der Cesarewitsch hätte sich schon längst auf eine Unterredung mit ihm gefreut, war die Antwort. So wurde ich entlassen. Unten in der Halle waren die Gefangenen, zum Transport bestimmt, die Escorte erwartend. Ich habe die wandelnde Kette auf dem Wege nach Toulon erblickt und das Herz erstarrte mir — was war aber jenes Schauspiel gegen dieses! Sie waren paarweis zusammengekettet und waren durch Trunk und Verzweiflung in eine Art von Wuth versetzt, die sich nicht beschreiben läßt. C. d. D. erblickte ich durch eine lange Kette an jenen van Pool geschmiedet, der sie dreifach zusammennahm, um seinen Gefährten recht nahe an sich zu ziehen. Er stellte sich dabei wie ein Rasender im Fieber, hieb, stampfte, biß, schäumte, der Schweiß rann in großen Tropfen ihm über das entsetzliche Gesicht und eine trübe

Gluth flammte in seinen Augen. Sein Gefährte war niedergedrückt von seinen Leiden, aufgelöst in Hoffnungslosigkeit, und schien im verstörten Blick keinen andern Wunsch zu haben, als schnell zu sterben."

Rozalka hatte aufmerksam zugehört: „Schnell zu sterben? Er? Ist es der, den ich gestern fand? Ich weiß nicht, wie er heißt — aber eine innere Stimme sagt es mir — daß er's ist!"

Diese Worte, mit einer ängstlichen Hast und einem Ausdrucke herausgestoßen, der alles Gefühl für sich ansprach, erregten die Herzogin selbst in diesem Augenblicke noch, der ihre ganze Geistesthätigkeit, ihr innerstes Empfindungsvermögen auf einen einzigen Gegenstand hingelenkt hatte.

„Wen meinst Du, Kind?" fragte sie erstaunt.

„Ihn — meinen Vater — den ich gestern fand und auch gleich wieder verlor", rief Rozalka, ängstlich, als wenn jeder Augenblick ihr ein Vaterleben rauben konnte.

„Deinen Vater? Er?" sagte die Herzogin in wachsendem Erstaunen — „Wer sagte ihr?"

„Van Pool, den sie bis jetzt für ihren Vater hielt" — erwiderte der Schulmeister.

„O Himmel — sie die Tochter van Pool's, die einst in meinem Hause war, die er wieder daraus stahl, der schreckliche Verbrecher! Sie? — sie wäre? — sie ist meine Enkelin? die ich so lange mit Thränen suchte, sie — das Kind meiner unglücklichen Tochter!"

Rozalka warf sich mit Ungestüm auf die Erde und umklammerte das Knie der Dame. „Ach, verstoßen Sie mich nicht wieder, lassen Sie mich Ihr Kind sein, ich will Sie lieben, ich will Sie ehren! Wie konnten Sie mich so lange

verstoßen? Ich bin ja wirklich Ihr armes, unglückliches Kind!"

So rief sie in steigender Verzweiflung. Sie wähnte, eine Entdeckung, vom Zufall herbeigeführt, könne Alles wieder in Nichts verwandeln.

Die Dame hob sie mitleidsvoll auf und betrachtete sie aufmerksam unter häufigen Thränen:

„Ja, Deine Züge, Kind, täuschen nicht. Dies ist das Auge meiner Tochter, es ist selbst der Ton ihrer Stimme, Du warst sehr unglücklich! Deine Eltern waren es auch —"

„O, mein Vater!" schrie Rozalka, „zusammengekettet mit dem Furchtbaren! Und warum? Was hat mein Vater gethan?"

„So ist sie wirklich Ihre Enkelin, Madam?" fragte, hinzutretend, der Graf.

Die Marschallin hatte indeß den Kopf der knienden Rozalka im Schooße, und über ihr gebeugt, ihr Nacken, Hals und Schultern geküßt; statt aller Antwort zeigte die würdige Dame jetzt auf sieben braune Pünktchen, die wie das Himmelszeichen des großen Bären das Mädchen auf seinem Elfenhälschen trug.

Sie hielt sich nicht mehr, riß Rozalka vom Boden auf und eine lange Umarmung folgte.

Ich will es nicht versuchen, eine Schilderung davon zu entwerfen.

28.

Es ist wahr, daß die Dichter stets der Muttermaale bedürfen, um verlorene Kinder wieder erkennen zu lassen, und daß von vielen Seiten ihnen der Vorwurf gemacht wird: es sei abgedroschen. Aber eben so wahr ist es, das die gütige Natur jenen armen Kindern diese Kennzeichen wirklich verleiht, die auf dem nackten Körperchen gleich nach der Geburt von den Eltern wahrgenommen werden, um mit ihrer Hülfe die Verlorenen wiederzufinden. Ich kann mich z. B. nie des Gedankens erwehren, seh' ich einen Menschen, der eine tüchtige Zeichnung dieser Art aufzuweisen hat, daß dies wohl der Zipfel sein könnte, woran eine hohe Verwandtschaft ihr entwendetes Eigenthum wieder an sich zu bringen im Stande ist.

Rozalka's großer Bär nahm sich übrigens recht reizend aus und erhöhete den weißen Grund, worauf ihn die Malerin Natur sehr regelmäßig aufgetragen hatte.

In diesem Augenblicke war nicht Zeit, um Aufklärung über diese sonderbare Geschichte zu bitten. Graf S. wurde überdies noch durch Zartgefühl davon abgehalten. Der feine Weltmann konnte sich denken, daß hier wohl nicht Alles so zugegangen sein möchte, als es zugehen sollte.

Nachdem die Marschallin sich aus dem ersten Freudentaumel erholt hatte, wollte sie wissen, wie Rozalka zu dem Grafen gekommen war.

Der Graf versprach diese Erklärung später zu geben und entschuldigte sich mit der Eile, die erforderlich sei, die besten Maßregeln zur Befreiung des Vaters der Armen zu ergreifen. Przebracki mußte dabei thätig sein. Er sollte ohne Aufenthalt nach Warschau und dort sogleich Alles anwenden, was ihm zu Gebote stand. Vor Allem aber sich in

den Besitz der wichtigen Brieftasche des Gefangenen setzen. Der Schulmeister mußte sogleich fort. Rozalka wollte ihn begleiten und selbst ihren Vater befreien. Aber ihre Großmutter hielt sie zurück.

„Du würdest die Bemühungen dieses feinen, schlauen Mannes nur hemmen," sagte sie, „der uns sicher den Vater wiederbringt. Nicht wahr, Przebracki, Ihr macht ihn frei — Ihr könnt es!"

„So gewiß als es meine Schuld war, daß er gefangen wurde," antwortete er. „Eigentlich war's nur auf van Pool und die Andern abgesehen, aber, zum Henker! wer konnte auch glauben, die hochansehnliche Familie dort anzutreffen."

Er tröstete Rozalka, die er ganz besonders liebgewonnen hatte, und schied mit der Versicherung, dem Vater sie in die Arme zu führen. Er war dabei gerührt, wie man es dem Kerle nicht zugetraut hätte.

Den Grafen hielten Geschäfte von höchster Wichtigkeit noch einige Tage in Wilna.

„Es ist auch hier Alles vorbereitet zu dem entscheidenden Schlage," sagte er, „ich muß nur noch die Ankunft einiger Boten aus den entferntern Provinzen abwarten. Ist dies erfolgt, so eile ich nach Warschau, um den Aufstand zu organisiren. Unsere Feinde werden durch ihre kleinliche Aufmerksamkeit auf Nebendinge irregeleitet und merken nicht, daß die Erde nur in dünnen Schichten über glühender Lava bebt. Bald beginnt das große Werk. Ich preise mich, daß mich die Natur so lange aufgespart hat, es mitzukämpfen. Przebracki fliegt nach Warschau, wir folgen ihm bald, und wir finden dort C. v. D. ohne Ketten, und die Tyrannei in den letzten Zügen!"

Przebracki war fortgeeilt, kam aber sogleich wieder, einen großen breiten Juden an der Hand, den er mit folgen-

den Worten vorstellte: „Hier, Erlaucht, ist ein ehrlicher Factor, für den ich mit Leib und Leben gutstehe. Vielleicht haben Sie von ihm gehört, es ist Baruch von Wilna, ein ansäßiger Mann hier in der Stadt. Sie können Sich ihm ganz anvertrauen. Er ist ein Vertrauter!"

Baruch gab sich sogleich als solchen zu erkennen, da er die Zeichen des Bundes der Slaven kennen gelernt hatte, und der Graf bewillkommte ihn freundlich. Der Schulmeister empfahl sich unter Zusicherungen, C. v. D.'s Freiheit gewiß zu bewerkstelligen, und lief, von den guten Wünschen der Marschallin und Rozalka's begleitet, hinaus vor die Thür, wo ihn eine schlechte Kibitke erwartete, worauf er sich nachlässig setzte und, die hin- und herbaumelnden Füße hinaushängen lassend, mit einer Sorglosigkeit einige Birnen verspeiste, als wenn ihm Nichts in der Welt von Bedeutung obläge. In der Kibitke lagen aber zwei scharf geladene Doppelläufe, die erprobt waren und nie versagten, und am Gürtel hatte er ein vergiftetes Stilet, von dem der kleinste Stich tödete, in einem Futerale von Büffelleder; denn er hatte große Wälder und einige Nachtlager zu überstehen, und die Gefährten van Pool's stellten ihm nach.

29.

Während nun die an einander geketteten Gefangenen in traurigem Zuge zur Hauptstadt gebracht wurden, bereiteten sich dort Dinge vor, welche die Aufmerksamkeit der Machthaber ganz auf sich zogen.

Alle Tage fanden Verhaftungen statt, die abscheulichsten Kerker, die schrecklichen Ueberbleibsel eines barbarischen

Zeitalters, seit lange unbevölkert, öffneten jetzt ihre rostigen Eisengitter, um in ihrem sumpfigen Schooße, nur den lichtscheuen Geburten des Schlammes und Gesteins ein nährendes Element, die traurigen Schlachtopfer eines ewig fürchtenden Verdachtes aufzunehmen. Hüpfende Flämmchen, welche die Lampe des Kerkermeisters in den mephitischen Dämpfen dieser Schreckensorte entzündeten und die dann mit ihm wieder verschwanden, machten dem armen Eingesperrten die Nacht, die ihn umgab, nur noch finsterer. Was half es dem Elenden, daß ihm die Natur Alles gegeben hatte, was sie dem andern Sterblichen zu Theil werden ließ. Er hatte Augen, Gefühl, Sprache, Verstand, ach! und er lag hier blind — stumpf — stumm — blödsinnig, die wunden Glieder schleppten mühsam die centnerschwere Kette vom feuchten Lagersteine, acht Schritte ins Gevierte, und der glühende Schädel berührte schon die furchtbaren Quaderwände, und der Unglückliche sank heulend auf den Boden hin. Man konnte mit Recht sagen, daß die Vornehmen in Warschau zur damaligen Zeit auf den Köpfen der Verdammten tanzten und jubelten, denn während in den Sälen Feste und Bälle gefeiert wurden, klapperten tief unten in den alten Familiengefängnissen die Gebisse halbverhungerter Gefangenen zusammen, die von den verschrumpften Lippen nicht mehr bedeckt wurden und nicht Kraft genug hatten, die verschimmelte Rinde abzunagen.

In einem weiten, öden Gebäude, das einen schmuzigen, großen Hofraum umschloß, sehen wir viele alte Kellerthüren, mit neuen Eisenbändern beschlagen, mit neuen Schlössern versehen. Die kleinen runden Lichtöffnungen, mit eisernen Querstäben verwahrt, erhalten stärkere Eisenstäbe der Länge nach. Einige Strohsäcke werden abgeladen und in die Keller geschafft, kurz Alles deutet darauf hin, daß die Kerker

für die jetzige Bevölkerung zu klein geworden sind und ein neues Staatsgefängniß eingerichtet wird.

Nur einen Tag war erst diese Einrichtung getroffen worden, als ein Zug zusammengeketteter Menschen von ihren bewaffneten Treibern in den Hofraum gejagt wurde.

Mit dem Schmuze des Weges bedeckt, von den starken Eisenringen an den Gelenken wund gerieben, ermattet von den Beschwerlichkeiten einer langen Reise, kamen die Unglücklichen mit jenem freudigen Gefühl in dem Hofe an, das den Müden ergreift, wenn er sich auf das Lager werfen kann. „Wir werden doch wenigstens ausruhen dürfen und schlafen!" seufzten sie. Und so wurden sie hinabgestoßen, wo sie ausruhen durften und schlafen, die Thüren fielen hinter ihnen ins Schloß — da rissen sie die Augen auf — da hoben sich die Lungenflügel gewaltig — Luft und Licht waren fort! Ach, draußen war's doch besser!

Eine dieser Grüfte schloß sich hinter C. d. D. und van Pool. Eine gräßliche Gemeinschaft! Des Letzten Wüthen hatte aufgehört, er war stiller geworden, denn der Wahnsinn des Fiebers brütete nun in ihm, und ein inneres Feuer hatte seine gewaltige Tobsucht in Erschlaffung aufgelöst.

Wie sich die beiden Gefangenen in ihrem Kerker befanden, warf sich van Pool sogleich auf den Boden. Man hörte ihn plätschern, wie einen Fisch. Sein Gefährte tappte sich bis zur Wand hin, wo einige vorspringende Steine ihm einen trocknen Sitz gewährten. Alte Kröten sprangen, unwillig über die Störung, hinab und plätscherten in der Pfütze gleich van Pool.

Nachdem C. d. D. wol eine Stunde in dem Loche mochte verflossen sein, färbte ein falber Lichtstrahl den dicken Dunst, der ihn umgab, mit einem graufarbigen

Schimmer, und es schienen sich ihm die Gegenstände, wie aus Nebel auftauchend, zu zeigen. Langes, schwarzes Moosgeflechte hing von dem Gewölbe und er freute sich, als er den braunen Tropfen sah, der aus dem Gesteine sich preßte, gleich einer Thräne, dessen Fallen im Wasser ein Geräusch machte, das ein leises, trauriges Echo erweckte, um die Todtenstille ringsumher noch bemerkbarer zu machen. Er sah die grauen Kröten aus dem Schlamme die weitmäuligen Köpfe recken und die großen Augen ihn anstieren, und er freute sich ihrer Gesellschaft und sah immer nach ihnen hin, denn hinter ihm lag ruhig die Kette am Boden, wie eine gräßliche Schlange; sein Gefährte schlummerte und rührte sich nicht.

C. d. D. hatte Besonnenheit genug, das Ganze seiner Lage zu überdenken. Sie war schrecklich und doch fürchtete er, ein Druck von der Faust seines Mitgefangenen, ein Schlag mit der schweren Kette, könne seinem Leben ein nicht erwünschtes Ende machen, seinem Leben — das er für die Rettung seines Vaterlandes — für seine Tochter gern hingegeben und doch auch wieder so gern erhalten hätte.

Nach und nach wurde die graue Färbung der Gegenstände dunkler, seine nähere Umgebung wurde braun, die fernere schwarz. Er sah die Kröten, die Flechten, die Kette nicht mehr, es versetzte ihm den Athem, er fürchtete mit einem Male blind zu werden. Endlich kehrte die Besinnung wieder, ein Geräusch ließ sich vernehmen, die Thür wurde aufgerissen, mit vorleuchtendem Arme erschien der Kerkermeister und setzte Brot und Wasser auf die Stufen des Einganges. Es klirrte wieder und das Licht war verschwunden. Van Pool regte sich, der Schlaf hatte ihn gestärkt, er wußte, was das Klirren zu bedeuten

hatte, er war an diese Art von Quartier und Kost gewöhnt.

„Unser Abendbrot!“ murmelte er, und fluchend durchs Wasser platschend ging er zum Eingange, nahm das Brot und den Krug und setzte sich klirrend zu seinem Gefährten.

„Ho, ho,“ tönte sein hohles Lachen, „so habe ich mir's nicht gedacht, Dich wiederzusehen. Sieh, jetzt bin ich ruhig und thue Dir nichts mehr zu Leide. Einst — es ist ja wol schon eine Weile her — da wir noch Beide denselben Rock trugen; nur auf den Schultern hattest Du goldene Epaulettes, ich keine — da haßte ich Dich, weil sie Dich liebte — und ich liebte sie auch so sehr — so sehr! ich schwör's, seitdem hab' ich keinen Menschen mehr liebgehabt.“

Er zog die Kette rasselnd an sich und C. d. D. war ihm nun ganz nahe und hörte die dumpfe Stimme und fühlte ihren glühenden Hauch sein Ohr berühren.

„In der Nacht, da das Schloß abbrannte, ehe Du mit Deinem flüchtigen Regimente Polen verließest auf viele Jahre, da gabst Du der Kleinen das Leben, die Du gestern — war es nicht gestern? — wiederfandest — bei der Ossepowa. Ich fand die ohnmächtige Gräfin im brennenden Gemache, sie war noch glühend von Deiner Umarmung, die vielleicht noch länger gedauert haben würde, wenn die Flammen von außen Deine innere nicht gekühlt hätten. Du hörtest mich nahen, und flohest wie ein Dieb — ließest Dein Liebchen am Rande des Schreckentodes — das war nicht recht — wußtest Du denn gewiß, daß ich sie retten würde? Ich hätte sie ja auch in die Flamme werfen können! Aber das that ich nicht — nein! ich küßte sie — küßte sie zum ersten Male — dieses einzige Mal — so lang bis die herabfallenden Funken der Decke sie aufweckten und

ich sie forttragen mußte, weil sie schrie. Wir wären sonst vielleicht Beide verbrannt; o wär' es geschehen!"

Sein Arm hatte sich um seines Gefährten Nacken geschlungen und der kalte Eisenring drückte sich tief in dessen Halsmuskeln.

„In jener Nacht," fuhr er fort, „verlorst Du einen braven Soldaten von Deinem Regimente, aber Deine kleine Tochter bekam dafür einen Vater. Ich blieb zurück im Vaterlande und stahl die Kleine, fünf Jahr alt. Ich hatte was gelernt und blieb im Lande und nährte mich redlich. Das Kind lernte mein Handwerk. Sie tanzte auf dem Seile und auf Eiern. Sie hatte es nicht schlecht bei mir, und als die Mutter aus Gram gestorben war, da hatte sie es sogar gut. Wie ich Geld genug hatte, setzte ich mich zur Ruhe und sie konnte leben, wie's ihr Vergnügen machte. Nun ist's freilich damit aus — aber dafür hab' ich nun Dich!"

Hier umarmte er wüthend seinen Gefährten, ohne daß es dieser wehren konnte. In demselben Augenblicke tönte von außen, leise, mit heiserer Stimme gesungen, das Lied:

„Polen ist noch nicht verloren!"

C. d. D. wollte sich aus der Umarmung losreißen, van Pool hielt ihn aber wie ein nächtlicher Alp mit unsichtbaren Krallen in der dicken Finsterniß.

30.

Przebracki, der glücklich nach Warschau gekommen war, gelang es, des Großfürsten Aufmerksamkeit von Neuem auf C. d. D. hinzulenken. Er wußte geschickt zu verbreiten,

daß seine Bemühungen ihn in Wilna ins Netz gelockt hatten, und daß mit ihm zugleich das Haupt einer ausgebreiteten Räuberbande und einige seiner Spießgesellen eingefangen worden. Dies hob seinen Ruf und es fehlte nicht an Belohnungen von Seiten der Behörde. „Ist es weiter nichts, so wird C. d. D. doch in ein anderes Gefängniß kommen, das für ihn minder unangenehm und für uns zugänglicher sein wird," dachte er. „Auch muß ich ja dem Großfürsten meine großen Dienste ins Gedächtniß rufen."

Es war spät des Abends, als ein Offizier mit einem anständigen Wagen vor dem Kerker hielt, in welchem C. d. D. und van Pool eingesperrt waren. Der Gefangenwärter trat ein und löste stillschweigend die Kette von C. d. D.

„Frei?" rief van Pool.

Stillschweigend warf der Gefangenwärter das Ende der Kette durch einen starken Mauerring und schloß sie fest.

Zu C. d. D. sagte er: „Folgt mir!" Er stieg die Stufen zur Pforte hinan, C. d. D. folgte ihm schwankend, und van Pool heulte und biß in die Ketten. Wie der Gefangene den Himmel über sich sah, die Sterne, welche daran schimmerten, und einen tiefen Zug that, um Luft zu schöpfen, eine Nahrung, die er so lange entbehren mußte, da war es ihm freudig zu Muthe und wehmüthig zugleich. Er hatte sich im dunkeln Kerker manchmal überredet, die Welt sei in Trümmern zerfallen und ihn hätte ein furchtbares Erdbeben verschlungen, nun aber — als Gottes Schöpfung in ihrer ewigen Ordnung ihn wieder umgab, stieg in ihm der Gedanke auf: „Und dies Alles dürfen die Menschen einem Mitmenschen entziehen?" — Er war so schwach, daß man ihn in den Wagen heben mußte. Hier fand er den Offizier.

„Man wird dich nach Sibirien bringen," dachte er, „ohne Verhör, ohne Recht," dann aber bemerkte er wieder, daß der Wagen nicht zu einer solchen Reise eingerichtet sei.

„Wohin bringt man mich?" fragte er nach einer Weile.

Keine Antwort erfolgte. Die Begleiter von bedeutenden Gefangenen wissen durch ein wichtigscheinendes Stillschweigen gewöhnlich ihre Unwissenheit zu bemänteln.

Sie waren nicht lange gefahren, so hielt der Wagen vor einem stattlichen Hause, unter dessen Portal, von hohen Bäumen beschattet, eine starke Wache postirt war.

Der Offizier deutete C. d. D. an, daß er hier aussteigen müsse. Im Portale stand ein alter Mann, der die beiden Ankömmlinge eine breite Treppe hinan und dann einen langen Korridor hinunter führte. Die Thür eines kleinen, doch reinlichen Zimmers war geöffnet, in welches sie eintraten.

Auf einem Tische war Alles zur Toilette bereitet, wie C. d. D. mit Erstaunen wahrnahm. Der alte Führer sagte ihm, er möge sich dieser Dinge nach Bequemlichkeit bedienen. Mit welchem wollüstigen Gefühle ließ der Gefangene die lang entbehrte Labung des kalten Wassers seine Haut erfrischen, auch an einer stärkenden Essenz fehlte es nicht, reine Wäsche lag bereit, und er durfte sich den langgewachsenen Bart abnehmen. Nachdem er diese Reinigung mit sich vorgenommen hatte, erhielt er andere Kleider, und der Offizier deutete ihm an, daß er ihm zu folgen habe. Stillschweigend setzten sie sich wieder in den Wagen. Es ging die Krakauer Vorstadt hinunter. „Zum Großfürsten!" stieg in ihm der Gedanke auf. Jetzt galt's sich zu sammeln. Aber er war damit noch nicht recht zu Stande, als der dahinfliegende Wagen schon am bescheidenen Portale des Belvedere hielt.

Sie gingen durch den Wachensaal, wo der Gefangene blieb, indeß sein Begleiter zum Rapport in die Dujourstwo *) trat. Bald erschien ein Adjutant, seinem Winke folgte C. v. D. und einen Augenblick später stand er in einem hellerleuchteten Kabinete, dem Cesarewitsch gegenüber. „Wer bist Du?“ schrie ihm dieser barsch entgegen.

Solche ungeziemende Fragen erleichtern stets das Antworten. „Ich setze voraus, Ew. Kaiserlichen Hoheit bekannt zu sein, wie hätte ich sonst wol die Gnade hier zu stehen,“ entgegnete der Gefangene.

„Du verhehlst also nicht, daß Du ein Pole und nicht jener Franzose bist, für den Du Dich ausgibst,“ sagte Constantin, ihn scharf ansehend.

„Ich habe nie geglaubt, durch eine solche Angabe meine Regierung zu täuschen, ja ich hatte sogar die feste Ueberzeugung, daß sie in ihrer weisen Wachsamkeit davon genau unterrichtet war,“ erwiderte C. v. D. mit bescheidener Ruhe.

„Und was hat Dich dazu gebracht, unter fremdem Namen Dich hier einzuschleichen?“ fragte Constant.

„Herr,“ sprach C. v. D., „das hohe Verbot, mein Vaterland betreten zu dürfen.“

„Ha ha!“ rief wild der Großfürst, „Verbot! und dennoch bist Du hier — was wolltest Du hier?“

„Familienverhältnisse, wichtige, die ganz mein Herz erfüllen,“ sagte mit immer gleicher Ruhe der Gefangene.

„Du meinst die große Familie der Polen,“ erwiderte der Großfürst, indem er sich setzte. „Nun, und was ist's denn eigentlich, was Dein Herz erfüllt? Nicht wahr, ich

---

*) Kanzelei der diensttthuenden Offiziere, von „du jour sein.“

soll weg, Ihr könnt mich nicht leiden, ich passe nicht in Eure Familie.“ Er lachte, indem er diese Worte sprach.

„Ew. Kaiserliche Hoheit,“ sprach mit Bescheidenheit C. d. D., „interpretiren meine Worte, ich muß es sagen, auf unrichtige Weise. Allerdings gehöre auch ich zu dem großen Verbande, den Sie die polnische Familie zu nennen belieben. Um zu wissen, ob ihre Klagen gerecht sind, bin ich zu kurze Zeit hier; um hier frei zu sagen, was ich für das Wohl dieser Familie als dienlich erachte, müßte ich nicht als Gefangener vor dem Großfürsten, sondern als freier Pole vor dem gerechten Stellvertreter meines Königs stehen. Doch,“ fügte er schnell einlenkend hinzu, „ich muß die feierliche Versicherung geben, daß mein hiesiger Aufenthalt das Auffinden einer verloren gegangenen Tochter zum Ziel hatte, über deren ungewisses Schicksal die Mutter im Grame starb, und Kummer mein Leben verzehrte. Treue Freunde schrieben mir nach Frankreich, daß sie jetzt eine Spur entdeckt hätten, und ich eilte mit meiner Schwiegermutter, der Witwe des Herzogs v. G., nach Polen, um jene Spur zu verfolgen. Ich konnte nicht ahnen, daß man mich wie einen Landesverräther behandeln würde.“

Constantin ging während dieser langen Rede, die er sonst gewiß unterbrochen haben würde, sinnend auf und ab. Endlich stellte er sich vor den Gefangenen mit untergestemmten Armen: „Wie macht man eine Revolution?“ fragte er schnell.

„Herr,“ sagte betreten über die unerwartete Wendung C. d. D.

„Du kommst aus Frankreich,“ sprach rasch der Großfürst, „und wirst es mir sagen können.“

„Die Revolution macht nicht —“ fing der Gefangene zögernd an.

„Erst laufen Straßenjungen zusammen," sagte der Großfürst, „dann gesellt sich der Pöbel dazu, und dann werden ein paar Kartätschen abgefeuert und die Verräther gehenkt, so macht und so beendigt man Revolutionen. Du siehst, daß ich das Alles so gut weiß, wie Einer. Aber es thut mir recht leid, daß ich Dir noch nicht erlauben kann, Deine Tochter aufzusuchen. Doch Du kannst ja darüber ganz ruhig sein, die Herzogin ist ja frei und wird sich gewiß alle Mühe geben. Ich will mich selbst erkundigen lassen und Dir dann Nachricht darüber geben."

Er notirte einige Worte in eine kleine Schreibtafel.

„Die Polen sind Thoren," sagte er dann, „sie springen im Wahnsinn mit den Köpfen gegen einen Stein, und bedenken nicht, daß dieser härter als ein Kopf ist. Nur zu! nur zu! Sie sollen den Lohn ihrer Empörungssucht empfangen!"

Hier drehte er dem Gefangenen den Rücken und verließ schnell das Zimmer. Der Adjutant du jour trat ein und führte C. v. D. in den Saal der Wachen zurück, wo ihn sein früherer Begleiter in Empfang nahm und mit ihm Belvedere verließ.

Als sie in den Wagen steigen wollten, drängte sich dreist und unbekümmert um die Schildwachen ein Mann in einem Mantel zu C. v. D., sah ihn fest an, machte ihm einige Zeichen, und als der Gefangene nicht darauf merkte, flüsterte er ihm einige Worte zu. Auch dies wurde nicht bemerkt und der Mann stieß einen derben Fluch aus, da die Schildwachen ihn zurückdrängten und der Wagen mit derselben Eile fortrollte, wie er gekommen war.

Der Mann im Mantel war aber Przebracki.

31.

Am 29. November am frühen Morgen sehen wir bei dem Juden Hirsch, in der wohlbekannten Methschenke unweit des Arsenals, ein Paar alte Bekannte mit einander frühstücken. Sie haben einen Häring und einige rohe, saftige Zwiebeln unter einander geschnitten, das Ganze mit Pfeffer geschwärzt, und würzen sich dies frugale, starkriechende Mahl durch angelegentliche Mittheilungen, wie es den Anschein hat.

Es ist Baruch, der den Grafen S., die Herzogin und Rozalka nach Warschau begleitet hat und sogleich Przebracki aufsuchte, um Neuigkeiten von ihm zu erfahren.

„Es ist ein Elend," sagte Przebracki, „daß ich noch nicht im Stande war, den armen Mann zu befreien, der durch mein Verschulden eigentlich arretirt worden ist. Bis jetzt ist es mir nur gelungen, ihm eine Unterredung mit dem Großfürsten zu verschaffen, der neugierig war, C. d. D. kennen zu lernen, dadurch ist er wenigstens zu besserer Haft und reinlicher Kleidung gelangt und ist auch von dem schrecklichen van Pool losgekommen, mit dem er zusammengeschmiedet war."

„Sitzt van Pool noch?" fragte Baruch.

„Bis zum jüngsten Tag, kein Mensch kümmert sich um ihn," erwiderte der Schulmeister. „Was hilft's ihm jetzt, daß er zu jedem niederträchtigen Streiche, den die vornehmen Herren gern ausüben wollten, willig die Hand bot? Was trägt's ihm für Früchte, daß er dem N. die schönsten Kinder brachte, und zu jeder Stunde bei Tag und Nacht kommen durfte? Ich weiß es, daß N. ihn fürchtete wie den Teufel und nun froh ist, daß er ihn vergessen kann.

Ja — und sie vergessen ihn Alle — er kann vermodern bei lebendigem Leib."

„Und was wird unser Schicksal sein?" sprach Baruch bedenklich. „Wir bieten unsere Hände zu einem guten Werke, wie man sagt, wenn's aber zum schlechten wäre?"

„Wie meinst Du das, Baruch?" fragte Przebracki.

„Ich möchte mir doch die Hände abhacken, die ich zum Schlechten hingereicht hätte," sagte Baruch. „Ich hab' spionirt und hab's Dir hinterbracht, der Du's hinterbracht hast dem General K. und dem Professor L. und dem Kastellan N., was weiß ich! gut! ich hab' mich lassen bezahlen von den Russen und hab' sie belogen — gut! ich hab' gewußt von der Verschwörung, und von der Verbindung und von der Verbrüderung — und hab' nicht gemuckst — gut! aber, was wird sein das Ende vom Lied? Sie werden sich erheben in ihrem Wahne, die Polen, und werden verjagen die Russen, die sich dessen nicht versehen — gut! Aber die Russen werden sich ermannen und es werden doch kommen aus Asien die Baschkirches und die Kalmükches und die Kosakches mit langen Piken und mit dicken Kantschuhs, und der Melech wird schicken die großen Grenadierches aus Petersburg mit den Kanonen, und sie werden kommen und schlagen die wenigen Polen, und sie werden hereinkommen nach Warschau, und sie werden suchen Przebracki und Baruch und noch Einige, die es haben gehalten mit der ehemaligen guten Sache, die da ist geworden eine faule Sache, und sie werden geben viel Palk, und werden aufreißen die Nasenlöcher und werden schicken nach Sibirien in die Bergwerke —"

„Feiger Jude," unterbrach ihn hier der Schulmeister voll Unwillen, „dahin kommt es nicht — die gute Sache wird und muß siegen!"

„Feiger Jude!“ wiederholte der Andere spöttisch. „O mai! mai! Herr von Przebracki, was sind Sie doch geworden so hochmüthig! Man kann zwanzig Mal daran sein, erschossen und gehenkt zu werden, und ist deshalb doch kein Held. Recht! Die gute Sache wird siegen — ich will's doch glauben, aber was wird sein das Ende vom Lied? frage ich immer. Sie werden brauchen Geld, unsere großen Patrioten, und werden uns wegnehmen, was wir von den Russen für unsere Dienste bekommen haben; sie werden brauchen Soldaten und wir werden alle müssen werden Soldaten, oder wir werden uns wieder müssen loskaufen mit schwerem Gelde. Ich sehe keine Glückseligkeit dabei — aber es ist die gute Sache, und ich stecke einmal drin, und habe mich lassen verblenden von dem Teufel, und nun kann ich nicht loskommen von dem Patriotismus.“

„So geht's mit Euch, Memmen,“ rief Przebracki; „wenn sich die Gefahr auch nur dem Anscheine nach nahet, so werdet ihr bleich und bebet. Heute Nacht wird's etwas geben, das ist gewiß. Ich sehe Mienen und Schritte, die auf einen nahen Ausbruch deuten, und ich bin bemüht, die Aufmerksamkeit der Spione nach einer andern Richtung zu lenken. Ich sage Dir, Baruch, der Augenblick des Zuschlagens ist nicht mehr fern.“

„Darum ist ja eben Graf S. so schnell als möglich von Wilna hieher gereist,“ sagte Baruch mit ernster Ruhe, ohne den geringsten Ausdruck von Angst, indem er sich die Ueberbleibsel des Mahles aus dem schönen, in zwei Hälften getheilten Barte wischte, „glaube nicht, daß ich eine Revolution fürchte, da gibt's gewiß etwas zu fischen. Aber ihr Ende fürchte ich.“

32.

In dem Hotel des Grafen S. war ein reges Leben. Er war soeben von seiner Reise zurückgekehrt und hatte, dem Anscheine nach, sehr werthe Gäste mitgebracht, die in den prächtigsten Gastzimmern einquartiert wurden. Es war dies die Herzogin von G., Witwe des französischen Reichsmarschalls, eine Landsmännin des Grafen, mit ihrer schönen Enkelin, Gräfin Rozalka d. D., die hier ihre Verlobung mit dem jungen Fürsten Jozef Lunowski feiern sollte, der aus dem russischen Militairdienst getreten war, um fortan den Wissenschaften zu leben.

Die Vorbereitungen zu den Festlichkeiten wurden mit einem so lärmenden Eifer betrieben, eine Menge von Handwerkern sollte dabei beschäftigt werden, die zahlreiche Dienerschaft des Grafen wurde verstärkt — Alles deutete auf einen Glanz hin, dem der achtzigjährige Graf wohl in seiner Jugend gefröhnt, nun aber seit lange schon entsagt hatte.

In dem alten Familiensaale saß der Greis mit seinen Gästen, den Bräutigam erwartend. Gräfin Rozalka in Fiebergluth.

Da öffnete sich die Thür und hereintrat der Fürst, der nun nicht mehr in der beengenden Uniform, sondern im schwarzen Kleide zwar blässer, aber doch in ungezwungener, edler Haltung erschien.

Er hatte die Einladung zum Grafen erhalten, unbewußt des hohen Glückes, das seiner wartete.

„Fürst Jozef," rief Graf S. dem Eintretenden entgegen, „ich habe Sie zu mir bitten lassen, Ihnen Ihre Braut vorzustellen."

Der Fürst, der den Damen eine tiefe Verbeugung gemacht hatte, ohne sie anzublicken, erröthete in sichtbarer Ver-

legenheit und wandte sich mit einem fragenden Blicke hin zum Grafen, keines Wortes mächtig.

„Nun ja," fuhr der Graf lächelnd fort, „glauben Sie, wir Patrioten hätten nicht Zeit, uns auch um die Liebeshändel unserer jungen Herren zu bekümmern? Sehen Sie her, nicht wahr? Sie liebten dieses Mädchen."

Hier schlug Jozef die Augen auf und starrte Rozalka an. Sie war es und war es nicht — er getraute sich nicht, sie anzureden, aus Furcht, die Erscheinung könnte verschwinden.

„Ich bin's, Jozef!" hauchte Rozalka.

Bei dem Ton dieser Stimme blieb ihm kein Zweifel mehr.

„Rozalka!" rief er aus und hatte sie umarmt.

„Ja, mein Herr," sprach aufstehend die Herzogin, „meine Enkelin und Ihre Braut!"

„Liebst Du mich denn?" fragte leise der Fürst.

„Ich werde Dich lieben!" sagte mit leisem Nachdruck Rozalka. Er verstand die Bedeutung.

„Wie aber hängt dies zusammen?" fragte der Fürst.

„Sie sollen Alles erfahren. Rozalka ist das Kind eines schwer verfolgten Mannes, des Schwiegersohnes dieser Dame, der hier im Kerker schmachtet und noch in dieser Nacht mit unserm Lande frei werden soll. Ich weiß, was hier vorbereitet ist, auch von andern Seiten ist viel geschehen. Alles ist in den besten Händen, Muth beseligt uns — nur Ausdauer und des Himmels Schutz, so gelingt's! Hier werde Verlobung gefeiert, die Gäste sind geladen, und Alles habe den Anschein eines friedlichen Festes, das so lange währt, bis die Sturmglocke ruft, dann zu den Waffen und das Geburtsfest des Vaterlandes gefeiert. Gibt's ein Höheres?"

Er drückte den Fürsten an sich.

Bald rollten glänzende Wagen in den Hof. Edle Polen füllten die Säle, man überließ sich der Freude, den Glückwünschungen, dem Zauber der feinsten Geselligkeit, den Genüssen der Tafel. Man stieß mit stummen, vielsagenden Blicken an, es galt dem Auferstehungsfeste Polens.

Fürst Jozef sagte leise zu seiner Braut: „Ein schöneres Verlobungsfest feierten nie sterbliche Menschen!"

Sie aber erwiderte ernst: „Noch sind wir Sklaven und können uns nicht von Herzen freuen. Morgen sind wir Polen und der Vater segnet uns!"

33.

Noch waren die Gäste beim Grafen S. versammelt, der Champagner perlte im Glase, die Augen leuchteten, und Alles schien mit gespannter Erwartung die siebente Stunde zu erwarten. Schon hatte sie geschlagen, und ungeduldig trat der Graf in einen Erker, der eine weite Aussicht über eine Reihe kleiner Häuser auf dem linken Weichselufer nach Lazienka gewährte. Ein finsterer Nachthimmel hatte sich über die Gegend gebreitet und Stille herrschte ringsumher. Plötzlich tönte es wie Schüsse. Alles horchte freudig auf. Der Eine wurde bleich, der Andere roth. Rozalka umschlang krampfhaft ihren Bräutigam. „Hörst Du's?" rief sie mit halber Stimme.

„Sie sind dabei, meine Kameraden," sagte der Fürst, „theure Braut, nun darf auch ich nicht säumen!"

„So eile! eile!" sprach sie drängend, „der Himmel segne Deinen Arm!"

Er riß sich los von ihr und sagte:

„Bei der Universität versammeln wir uns, und während sie draußen den Großfürsten fangen, treiben wir hier den Feind aus. Führt mich der Weg hier vorbei, so werde ich wol auf einen Augenblick zu Dir hinaufeilen und mir einen Kuß holen.“

Er stürzte fort, um auf dem Sammelplatze nicht zu fehlen, wo die Waffen ausgetheilt werden sollten.

Rozalka rief ihn zurück, und ihr glühender Mund brannte ihm einen beseligenden Kuß auf die Stirne. Ihr Herz pochte, sie wünschte, daß erst der Kampf allgemein werden möchte, um im Getümmel mitfechten zu können.

Während dieses flüchtigen Abschiedes waren die Gäste auf den Balcon getreten, um zu beobachten, was sich in den Straßen begebe.

Von den Schüssen aufgeschreckt, die nun auch im Norden der Stadt vernommen wurden, eilten die Russen flüchtig nach allen Seiten, und die friedlichen Einwohner Warschau's, die nicht wußten, was im Werke sei, öffneten neugierig die Thüren ihrer Häuser und stellten Licht vor die Fenster. Mehre waren da hinausgeeilt, von wo der Lärm herkam, auch Flüchtige kamen zurück.

„Sie stürmen Belvedere! Der Großfürst ist gefangen! Sie stecken die Casernen in Brand!“ So lauteten die ersten Kunden, und die hin- und herlaufenden Russen wurden mit Hohn und Mißhandlungen überhäuft.

Mittlerweile war die Vorstellung im Theater unterbrochen worden. Eine Stimme hatte gerufen: „Polen, zu den Waffen! Die Stunde der Freiheit hat geschlagen!“ Die Leute stürzten sich bei diesen Worten zur Thür hinaus, verbreiteten sich in der ganzen Stadt, und der Ruf: „Polen, zu den Waffen!“ erscholl in allen Straßen.

Dabei wurden hie und da schon die Glocken gezogen, die Lärmtrommeln geschlagen und das Schießen verstärkte sich auf verschiedenen Punkten. Russische Generale saßen auf und sprengten nach den Plätzen, wo ihre Truppen sich sammelten.

Es war eine dumpfe Geschäftigkeit überall sichtbar. Ein Aufstand war ausgebrochen, das wußte man, aber man kannte nicht das Umfassende desselben, man wußte nicht, ob es auf einen Mord des Großfürsten, oder aller Russen, oder nur auf eine Staatsumwälzung abgesehen war.

Nun kamen die ersten Nachrichten von dem Wahlplatze herein. Es wurden Verwundete gebracht, die aussagten: daß die Militärschule in Lazienka zuerst zu den Waffen gegriffen habe. Bei der Sobieskibrücke sei den Russen ein mörderisches Scharmützel geliefert worden, und die unbärtigen Polen hätten sich wie Helden nach dem Belvedere hinüber geschlagen."

Hier war der Berichterstatter verwundet worden, und die Nachrichten gingen nicht weiter.

Ein Anderer nahm das Wort und verkündete dem ihn umstehenden Haufen: „die Schüler hätten erfahren, daß der Großfürst sie Alle vor ein Kriegsgericht ziehen wolle, das in vierundzwanzig Stunden sie richten sollte, und daher hätten sie ihm den Tod geschworen. Er sei aber mit Hülfe seines Kammerdieners entwischt, und die wuthentbrannten Jünglinge hätten Alles, ohne Schonung, niedergemacht, was ihnen im Schlosse in den Weg getreten wäre. So hätten sie ihre Siegesbahn zur Stadt mit Blut gefärbt und seien bereits innerhalb der Rogatka, um sich mit ihren Brüdern, den Studenten und den andern Gutgesinnten zu vereinigen."

Der Tumult wuchs immer mehr. Man hörte wildes

Schreien und das Stürmen einzelner Häuser, solcher Leute, die das allgemeine Mißfallen erregt hatten.

Ganze Haufen erschienen nun in den Straßen, mit den besten Vertheidigungswaffen ausgerüstet, unter Jubelgeschrei wurde es verkündet, daß das Zeughaus erstürmt sei und daß es nun Waffen vollauf gäbe. Tausende stürzten sich nach jener Gegend, um Flinten, Säbel, Pulver und Blei zu haben, wonach sie lechzten, wie nach der Luft.

Indeß war es in des Grafen Hause still geworden. Das Fest war beendigt. Bewaffnete Diener standen innerhalb der wohlverschlossenen Thür. Die Gäste hatten sich zu Pferde gesetzt und waren in den Kampf geeilt. Der achtzigjährige Wirth war in die Versammlung gefahren, die sich auf die Bitte des Fürsten Lubecki, als vorläufiger Administrationsrath des wiedergeborenen Polens, schnell gebildet hatte.

Rozalka stand am Fenster und legte sich weit hinaus, um die ganze, breite Straße überschauen zu können. Der rauhe Nachtwind spielte mit dem bräutlichen Kranze in ihren Haaren. Ein stürmendes Gefühl durchzog nach dem andern ihre Brust. „Nun werde ich bald Jozef und den Vater die Straße heraufkommen sehen!" dachte sie.

Da plötzlich stürzt ein wilder Haufe vorüber. „Nach den Gefängnissen!" hört sie schreien. Und schnell, wie ein gejagtes Wild, eilt sie die Treppe hinab, ein unten im Hause liegender Mantel wird umgeworfen, eine Mütze in's Gesicht gedrückt, und durch die unbewachte Seitenthür, die nur den Hausbewohnern bekannt ist, tritt sie auf die Straße. Der Haufe ist schon weit weg. Sie fliegt ihm nach, holt ihn ein, und zur Leschno wendet sie sich mit einer Abtheilung, wo — wie sie gehört hatte, ihr Vater gefangen ist.

34.

Im Belvedere hatte man, auf die Nachricht, daß Unruhen während der Nacht ausbrechen könnten, in der Eile Vorsichtsmaßregeln getroffen, so gut es gehen wollte. Constantin beruhigte sich dabei und hatte sich eben zu Bette gelegt, als einer seiner Dentschicken mit angstverstörter Miene zu ihm ins Zimmer trat und ihm meldete, daß man bereits von Lazienka her Schießen vernehme und das Geschrei wildverworrener Stimmen. Der Großfürst sprang zum Fenster, unangekleidet, wie er war.

„Die Polen sind tüchtige Kerle," murmelte er unter der Nase, „und sie werden uns zu schaffen machen."

Er befahl, daß man ihn ankleide, und während dies in Eile geschah, pfiff er die Melodie der Dombrowski-Polonaise: „Polen ist noch nicht verloren." Er war entschlossen, sich an die Spitze der Truppen zu stellen. Einige Adjutanten sprangen herein und meldeten, daß sich die Aufrührer dem Schlosse näherten. Constantin gerieth in Wuth, und eben als er in den Hof hinabeilen wollte, ertönten die ersten Schüsse in seiner Nähe und raubten seinem Lieblinge, dem General Gendre, das Leben.

Alles, was Waffen trug, hatte ihn verlassen, um sich zur Gegenwehr zu stellen, der treue Dentschick drückte den schnaubenden Cesarewitsch mit aller Anstrengung zu einer Tapetenthür: „erhalte Dein Leben, Constantin Pawlowitsch!" schrie der Sklave ihm zu, „denn sie morden Dich, den Wohlthäter so vieler Tausende!"

Das Schlafgemach war eine kurze Zeit leer. Die wüthenden Polen stürmten die Treppe hinan, sie erbrachen die Glasthüren des Corridors, die Wachen röchelten in ihrem

Blute, und über ihren Leichen schritten sie zur Thür, deren Schloß ihren Streichen wich.

Sie stürzten sich auf das Bett. Es war noch warm — aber leer; und während sie nun die Gemächer durchzogen, war der Großfürst auf dem obersten Boden des Schlosses versteckt, um ein Leben zu retten — das dennoch vor der Beendigung dieses Kampfes von dem ewigen Richter abgefordert werden sollte.

Man hielt sich nicht lange mit dem Suchen auf. Wichtigere Dinge harrten ihrer Entscheidung entgegen. Die Polen drängten sich auf die Straße nach Warschau hin, um ihren kämpfenden Brüdern beizustehen, während Constantin, von der Nacht gedeckt, sich hinter die Barrieren jenseits der Stadt zurückzog, bemüht, die Truppen um sich zu versammeln.

35.

Der wüthende Volkshaufe strömte, gleich einer Sturmfluth, über die Straßen. Die Russen sprangen hin und her, den tosenden Wellen aus dem Wege, und wurden Alle von ihnen verschlungen. Die Thürme ragten wie erleuchtete Mastbäume im Sturm empor, und ließen ihre heulende Stimme erschallen, dazwischen krachten Schüsse, donnerten Kanonen, wirbelten Trommeln. Kein Auge war in dieser Nacht geschlossen. Die Kranken stöhnten ungeduldig und phantasirten von Krieg und Mord, die Sterbenden wähnten schon todt zu sein und den Donner des Weltenrichters zu vernehmen, die Lebenden kämpften, wer frei war zog ein Schwert, und die Eingekerkerten horchten auf den Lärm in ihren engen, tiefen Höhlen und gedachten zum ersten Mal ihrer Befreiung.

„Freiheit! Freiheit!“ tönte es im wilden Rausche der Begeisterung und man warf sich wie hungrige Riesen auf die langentbehrte Speise.

„Wo sind freiwillige Sklaven?“ schrie es hier, „nieder mit Ihnen!“

„Wo sind unfreiwillige Sklaven?“ dort, „sie werden frei! Wir machen sie frei! Hervor, an die Luft! sie ist für Alle! wer durfte sie Euch entziehen?“

Die Kerker wurden gesprengt, langjährige Fesseln zerborsten und hervor stieg aus den feuchten Gewölben an die gluthergellte Nacht ein fremd Geschlecht in Lumpen mit bleichen Gesichtern. Die hohlen Augen schweiften im Kreise umher, um unter den Befreiern auch einen Bekannten zu erblicken, die zitternden Hände wurden ausgestreckt, um eine befreundete zu berühren. Aber Wenigen nur war dies Glück beschieden, und traf es sich so, dann war es ein recht herzzerschneidendes. Die Meisten waren hier fremd. Aus entfernten Gegenden hierher geschleppt, oft einer andern Nation angehörig, wegen eines leisen Verdachtes, den Niemand mehr hegte, seit Jahren lebendig begraben und vergessen; dem Schergen allein — der den Unglücklichen hergeliefert hatte — wohl nur bekannt — doch, wo war jener Scherge?

Einige der Befreieten wurden auch sogleich Erlöste, denn die Luft wirkte so mächtig auf sie ein, daß sie umfielen und den schönsten Gebrauch von ihrer Freiheit machten, indem sie starben und sich für Alles bedankten, was Menschen und Erde ihnen anbieten konnten. Andere, von stärkern Nerven und Muskeln, jubelten bald, nach einigen Gläsern stärkenden Weines, begriffen sogleich Alles und schlossen sich dem siegberauschten Haufen an.

Die Wassergefängnisse hart an der Weichsel, worin van

Pool und seine Mitgefangenen in schwerer Haft saßen, wurden als die schrecklichsten sogleich erbrochen, um die am meisten bedauerten Gefangenen daraus zu befreien.

Die kühnen Gesellen waren bald in der gewohnten Stimmung; van Pool feuerte sie an, und nachdem sie Waffen erhalten hatten, bildeten sie einen eigenen Haufen, den bald Gesindel aller Art vergrößerte, und der einzig und allein auf Mord und Plünderung es abgesehn hatte.

Mit Mühe nur wurden Excesse verhindert; die bewaffnete Gewalt des Volks zu zersplittern, um Ordnung aufrecht zu halten, schien von nicht so großem Belang, man hatte die Blicke nach einem höhern Ziele gerichtet, und mußte in seiner ganzen Kraft zusammenbleiben.

Przebracki huschte im dunkeln Mantel wie ein Gespenst durch finstre Straßen. Er war beim Volke zu übel angeschrieben, um nicht Alles für sein Leben fürchten zu müssen; doch konnte er sich noch nicht von Warschau trennen. Er wollte bis zum Morgen darin bleiben, um zu sehen, wie die gehaßten Russen ihr Spiel verlören, und dann mit seinen Wechseln und der gespickten Geldkatze über die Grenze eilen. Ueber das Entkommen war er unbesorgt, denn er kannte jeden Schlupfwinkel. Auch Graf S., Rozalka, alle Personen, die er kannte und deren Schicksal ihn interessirte, wünschte er noch einmal zu sehen. Aus der Ferne schien ihm von der Methgasse grelles Licht entgegen. Es hatte sich dort ein tobender Volkshaufe mit vielen Fackeln versammelt. Er stutzte und dachte nach, wohin er sich wenden sollte. Der Haufe zog lärmend fort und warf sich in die Senatorska, die Methgasse war leer und finster, er wagte sich vorwärts. Einige Leichen lagen im Wege, er stolperte darüber fort, plötzlich schlug ihn Etwas heftig ins Gesicht. Er blickte auf. Es war ein am Laternenpfahl Ge-

hengter, dessen Schlinge sich gesenkt hatte und dessen lange Beine nun um die Köpfe der Vorübergehenden schlotterten. „Wer nickt mir da so traurig guten Abend," dachte Przebracki und ergriff einen weggeschleuderten Brand einer Pechfackel, um dem Gehengten damit ins Gesicht zu leuchten. Ein blaues, verzerrtes Gesicht mit weit geöffnetem Munde sah aus den schwarzen Barthaaren auf ihn herab und schien ihm zuzurufen: „Das ist das Ende vom Liede." Ein inneres Grauen überfiel ihn. Er mochte den Gehenkten nicht erkennen, es war ihm, als wenn es sein Bekannter Baruch von Wilna wäre. Er kehrte um und eilte nach der Leschno.

36.

Immer ruhiger wurde es in den Hauptstraßen der Stadt. Die noch lebenden Russen waren gefangen oder hatten Warschau verlassen. Nur in den entfernteren Gegenden trieben sich einzelne Haufen umher und befehdeten das Eigenthum der Bürger, indem sie in verlassene Häuser einbrachen. Der schnell zusammengetretene Administrationsrath des Königreichs hatte in größter Eile bereits mehre zweckmäßige Verordnungen erlassen, um die Ruhe wieder herzustellen.

Rozalka war zur Heldin geworden. Mit einem Muthe setzte sie sich Gefahren aus, der ihre Begleiter in Erstaunen setzte und ihnen eine hohe Achtung einflößte. Sie glaubten, eine vom Himmel Gesendete führe sie an, und eine Menge junger Edelleute hatte sich Rozalka's Zuge angeschlossen. Sie eilte von Kerker zu Kerker und setzte die Gefangenen in Freiheit. Gleichviel, ob verschuldet oder

unverschuldet eingekerkert, Alle wurden des hohen Gutes theilhaftig um des Einen willen, der noch nicht aufgefunden war, obgleich viele Hunderte schon dem Leben wiedergegeben wurden.

So waren nun alle Gefängnisse geleert, man wußte keins mehr und Rozalka blickte trostlos auf zum Himmel, den bereits der Morgen zu erhellen begann, aus der nahen Kirche scholl Dankgebet und das Volk drängte sich dahin, doch in des Mädchens Brust kämpfte Verzweiflung, denn der Gedanke stieg darin auf, der Vater könne wol heimlich ermordet oder bereits nach Sibirien geschickt sein.

Da schrie Einer aus dem Haufen: „Dort bei den Karmelitern, in den neuen Gefängnissen, sitzen auch noch Einige, seit wenigen Tagen sind sie erst eingerichtet worden.“

Und dahin flog Rozalka, daß die Andern kaum folgen konnten. Die Wache war bereits abgezogen, Niemand leistete hier mehr Widerstand, die nicht stark verwahrten Thüren fielen unter den Streichen der Stürmenden, Rozalka stürzte, die Erste, in ein erbrochenes Gemach und ihr Vater sah sich befremdet von dem Mädchen umfangen. Bald löste sich jedoch das Räthsel. Für Rozalka war jetzt das Höchste erreicht. Der Haufe stürmte andere Thüren, sie blieb zurück, allein bei ihrem Vater, küßte ihn und erzählte ihm von ihrem unaussprechlichen Glücke.

„Nun wollen auch wir zum Dankfeste hinüber in die Kirche,“ sagte sie endlich, „und dann wollen wir nach Hause, wo uns die Großmutter gewiß in ängstlicher Sorge erwartet. Der Tag bricht an und es wird ein schönes Fest werden!“

Von eben diesem Tage verscheucht, der dem unheimlichen nächtlichen Treiben van Pool's ein Ende machte, hatte sich dieser von seinem Haufen getrennt und kehrte mit Beute

beladen, wie ein gesättigter Tiger, von seinem Raubzuge zurück. Er bog soeben aus einem kleinen, schmuzigen Gäßchen in die breite gradlinige Leschno ein, als — seinen Weg durchkreuzend — Rozalka mit dem geretteten Vater sich zum Dankfeste in die Kirche begeben wollte. Der aufgehobene Fuß berührte nur zögernd den Boden, er blieb an der Stelle gebannt. Kaum waren Beide vorüber, so stürzte er sich ihnen mit gezücktem Dolche nach und verwundete Rozalka. Sie sank mit einem Schrei zusammen, ihr Vater kehrte sich entsetzt um, und hohnlachend hob van Pool noch einmal den Arm, um den Unbewaffneten hinzustrecken.

Doch den Schrei der Verwundeten hatten viele Menschen in der Vorhalle der Kirche gehört. Sie eilten schnell genug herbei, um van Pool's zweite Frevelthat zu verhindern. Man umzingelte und entwaffnete ihn, während Andere um Rozalka beschäftigt waren. Der unglückliche C. v. D. sah sich mit einem Male wieder von der Höhe des Glücks ins tiefste Elend gestürzt. Er kniete fast besinnungslos neben seinem Kinde, das immer schwächer wurde, und hörte nicht, wie van Pool's Stimme neben ihm brüllte: „Ich machte ihn jetzt elend und war mitleidig genug, wollte ihm sein Elend mit meinem Dolche verkürzen. Er aber machte mich namenlos elend ein ganzes, langes Leben hindurch. Rache ist kein erfreuliches Geschäft — ich trieb es. Er umarmte sie im warmen Zimmer, während meine Zähne vor Wuth und Kälte zusammenschlugen. Meine Tochter ist's, ich habe sie mir erzogen — nein! und ich lasse sie Dir nicht!"

So schrie er. — Mehre Leute hatten ihn jetzt erkannt. Er war gefürchtet und gehaßt. Der nächste Laternenpfahl

machte seinem Dasein ein Ende, das in einem halben Fluche erstickte.

Noch athmete ein leises Leben in Rozalka's Brust, als mit dem fliegenden weißen Adler in der blutrothen Fahne ein Haufe Studenten heranzog, um dem Ewigen zu danken und das Panier der Freiheit vor dem Altar segnen zu lassen. Die Gruppe um die Ermordete hielt den siegestrunkenen Zug auf. Ein Jüngling stürzte neben Rozalka nieder, aus vielen Wunden war sein Blut geflossen, jetzt flossen seine Augen von Thränen über, er konnte nichts als den Namen des Mädchens rufen.

Sie öffnete die Augen, sah den rothgefärbten Verband um seine Stirn und lächelte ihn selig an.

„Sie ist meine Braut!" rief Fürst Jozef Lunowski.

„O mein Kind!" jammerte C. d. O.

Mädchen trugen die Verscheidende in die Kirche, man legte sie vor dem Altar nieder. Der Priester legte ihre kalte Hand in die Hand des Jünglings, der im Kampfe für die Freiheit ihrer würdig geworden war, und sprach den Segen über diesen Bund. Dann schloß Rozalka, als Fürstin Lunowska, die schönen Augen für ewig.

Aus dem Haufen drängte sich ein stiller Mann zur Leiche, wischte eine Thräne aus dem Auge, und verschwand schnell und unbemerkt.

Es war der fliehende Przebracki, der sein auferstandenes Vaterland auf immer verließ.

Der Sohn des Verbannten.

Ein Zeitbild.

Wann wird der Haß entschwinden aus der Welt,
Und sich die Liebe herrlicher entfalten?
Soll nie sie werden unser Eigenthum?....
Tritt ein zum Russen, in die reine Hütte,
Sieh' ihn umsitzen mit den treuen Seinen
In frommer Sitte seinen heil'gen Herd —
Und haß' ihn, wenn Du kannst.... Und wer am Ende
Verdiente Haß auf Erden? — Mitleid nur,
Und stille Thränen schenke der Verblendung,
Die jetzt sich aus dem wirren Thatenkreise
Mit Nebelschwingen, die nur Selbstsucht regt,
Verderbend auch auf klare Augen legt. —

Die Ankunft vieler Polen in Frankreichs Hauptstadt hatte dazu beigetragen, den heiligen Opferrauch zu zerstreuen, der sich in anbetender Weihe um den Namen dieses, durch so rührende Beweise heldenmüthiger Vaterlandsliebe berühmten und unglücklichen Volkes zog.

Das Mißgeschick eines Lelewel, Hube und Anderer, die eine ehrenvolle Armuth in fremdem Lande nicht zur Schau trugen, sondern sich kümmerlich in ihren traurigen Wohnungen behalfen, sich wenig im Volke zeigten, und

nun die einzelnen Züge des erhabenen Trauerspiels in ein großes Gemälde zu vereinigen bemüht waren — kontrastirte unangenehm mit jenem öffentlichen Elende mancher jungen Leute, aller Nationen, die für Polens Sache gefochten hatten, und nun — wie Bettler Wunden und Schaden mit lautem Geheul zeigen — so die Spuren tyrannischer Verfolgung gegen sie, die Flüchtlinge, Heimatlosen, überall den Augen der Leute bloßstellten. Zu ihnen gesellte sich gern ein Schwarm jüngerer Köpfe, voll exaltirter, älterer, voll abenteuerlicher Ideen, die über drei durchlebte Tage Jahrtausende der Weltgeschichte vergaßen, alle Lehren und alles Wissen verschmäheten und von sich stießen, und sich damit begnügten, die Klopffechter der Gegenwart zu machen, und ihr allein alles Heil anheimzustellen, während doch nie die eherne Stimme der Vergangenheit überhört werden darf, wenn man sich über die Zukunft belehren will. Wem wol hätte sich diese Wahrheit tiefer einprägen sollen, als den Franzosen?

Mehr noch als dieses letztere Treiben, das gemäßigte Leute, und namentlich ruhig dahinlebende Fremde, welche wissenschaftliche oder künstlerische Zwecke in Paris verfolgten, von jenen Orten entfernt hielt, wo die Verfechter polnischer Freiheit hinkamen, war es die anmaßende Art, womit sie ihren Ansichten Eingang zu verschaffen suchten, die Heftigkeit, womit sie Theilnahme foderten, und die Ueberschwänglichkeit ihrer Erwartungen, die selten eine gutgemeinte Theilnahme zu erfüllen im Stande war. Oft erfolgte statt des Dankes eine Herausfoderung, und Letzteres war so an der Tagesordnung, daß Jeder, der sich nicht ganz rücksichtslos der Vergötterung der polnischen Sache hingab, mit allem Antheile, den er ihr widmete, die Zusammenkünfte jener jungen Leute zu vermeiden gezwungen war.

Es war die Ankunft Romarino's, welche wieder einige Spannung in den Gemüthern der Pariser hervorzubringen im Stande war. Die persönlichen Schicksale des Helden, sowie seine Nationalität, nahmen neben dem polnischen noch ein besonderes Interesse in Anspruch. Man ist hinlänglich von den Begrüßungsaufzügen unterrichtet, womit die Studenten von Paris ihn zu beehren im Sinne hatten, und wie das zu einigen unangenehmen Auftritten, die man mit dem Namen „Emeute" belegte, die Veranlassung gab. Die Stadtsergeanten, die gehaßtesten Schergen der ausübenden Polizei, die nach der allgemeinen Meinung aus entlassenen Galeerensklaven und ähnlichem Gelichter geworben werden sollen, obgleich der Präfect laut und öffentlich dieser Meinung widersprach, zeichneten sich durch Rohheit und List, wie immer, so auch bei diesen Vorgängen aus, indem sie den Durchgang „passage bergère," wo der General wohnte, schnell schlossen und so die Jugendblüthe vieler der ersten Familien dem Niedermetzeln heransprengender Cavallerie preisgaben, während hier nur von der Behörde ein Auseinandersprengen beabsichtigt worden war.

Diese Opposition fruchtete jedoch zu nichts, und der ungestüme Drang, den geliebten Gast zu verehren und vor ihm dem einst so laut beklagten Untergange Polens ein glänzendes Sühnopfer zu feiern, gab sich durch verschiedenartige Festlichkeiten kund, woran sich zahlreiche Theilnehmer von Namen und politischer Bedeutung anschlossen.

Eine davon ward mit einem Mahle auf dem Chateletplatze gefeiert, wovon sogar auswärtige Zeitungen gesprochen haben. Es war anzunehmen, daß an jenem Tage kein Pole von guter Herkunft in Paris lebte, der nicht bei dem Feste gegenwärtig gewesen wäre.

Mein gewöhnlicher Abendspaziergang hatte mich nach dem

Boulevard des Tempels geführt, wo das Volk für die Mühen des Tages sich seine Lustbarkeiten holt.

Das Pariser Volk ist hierin ein recht glückliches zu nennen. Solch' allerliebste, zum Theil glänzende, zum Theil sinnreiche Erholungen hat kein anderes der Erde; und weil sie es dort einsehen, und eher mühevoll und ärmlich den Tag über leben wollen, um nur Abends schlaraffen zu können, so halten sie sich recht con amore schadlos, und dehnen die Erntezeit ihrer Genüsse bis zur Mitternacht hinaus, schwärmen vom Schauspiel zum Wein, vom Wein zur Liebe, was man auf dem Tempelboulevard nämlich so nennt, und hetzen sich dabei in lauter Lust und Fröhlichkeit mit Lärmen und Geschrei, die höchst selten nur Streit und Raufen unterbrechen, müde und matt, bis sie dem Schlaf eine Beute werden.

Dieses Volksleben zog mich an, mehr als glänzende Salons mit Klängen und Geschwätz, voll Dilettantism und Politik. Ward mir, als ruhigem Zuschauer und still theilnehmendem Nachtwandler, der Lärm zu bunt und betäubend, so hatte ich unfern von da, die schönsten, hochschattigen, stillen Alleen, wie sie der ganze Boulevard nicht noch einmal aufweisen konnte, die nach der St. Antoinevorstadt hinführen, wo ich mich mit meinen Gedanken ganz einsam befand, und nur beim Umbiegen den fernen Lärm und die Lichter wahrnahm, die mir dann wie ein grelles Mährchen vorkamen, das mir wol zu Zeiten einfällt und gar kecklich eine ernsttrübe Stimmung zu durchkreuzen sich unterfängt.

Ein bekanntes Kaffeehaus nahm mich müden Wanderer an diesem Abende auf. Es war leer, ein Kellner schlief im Winkel und die Wirthin hatte sich von ihrem gewöhnlichen Platze hinter den Tassen und Zuckerschalen entfernt.

Dies schien darauf hinzudeuten, daß man sich keines Besuches mehr versah — denn wirklich bestand dieses Kaffeehaus nicht durch seine Abendgäste, sondern durch jene Leute, welche vom père la chaise rückkehrend, ein Frühstück nehmen wollten, oder solche, die am Kanal oder in den Holzgärten der Umgegend ihre Frühstunden zubrachten und dem ersten Café des Boulevard, das sich ihnen zeigte, denen der schmuzigen Vorstadt den Vorzug zu geben verstanden. Meine Bavaroise hatte ich zur Hälfte ausgetrunken, als ein junger Mensch eintrat, der an einem Tischchen mir gegenüber so Platz nahm, daß ich — obgleich er mir den Rücken zukehrte — in einem Spiegel unbemerkt sein Gesicht und sein Benehmen, das mir merkwürdig erschien, genau beobachten konnte. Er war nur eben in die Jünglingsjahre getreten, dies zeigten bei allem Grame, der aus ihnen sprach, seine weichen Züge, das schüchterne Feuer seiner Augen, der schwellende Mund und der keimende Flaum, der das Kinn umgab und eine leichte Schattirung auf der Oberlippe bildete. Seine Gestalt war hochaufgeschossen, mädchenhaft schlank, und in der schmalen Brust und den schmächtigen Schultern zeigte sich noch keine ausgesprochene Männlichkeit. Seine Kleidung bestand in einer anliegenden polnischen Kurtka, und die vollen, dunkeln Locken waren von der blutrothen Konfederatka bedeckt, die er jedoch beim Niedersitzen abgenommen hatte, um mit der weißen, zartgeformten Hand in den Haaren zu wühlen — nicht wie es der Modeton mit sich bringt — sondern gleichsam um finstere Gedanken, die sich gleich dräuenden Gewitterwolken unter der Hirnschale zusammenballten, zu zertheilen und von einem peinlichen Schmerze sich Linderung zu verschaffen.

Da ihn nichts störte — der Kellner, welcher wieder

eingeschlafen war, hatte sein Hereinkommen nicht bemerkt, und ich verhielt mich ruhig, — so überließ er sich seiner finstern Laune ganz und gar, die sich endlich in abgerissenen Worten entlud — welche ein dumpfes Lachen von Zeit zu Zeit begleitete.

Was schon seine Kleidung als Vermuthung in mir erweckte, denn wer wollte bei unserer Jugend Stand oder Nationalität mit Sicherheit aus dem Aeußern abzunehmen hoffen dürfen, ward mir durch diese einzelnen Ausrufe klar, die, wie fliegende Streiflichter, einen finstern Abgrund, sein vom tiefsten Schmerze zerfleischtes Herz erleuchteten.

Er war ein Pole, ein armer verwais'ter, verbannter Pole, der mit dem Vaterlande einen Vater, eine Geliebte, alles Glück der Erde verloren hatte, und der nun — so jung noch — in ein Leben trat, das ihm nur Freuden bringen sollte, keine Schmerzen, da er den vollsten Kelch davon gleich beim Beginne des Bankets bis auf den Boden geleert hatte. So viel verriethen mir die wenigen Worte, die er in seiner Muttersprache vor sich ausstieß, um seine beladene Brust zu erleichtern, und froh, daß sie kein Späher hier zu verstehen und zu deuten im Stande sei.

Ich erkannte nicht sobald seine Meinung hierüber, als ich mir ein Gewissen aus meiner ehrlich erlangten und bis jetzt sehr ehrlich angewandten Kenntniß der polnischen Sprache machte, und es für meine Pflicht hielt, dem jungen Fremdling zu sagen, daß hier allerdings ein unschuldiger Lauscher sich gegenwärtig befinde, der jedoch — weit entfernt, sich in fremde Geheimnisse drängen zu wollen — ihnen eine rege Theilnahme zuwende, wenn sie, wie es hier der Fall zu sein schien, sich schon in ihrer Aeußerlichkeit so rührend anziehend und des innigsten Mitgefühls werth verkündigten.

Ich hatte diese Worte von meinem etwas entfernten Platze ausgesprochen und war nun aufgestanden, um einen leeren Sitz an seinem Tische einzunehmen. Jetzt — so nahe — machte das schöne Gesicht des jungen Polen, der kaum siebzehn Jahre zählen konnte — einen noch tiefern Eindruck, als früher, auf mich. Es ist wunderbar — und wer fühlte es nicht schon mit mir — wie stark und erschütternd die Vereinigung von Jugend, Schönheit und Trauer auf uns einwirkt, und ich muß gestehen, daß mich ein seltsames Zagen ergriff, wie sich nun das große Auge, voll Seele, zu mir aufschlug, und jene von monotonen Klagen überfließenden Lippen mir einen leisen Gruß boten; denn mir war, als erbräche meine frevelnde Hand ein versiegeltes Geheimniß, und es ergösse sich nun in unaufhaltsamem Schwalle, um mir alle seine blutigen Greuel, schwarzen Nächte voll Wehklage und Flammenschein, alle seine nie zu hemmenden Qualen vorzuführen, wie der dahinflutende Eisbruch die Trümmer stillen Menschenglücks dem Zuschauer auf dem, jedem Andrang trotzenden, für eine Ewigkeit sicher gewölbten Brückenbogen.

„Ein Pole — und nicht beim Nationalfeste?" begann ich die nähere Unterhaltung.

„National?" fragte er — „wo ist die Nation? Doch nicht etwa bei Austern und Champagner auf dem Chateletplatze? Die polnische Nation suchen Sie in den Sümpfen von Ostrolenka, unter den Wällen von Praga, oder" — hier schoß Wuth aus seinem Auge und die Zähne knirschten — „weit hinten in Asien, wo sie Zobel fangen muß, um russische Ueberröcke auszuschlagen."

Jugendliche Unbesonnenheit war es nicht, die ihn gegen einen gänzlich Fremden diese Worte aussprechen ließ, es war vielmehr — so erschien es deutlich — der Lebensüberdruß

des reifen Mannes, der nicht achtend, was ihn bedrohen könnte, seine Sache rettungslos verloren gebend, sich auslädt wie ein Orkan und stürmend verhallt.

Ich stand ihm bewundernd gegenüber. Der schmerzvolle Jüngling, voll bittern, vernichtenden Hohnes in den warmen Gesichtszügen, die dazu geschaffen schienen, die Augen der Schönsten zu entzücken; der da saß fern vom theuern Vaterlande, nicht Hoffnung, nicht Liebe mehr im Herzen, und sich nicht gleich andern großen Geistern erfreuen konnte an der Verklärung, die Polen noch selbst im Untergange umglänzte!

„Ihre bitt're Klage tönt aus einem schwerverwundeten Herzen," fing ich nach einer Pause an; „allein die kleine Zahl edler und großer Männer, die der entehrenden Strafe entflohen sind, womit sie der Sieger bedrohte, verdient, meiner Ansicht nach, keinen Vorwurf. Nicht einem jeden war es vergönnt, in der Schlacht bei Ostrolenka, oder beim Sturm von Warschau zu bleiben. Männer des Rathes waren genöthigt, Ordnung zu erhalten und Verwirrungen zu schlichten, als schon die, welche blos Krieger waren, dem Waffenglücke längst zu entsagen gezwungen wurden. So kam es, daß viele Patrioten Revolution und Vaterland überlebten und für den Augenblick nichts Besseres ergreifen konnten, als sich in befreundete Länder zu begeben, wo ihr Unglück Achtung, ihre Lage Mitleid, ihre Größe Bewunderung erregt, und ist es nicht gerecht, ihnen das Alles in vollem Maße angedeihen zu lassen?"

„O, über die Eitelkeit!" rief der junge Pole, und sein Mund verzog sich zu grimmem Spott; „aber eitel sind sie stets gewesen. Alles, was wie Tugend an ihnen aussieht, entspringt aus ihrer Eitelkeit — selbst ihre Vaterlandsliebe. Nur Eine besitzt der Sarmate, rein und lauter, er ist

Held — doch auch das borgt schon wieder vom eiteln Schimmer — drum sag' ich lieber, er ist Krieger. Das klingt anspruchsloser! — Solche Lehre habe ich aus dieser Revolution mir gezogen, die unter meinen Augen vorging. Ach! wie sehnte ich mich — wenn ich die blutigen Blätter unserer Geschichte nachschlug — ähnliche Tage zu erleben. Ich dachte mir Alles so groß — und daß es jetzt noch größer würde sein — müßte sein; denn länger bereits währte die Schule des Unglücks, tiefer hatte noch nie die Zuchtruthe in unsere Rücken eingehauen, und die Nation war gestählt und erhoben durch die Tage unter Napoleon's Fahnen, und wir zählten seine Generale unter uns, die hundert Mal gesiegt hatten, während unsere Feinde nur einen höchst beklagenswerthen Sieg aufzuzählen wußten, den ihnen Abfall und Treulosigkeit erwarb. Wie täuschte ich mich! Armes Land, das deine eigenen Kinder aufgaben! Was edel und gerecht war, ruht in deinem Schoße. Leicht verscharrt bleichen die Heldengebeine in deinem gelben Ufersande, mächtige Weichsel! Und wenn der rauhe Wind durch Preußens Wildnisse vom Meere herstreicht, in herbstlichen Nächten, dann führt er davon die dünnen Schichten, die Euch bedecken, und die Geister der Helden beleben die morschen Knochen, und sie erheben sich, nicht berührend den entweihten Boden, und schweben in der freien Luft, in Polens Luft, die der Russe jetzt ungestraft athmet, und jubeln geisterhaft um eine zerrissene Fahne. Am Irtisch, oder wo der Brodem den Gifthütten entsteigt, sieht es der Verbannte im Traum, und singt im Schlaf: Polen ist noch nicht verloren. Er darf es — denn eher bricht er die Kette und stürmt einst hervor mit den Mongolen der Wüste, den russischen Zwingherrn aus unserm Lager zu vertreiben, als jene Schlemmer, die weichlich geretteten, die jetzt zehren

vom Ruhm, und Champagner trinken auf Polens Wohl! — Polens Untergang! — Blasphemie! — o ihr ohnmächtigen Helden! — o welch' feiste Ruhmseligkeit! — Ja — mein Herr, glauben Sie mir's, sehr edle Männer athmen jetzt in Nertschinsks Arsenikhütten — aus" setzte er dann, mit von Schmerz unterdrückter Stimme hinzu, die gegen seinen frühern, begeisterten Ton abstach.

„Jedoch, wenn Sie," nahm ich wieder das Wort, „Ihren Landsleuten es zum Vorwurf machen, daß sie nicht als abgeschiedene Geister um Polens zerrissene Fahne jubeln, oder Erze in den Giftfang steigen lassen, warum Sie selbst" —

„Ich verstehe Sie, mein Herr!" unterbrach er mich. „Dieser Zweifel könnte mich nur dann beleidigen, wenn ich die Eitelkeit meiner Landsleute theilte. Die Vorsehung ließ mich aus den Kämpfen allen, die ich mitmachte, unversehrt entkommen, obgleich ich mich nicht der Gefahr entzog. Ich hatte Augenblicke, wo ich wähnte, sie spare mich zu großen Zwecken auf, zum Frommen des Vaterlandes. Als es gefallen war, da fluchte ich meiner Kugelfestigkeit, trotzte der Vorsehung und verabscheute mein Dasein. — O mein Herr! welchem Elende war ich aufgespart — wie verschwand da alles Andere vor meinen Blicken! wie wenn edles Metall im Fluß ist, und sie neue, große Stücke edeln Metalls hinzuwerfen, so verschlang die glühende Glut meines Innern mit Gier den hohen Schmerz, der sich nun hineintauchte — Alles war Ein Feuermeer der Leiden und ich war das eherne, unvertilgbare Gefäß, das es umschloß — auf dessen Höhe sich nun mit königlichem Blick, gleich geschmolzenem Golde, die Rache zeigte, das göttliche Gefühl, woran ich nun schwelge, das mich nährt, das mich erhält. Ja, die Rache ist hochheilig! Eine Rache, wie ich sie empfinde, kann Zweck,

Bedingung des Daseins werden. Meinen Sie etwa nicht, mein Herr?"

Ich blickte ihn unverwandt an und wagte nicht, ihm etwas einzuwenden.

„Ich kann die Leute nicht begreifen" — fuhr er sogleich fort — „die ihren Schmerz, ihre Rache und so viel heilig erworbenes Eigenthum sich abkaufen lassen, wie eine Waare, und sich dann zufrieden geben, und obgleich sie wissen, daß es aufhört, Das zu sein, was es bei dem ursprünglichen Eigenthümer war, es dennoch thun. Denn erkaufter Schmerz, abgekaufte Rache, sie werden in den Händen des Käufers nichts als gute Eisenwaaren, Schloß und Riegel, wohinter er sicher und ohne Furcht schlafen oder schwelgen kann. Viel lieber wollt' ich meinen Schatten verkaufen, als so etwas. Wenn ich mir jenen Prinzen von der Moskowa denke, Himmel und Herrgott! Wie kann er umhergehen auf den weichen Teppichen seiner Säle, und nicht bei jedem Schritte der blutigen Lorbeeren seines Vaters gedenken, die er mit Füßen tritt? Wie kann er die unzähligen Wiederholungen von Größe und Ruhm Frankreichs vernehmen, und nicht über seine eigene Schmach erröthen? Wie kann er die Worte: Vaterland und Nation, aussprechen, ohne daß es ihm einfällt, wie beide hohe Dienste lohnen? Er gibt die glänzendsten Jagdpartien — Er! wie kann er eine Büchse knallen hören — ohne an seines Vaters Mord zu denken? — Oder hat er nicht das rührende Bild des englischen Malers in allen seinen Prunkgemächern? Weh' ihm! kein anderes sollte darin hängen! Wie er daliegt — eine halbe Stunde nach dem Erschießen — mit offener Brust — durchlöchert von ihren tückischen Kugeln — von den Kugeln seiner eigenen Getreuen, denen er Ruhm in vollem Maße schenkte — die breite Heldenbrust, die des Feindes Kugeln verschonten. Ein ein-

ziger Franzose lebte an jenem Tage, der Veteran, der sein Gewehr in die Luft abschoß. Und der junge Prinz, der Enkel des Elsässischen Müllers, hat nichts von seinem Heldenvater ererbt, als Schlösser, Pferde und Hunde, gibt Feste seinen Mördern, zählt seine besten Freunde unter ihren Kindern — und als ihm einst der geharnischte Geist in dunkler Nacht erscheint und seine Donnerworte ihn erschüttern, sammelt er sich zu Reflexionen über „Sein und Nichtsein" und läßt die Prozeßakten untersuchen. — Ich bin ein Neuling in dieser Welt! — Die Polen machen es noch besser — sie lassen sich von ihren Mördern freihalten und stoßen mit ihnen an auf Frankreichs Größe — die sie einst schufen — wenn je eine existirt hat!"

Er drückte seine Konfederatka auf den Kof und stand auf. Ein leichtes Roth hatte seine Wangen gefärbt und sein Auge umschattete sich schnell.

„Warum ich mit diesen Gesinnungen am Leben bleiben mußte, werden Sie nun wissen, mein Herr! Warum ich mit solchen Gesinnungen hieher kam?" Hier machte er eine Pause und sah mich an; dann fuhr er fort: „Warum sollt' ich denn wol — als sie mir die Hände fesselten — auch die Füße geduldig hinhalten und bitten, fesselt mir die auch! da ich doch noch damit zertreten kann. Warum — als sie mir dort den Mund verschlossen, meine guten Zähne preisgeben — die im Nothfalle auch noch Waffen sind — warum endlich — als sie mir dort die Waffen entwanden, nicht hieher eilen, wo mir jeder Schmied neue gibt? Warum das Treibhaus zertrümmern lassen, wo sie emporblüht in üppiger Fülle, die bittre, heilsame, heilige Aloe, mit den Stachelblättern und der duftenden Seltenheit im Schoße. — Meine Erklärung, warum ich an dem Diner auf dem Chateletplatze nicht Theil genommen, ist etwas lang ausgefal-

len — es gibt aber gewisse Dinge, wo es Verbrechen wäre, mit leichten Worten darüber hinzugehen, und die zugleich einen Stummen zum Sprechen bewegen; denn Redseligkeit ist sonst mein Fehler nicht, außer — wie man mir oft sagte — wenn ich allein bin. Ihre Unterbrechung von vorhin kam mir erwünscht, denn Ihre Aufrichtigkeit freute mich, und Ihre Aussprache des Polnischen verrieth mir den Ausländer. Ich hätte mit einem Polen keine Sylbe gewechselt. Leben Sie wohl, mein Herr, sollten Sie die unbedeutenden Schicksale des heutigen Polens noch einiger Aufmerksamkeit werth halten — denn wer kümmert sich wol noch um eine aufgegebene Sache — so könnte es der Fall sein, daß Sie auch noch von mir hören."

„Von Ihnen?" rief ich schnell und ergriff seine Hand, um ihn zurückzuhalten. „Wie wäre das möglich — weiß ich doch nicht Ihren Namen."

„O mein Gott!" sagte er schmerzhaft, „Staupenschlag hat ihn weggewischt von der Tafel der Geschlechter. Ich wußte ihn selbst nicht — und als ich ihn zum Erstenmale hörte, da war es ein blutiger Herold, der ihn verkündete. Der Henker rief ihn laut und ich erblickte einen hohen Mann — nie! nie! werde ich sein Bild aus dem Gedächtniß verlieren. In tiefen Höhlen blitzte es in himmlischem Zorn — das waren seine Augen — trübe Wolken umstarrten sein majestätisches Haupt, das emporragte, wie Fels im Sturm — das waren seine Haare — ein Blutstrom trat breit und rauchend aus der Mitte des göttlichen Antlitzes und verdeckte überströmend Bart und Brust — der floß aus den Wunden, womit mörderische Zangen seine edle Nase zerfleischt hatten, auf der noch vor einer Sekunde die stolzeste Verachtung ihren Sitz hatte. Dann wurde der nervige Rücken entblößt, ein Torso der Mannes-Schönheit,

ein Bild der Kraft — den die Knute der Gewalt zerhieb — daß das edle Blut herabrieselte in den gelben Sand, den wir Vaterland nennen. Mit starren Blicken war ich an der Scene gebannt, da traf ein leiser Ton mein Ohr — der wie die Donner des Gerichts in mir wiederhallte — ich verlor die Besinnung — ich war todt — obgleich ich wie ein Lebender stehen blieb — und als ich wieder erwachte, wußte ich, daß ich meinen Vater gesehen hatte. Aber ich war weit weg vom Richtplatze, an der Seite meines Pflegers, eines alten, lithauischen Starosten, der mich bis zur Grenze geleitete und dann zurückkehrte — um mir mein Eigenthum zu retten. Denn Sie müssen wissen, daß ich sehr reich bin und in Frascati alle Tage meine Karte biegen und auch mein Couvert beim Diner bezahlen könnte. Ich habe aber weder Lust noch Appetit dazu."

Mein Herz war voll Besorgniß um den Jüngling, dessen Hand ich noch immer in der meinigen hielt. Sein Geschick war mir klar — so dacht' ich — obgleich ich noch gar nichts wußte — im Vergleich mit Dem, was ich später davon erfahren sollte. Ich wollte nicht zudringlich nach seinem Namen forschen, um nicht durch Neugier sein Vertrauen gänzlich zu verscheuchen, das bei seiner Jugend und seiner Exaltation ich durch warme, ruhigstille Theilnahme mir zu erwecken hoffen durfte.

„Und werd' ich Sie wiedersehen?" fragte ich, da er mir die Hand drückte und mir dann die seinige entzog.

„Ich werde morgen Abend hier sein," sprach er — und wir trennten uns.

In seiner Gesellschaft vergingen mehre Abende, und als er wußte, welch starke Bande mich an Polen knüpften, ward er offen und hingebend.

„Ich liebe Sie, weil Sie kein Pole sind und dennoch mein Land zu lieben vorgeben," sagte er; „wären Sie ein Pole, ich glaubte Ihnen nicht. Wären Sie ein Pole, so liebten Sie das Land, wie ein Bruder seine Schwester, oder wie ein Sohn die Mutter; das ist nicht die rechte Liebe. Mütter lieben Söhne — aber Söhne Mütter — hm! — ich weiß nicht. Nun aber lieben Sie Polen, wie einer sein Liebchen liebt — und wahrlich Ihr Liebchen ist nicht schön — Sie kennen es, und ich brauch' es Ihnen daher nicht zu schildern — wer aber ein häßliches Liebchen liebt — der liebt warm und treu."

— — — Er war in Lithauen, auf dem Schlosse eines alten Starosten, erzogen worden und dort im Kreise schöner Frauen aufgewachsen. Weder Vater noch Mutter hatte er gekannt. Beide seien todt, wurde ihm gesagt, oder verschollen, oder in die weite Welt gelaufen; kurz er sei von unbekannter Herkunft. Auf der Jagd habe ihn der Starost selbst gefunden in einer Höhle auf weichem Moose und trockenen Blättern gebettet, irgend ein Wild müsse ihn bei dem Nahen des Menschen scheu verlassen haben, das ihn bis dahin getreulich genährt hatte. Er war noch sehr jung, als er den Thieren des Waldes geraubt wurde; wann er diesen zu Theil geworden war, ließ sich nicht bestimmen, daher war sein Alter nicht genau zu ermitteln. Nachdem er aber bereits drei Jahre im Schlosse war, so fielen ihm die Milchzähne aus, und da dieß im sechsten oder siebenten Jahre zu geschehen pflegte, so war er zur Zeit seines Auffindens wohl ungefähr drei Jahre alt gewesen. Im Schlosse empfing er sogleich die Taufe und der Starost nannte ihn:

Witold, nach dem alten Großfürsten von Lithauen; weil er sagte, der Knabe sei zu großen Schicksalen bestimmt, und das soll der Name schon andeuten.

Dies erzählte er mir, und es schien eine süße Ruhe sich in seinem stürmischen Innern zu verbreiten, wenn er von jenen Tagen .einer nicht lange erst dahingeschwundenen Kindheit erzählen konnte.

„Von allen hohen, schönen und milden Frauen, die um mich waren,“ sagte er mir einst, „war es besonders Eine, die sich meiner liebevoll annahm. Von ihrer sanften Schönheit ein Bild mit Worten zu entwerfen, ist unmöglich, und leider besitze ich's nicht von Künstlerhand. Ich müßte meine Zuflucht zu andern Bildern nehmen, die Ihnen bekannt sind, um Ihnen einen Begriff zu machen; doch auch das würde am Ende wol phantastisch und überspannt lassen. Was ist der milde Glanz der Perlen, das frische Zartroth der Rose, der duftige Glanz in einem Lilienkelche, der himmelklare Aether, der allmächtige Sonnenglanz, gegen die Reize jener Frau, die das Alles in sich vereinigte, und es bei weitem übertraf; denn sie war milder und seltener, wie Perlen; frischer und erquickender, wie Rosen; reiner und heiliger, wie Lilienkelche; belebender, wie der Aether, und mächtiger und entzückender, wie die Sonne! Wo sie ging, war Alles Leben, höheres, reineres; und wer nie solch einem Wesen nahe athmen durfte, weiß nicht, was das Weib ist, und was die begeisterten Dichter in allen Sprachen und in unendlichen Weisen von ihnen gesungen, von dem großen Petrarca bis zum hehren Schiller — es erschöpft den Gegenstand nicht. Ich sah sie — und mir wurde klar, wie unendlich wenig in jenen Dichtungen enthalten ist, und ich fühlte den ersten Schmerz, daß meine Lippe nicht entsiegelt wurde,

und die innere, glühende Begeisterung ihre Schwelle nicht überströmen durfte. Und diese Hohe, Edle war — o lassen Sie mich es aussprechen — jetzt — gleich — denn ich beabsichtige ja nicht Sie, wie ein schlechter Romanschreiber, durch Erwartung zu foltern und durch eine Ueberraschung zu erschüttern. Sie war meine Mutter! und nun nennen Sie meinen Verlust — nicht groß — nicht unersetzlich — denn ich habe sie nicht mehr! Schon eine Mutter zu verlieren, wie trostlos! und erst — eine solche! — Aber ich wuchs auf, ohne es zu wissen, daß die Anbetungswürdige mir von ihrem Leben mitgegeben hatte, genug zur weiten Pilgerfahrt bis an's Grab — und diese Mitgabe, dieses heilige Erbtheil ist es, was mich abhielt, Hand zu legen an meine Tage, und sie mir werth machte. Lieben mußte ich sie dennoch mit heiliger Liebe, unbewußt als Sohn."

„Sahen Sie jemals solch ein Leben auf dem alten, ehrwürdigen Stammsitze einer erlauchten Familie? Eine solche Versammlung herrlicher, edler Menschen, erhoben über die Bedrängnisse des Lebens, ausgestattet mit Wissenschaft und Kunst, und sich Alle nahe verwandt, und nur athmend in lauter Liebe zu und für einander! O, es ist herrlich! Und so herrlich lebte ich meine Jugend hin — jene Tage — die sonst schon unter schlimmen Verhältnissen unsere glücklichsten sind — urtheilen Sie jetzt, ob das Glück mich verzog?"

„Aus der nahen Gouvernementstadt erhielten wir oft Besuch. Erschienen die Gäste in unserm engern Kreise, so waren sie ihm ebenbürtig an Rang, Geist und Gemüth. Menschen geringeren Schlages, die blos Neugier zu befriedigen, oder Geschäfte abzumachen, kamen, wurden zwar, unsern Sitten gemäß, gastfrei behandelt, doch dem Familienheiligthume fern gehalten. Ein alter, strenger Mann,

in des russischen Kaisers Diensten ergraut, und mit Orden geschmückt, einen hohen Posten in der Provinz bekleidend, und als Held aus frühern Kriegen bekannt, erschien oft mit seiner Tochter. Er war unserm engern Kreise nicht fremd, denn er war edel in jedem Betracht, und die ihn begleitete, war nur der Sonne unsers Systems vergleichbar, doch jünger und voll Holdseligkeit statt der Majestät. War jene Maria auf der Wolke — so war sie der schönste, schlankeste Engel, der die Wolke emportrug nach der Idee des begeisterten Malers. Ich — der ich von Jugend auf nur in Liebe gewiegt, Liebe athmend, von Liebe zehrte, der von Schönheit umgeben, ihr sein reinstes Gefühl weihte — wie wäre es möglich gewesen — daß ich nicht die hohen Vorzüge der Fremden mit inniger Bewunderung betrachtet hätte? So oft sie erschien, war ich selig, und je öfter sich ihr Erscheinen wiederholte, desto größer ward meine Seligkeit. Eine andere Liebe hatte sich meines Wesens bemächtigt — war es früher gleich der Andacht gewesen, was mild beglückend mein Inneres durchzog, so war es jetzt eine verzehrende Flamme, die mein Herz ergriff; mein Blut brauste, ich fühlte meine Kraft entweichen, und diese Ohnmacht that wohl, und wenn sie mir fast Auflösung drohte, nur wohler."

„Der Engel hieß Sophia. Er mochte ungefähr das funfzehnte Jahr zurückgelegt haben. Ich war wol ein Jahr älter — rein und keusch, wie sie — mein Herz ein Heiligthum wie das ihre — und wir Beide liebten — liebten einander — es war ein Gefühl, zu hehr und göttlich beseligend für diese Welt! Es hatte sich dahin verirrt — der Himmel selbst wußte nicht wie — wir zitterten in unserm Glück — denn, obgleich wir die Erde nicht kannten, so hatten wir nicht das Beste von ihr gehört.

„Da wurden die Besuche unsers russischen Gastes seltener, und ich mußte Sophia entbehren — und als ich lange genug meinen Schmerz still mit mir umhergetragen hatte — fragte ich nach der Ursache, weil mir besorgte, unruhige Mienen, wie ich sie nie zuvor erblickte, nichts Gutes weissagten. Es war an einem späten Abend im Herbste, als ich darum fragte. „Er ist unser Feind — der Russe!" war die Antwort meines Pflegevaters, und kaum von meinem Erstaunen erholt, und kaum die Lippen zu erneueter Frage geöffnet, kamen die Frauen herein, mit herrlich leuchtenden Augen und stolzen Geberden und nahmen mich in ihre Mitte und führten mich hinab in die Schloßkapelle, wo sie sich weihen ließen zum Untergange im Kampfe für die Freiheit des Vaterlandes, wo sie Vergebung vom Himmel erfleheten und Rache an dem Unterdrücker zu üben gelobten, wo sie sich dem Tode weiheten, gleich Spartanerinnen, und alle Glückseligkeit des Weibes und der Mutter, die ihrer ja so bald schon wartete, hinausschoben bis zum Tage der Freiheit. Und hier war es, an der heiligen Stelle, wo Trost und Trostlosigkeit, Hoffnung und Verzweiflung, Freude und Gram mich so unerwartet und stürmisch wiegten, daß *sie* — die Hohe, mich im heftigen Kusse an sich riß und mir die Worte: „mein Sohn!" zwischen die geöffneten Lippen in das Herz hineinströmen ließ. „In dieser großen Zeit schwinden kleinliche Rücksichten. Ja — mein Sohn bist Du — wenn gleich kein Priester den Bund gesegnet."

„Und wo ist der Vater?" fragte ich noch während des beseligenden Kusses meine schöne Mutter.

„Draußen," sagte sie, sich aus meinen Armen emporrichtend. „Er streitet bereits! Die langen Jahre strich er umher, fern von Weib und Kind — denn er suchte die

Freiheit. Wie ein Ritter der Mährchen auszieht, um die Quelle der Jugend, den singenden Baum, oder ein anderes Wunder, von Drachen gehütet, zu bekämpfen und heimzubringen. Nun hat's begonnen. Ritter und Drachen sind aneinander und wir wollen unsern Rittern zu Hülfe eilen. Mögen andere Damen goldene Preise spenden nach geendetem Kampfe — wir Polinnen kämpfen mit, und sind dann selbst Preise — der hohen Kämpfer werth. Komm' mein Sohn!"

„Die Andern hatten die Kapelle schon verlassen, und die Mutter nahm mich mit in ihre Gemächer, die ich in jener Weihenacht zum ersten Male betreten durfte. Ein edles Bild sprang mir von der Wand entgegen, es war meines Vaters Bild."

„Unterhalte Dich mit ihm, mein Sohn! seine edeln, göttergleichen Züge mögen Dir sagen, wer er ist — der Dir das Leben gab!" sprach sie und verließ mich.

„In Einem fort schwebte mir die Frage auf den Lippen nach Sophia; jetzt aber wußte ich nichts Anderes, als laut mit dem Bilde zu sprechen, wie es die Mutter mir befohlen hatte, und so traf sie mich noch, als sie wieder eintrat in männlich kriegerischer Landestracht. Sie gab auch mir ein Schwert, das ich mit Inbrunst küßte, und wir gingen rasch in den fackelumgebenen Schloßplatz hinab."

„Nun wogte der Kampf und gierig tranken unsere Steppen das Blut von Freund und Feind. Die Damen, die mit den Kriegern fortgezogen waren, verbanden, heilten, pflegten, fochten selbst. Das ganze Volk war in Aufruhr! Gold, Juwelen, Steine, Eisen, Alles wurde zur Vertheidigung des Landes angewendet, die Arbeiter zu belohnen und unglaubliche Anstrengungen hervorzurufen, den Feind durch offene Waffenmacht zu vernichten, oder den Verräther

zu erkaufen. Und so, wie jedes Mittel gut war, um den einzigen Zweck zu erreichen, so mußte auch ein Jeder Theil nehmen an der allgemeinen, großen Sache. Vornehm und Gering, Jung und Alt, Edelmann und Leibeigener! Aus den Wäldern sprengten die Bären und Wölfe bekämpfenden Slachtschitzen auf schnaubenden Rossen heran, und in der fruchtbeladenen Ebene erstanden die muthigen Ackerleute und erhoben die Alles vernichtenden, furchtbaren Sensen. — Soll ich Ihnen eine Schilderung von Dem entwerfen, was ganz Europa bereits in Erstaunen setzte? O, daß es ein so schmähliches Ende nehmen mußte!"

„Man hatte sich in die Nähe der Stadt gezogen, wo jener Russe mit seiner Tochter, dem Engel, lebte und dort das Commando führte. Es war ein entscheidender Schlag vorbereitet worden. Ich wußte darum, und der feindliche Befehlshaber sollte der gerechten Rache fallen, denn man hatte an ihm Bedrückungen und Willkürlichkeiten zu rächen. Und was wird aus seiner Tochter werden — aus Sophia? fragte ich mich heimlich, leise, vor dem bloßen Gedanken erbebend. Ich war Zeuge gewesen, wenn die Kossynier hereinbrachen in der Feinde warme Nester. Blut wurde damals weniger geachtet, als Branntwein, denn diesen tranken sie nur, unähnlich den Franzosen von 93. Und die Mädchen? und eine Sophia? Sie hätten in ihr nicht den Engel erblickt — nur das schöne Weib! — Ich konnte dies Beginnen nicht ruhig vollführen lassen. — Nachts schlich ich mich in die Stadt — durch tausend Mühseligkeiten gelang es mir glücklich — denn der Himmel wollte, daß sie gerettet würde. Ich sprach sie — sie erfuhr die Gefahr, die ihrem Vater drohte, und er nahm solche Maßregeln, daß diesmal die Polen nichts ausrichten konnten. Ich dachte, er werde fliehen — *sie* in Sicherheit bringen — ich war

noch so jung und unerfahren, und kannte nichts als meine Liebe — und fragte nichts um Rath, als sie. Er aber blieb, denn er hatte Muth und Kraft, das Vorhaben seiner Feinde zu vereiteln. Und wie ich das Blut der Polen fließen sah — da klagte ich mich an — aber sie war gerettet — und wie ich das Geheul meiner Brüder hörte — da zerriß es mich — aber sie saß in dem wohlbeschützten Schlosse — und als die Augen der Sterbenden sich auf der Wahlstatt zum ewigen Schlafe senkten, da leuchteten die ihrigen, und hafteten auf dem geretteten Helden, der ihr Vater war. Aber ich war ein Volksverräther geworden!"

Hier sprang er auf, der Jüngling, und ging einige Male auf und ab. Ich war selbst ergriffen und wagte es nicht, seine stürmische Gemüthsbewegung durch einige Worte besänftigen zu wollen. Endlich setzte er sich wieder zu mir hin und fuhr fort:

„Jene Nacht, da ich in Bauerntracht vor ihr stand und ihr den Verrath enthüllte, zu ihrer Rettung, es war die letzte, wo ich sie sah. Ich hatte bis dahin den Gedanken nicht fassen können, daß ihr Vater mein Feind — unser Feind sei — daß sie die Tochter des Feindes — — o, welch ein Beisammensein von wenigen Minuten war das! „Ich fühle das Opfer, das Du mir bringst — Du machst Dich elend — um mir den Vater zu erhalten — denn was wär' ich — wie käme ich in Betracht? O, möge die Liebe zu mir Dir deine nagenden Vorwürfe zerschmelzen — und Dich lohnen — denn ich liebe Dich!" — So sprach sie in jener Nacht — genug, um einen Tiefgefallenen zum Range eines Seligen zu erheben — und diese Worte — sie trösteten mich — als meine Augen am folgenden Tage blutige Thränen weinten."

„Ich focht im Sande und in Sümpfen — in Wäldern

und auf Haiden — ich schonte mein Blut nicht — es war frischroth, wie Polens Farbe — ich ein ächter Sohn des Landes! Doch alles Blut, das wir so verschwenderisch vergossen, war nicht genug, um den dürren, gierigen Sandboden Polens satt zu tränken — die verschränkten Gebeine unserer gefallenen Brüder stauten Flüsse und dämmten Sümpfe — aber das Land wollte nicht tragen die Früchte der Freiheit — obgleich es so viel Saaten freien Heldenmuthes in seinem Schoße empfing .... In Warschau saßen sie bei innerm Hader, Misgunst und Parteiung. Drei Wälle umgaben die Stadt, aber den ersten durchbrach Gold — den zweiten Stolz — den dritten Eifersucht — und auf der Brücke von Erschlagenen, die unordentlich durch einander lagen, zog ein Heer in Reihen mit Trommeln und Spiel in die ausgestorbenen Gassen der alten Warszawa. Nun sollte man doch glauben, es wäre genug gewesen. Die Furie des Krieges schwieg freilich — aber die Furie der sogenannten Gerechtigkeit fing ihr Wüthen an. Prozesse begannen, und aus Schlössern und aus Hütten, von den Schreibtischen, den Lehrstühlen, von ihren Fahnen, und ihren Heerden wurden edle Männer zur strengen, peinlichen Verantwortung gezogen, die gethan hatten, was sie mußten. Ich irrte mit meinem alten Pflegevater an der Grenze herum, die wir im glücklichen Augenblicke zu überschreiten gedachten, so glaubte ich — er hatte aber Anderes im Sinne. Meine Mutter war gestorben, und Sophia — je nun — die war bei ihrem Vater, der Präsident eines Gerichts geworden war, das Rebellen verdammte."

„Ich folgte meinem alten Führer, wie im wachen Traume. Ich wußte nicht, wohin ich sollte. Was sollte ich in der Welt — da Polen nicht mehr war, meine Mutter

todt — und sie für mich verloren! Aber ich hatte noch einen Vater, und den sollte ich finden."

„So kamen wir eines Abends in ein Städtchen — unfern der schlesischen Grenze. Wir waren in Bauerkleidung und hatten Pässe oder Vorweis — wie man es nennt. Stumm gingen wir durch die schmuzigen Gassen und erreichten den Marktplatz. Ein Gerüst in der Mitte. Ruthenhaufen — ein Pfahl. Ich sah meinen Führer an — sein stummer, bedeutungsvoller Blick ermahnte mich zu schweigen. So thaten auch alle andern Leute, deren eine große Zahl schüchtern herumschlich, traurig dareinsah und stumm. In der Herberge erst fragte ich leise. — Mein Führer seufzte tief — ächzend — durchdringend — dann schwieg er — sah auf mich — und eine Thräne perlte in seinem Auge. Ich konnte mir diesen Blick nicht deuten. Wie die wirklichen Bauern noch am Tische saßen, um im Branntwein Trost zu holen — krochen wir Beide schon in den Winkel, hin an die Streu, und legten uns zur Ruhe — so schien es den Andern. Und da preßten mich des Alten Arme, wie ineinander geschmiedete, glühende Ketten, an die Brust, die hoch schlug, und die Worte hauchte er mir zu, wie Gluthluft eines Schmelzofens:

„Wisse, Du bist mein Enkel — Deine Mutter meine Tochter — das Andere morgen."

Er ließ mich los — drückte mir mächtig die Hand und sagte:

„Jetzt nichts mehr!"

„Nun lagen wir stumm da — ob er schlief? ich bezweifle es; ich lag wachend noch am Morgen. Als aber die Bauern kamen, um sich zu mir zu legen — schloß ich die Augen, um mich zu verstellen."

„Andern Tages erhoben wir uns Alle — und in trau-

riger Prozession zogen wir zum Markte, um Gericht halten zu sehen. Die Ruthenhaufen lagen nicht mehr in so schöner Ordnung da — sie waren zerrauft und zerknickt am Boden — wer hieß uns auch so spät kommen, und doch hatten wir nicht verschlafen! Die leichten Strafen, die hundert und aberhundert Ruthenstreiche waren schon ausgegeben — aber nun kamen die großen Strafen und dazu erschienen wir zu Recht."

„Sie traten hervor auf dem Gerüste, vor aller Welt — und grüßten den Henker, und der durfte die Hand legen an Alles, was sonst bei Menschen von Ehre Niemand frevelnd berühren darf. Sie waren aber keine Menschen mehr — und daher über Vorurtheile erhaben — also auch über Das, was wir Andern Ehre nennen. Und der Henker streckte die Hand aus nach der Uniform und riß Klappen und Epauletts und alle Zeichen herab, die sie zur Uniform machten, und gestaltete sie zu einem formlosen Fetzen, der flatternd um Etwas hing — das kein Mitleid — kein Bedauern — nein — Entsetzen einflößte. Nun zog der Henker den Degen. — Er wird ihn — aus Erbarmen für uns Zuschauer — dem Wesen vor ihm in die Brust stoßen, dachte ich. Aber Henker und Erbarmen! Er zerbrach den Degen und warf ihn vor die Füße — und nun wurde der letzte Fetzen herabgerissen, und dies Alles mit einer Art — o wer das nicht gesehen hat — weiß nicht, was Henkersverfahren ist! Und nun traten Andre hinzu und es fielen Streiche auf die Rücken — und ich sah Blut rieseln — ich war kein Weichling — ich hatte oft Blut — mein eigenes gleichmüthig fließen sehen — aber ich wandte mich ab und wollte gehen. Ja — gehen — denn ich sah Sophia's Vater, hoch zu Roß — im Glanz und mit Orden geschmückt — von Adjutanten umgeben — der Exe-

kution zusehen — die er angeordnet hatte, denn er war Präsident des Kriegstribunals. — Ja — nun war er mein Feind — der Russe — dieser hier, dessen kaltes Wort der Knute Einhalt thun konnte, und dessen stummer Blick die Schwingungen der furchtbaren Schlange belebte, die vielköpfig sich in die bloßen Rücken edler Polen einbiß, und wenn sie in die Lüfte flog, Blut und Fleisch als Trophäe zeigte. Ja — er war mein Feind — mein Herz, in Wuth und Groll empört, gelobte Rache an ihm zu nehmen — wo ich ihn treffe — ach! und er war Sophia's Vater!.... Ich wendete mich und machte einige Schritte...."

„Nur noch Einen" — sagte leise mein Großvater. Und der Eine erschien und ich sah ihn verstümmeln — züchtigen — hinabschleppen — in den Schlitten werfen — und abfahren — und noch athmete ich nicht — als mein Führer mir leis' und erstickt zurief — „der — Dein Vater!" und mit mir dem Gedränge entfloh."

„Er?..... schrie ich entsetzt — und ein Krampf erstickte mir die Stimme. Aber denken konnte ich noch — wild — verworren — aber immer dasselbe. Und ihn hatte ich gerettet — der meinen Vater so züchtigen ließ.... ich sah auf meinen Führer — ob er vielleicht wahnsinnig geworden — der aber schritt stumm und trüb an meiner Seite. — Es war also wahr! Mein — Ihr Vater! o Sophia! Sophia!...."

Hier hatte die Wildheit seines Tones eine wehmüthige Stimmung angenommen — dann schwieg er.

Nach einer kurzen Pause sagte er ganz verändert: „Mein Gott — wie spät — schon Mitternacht" — und seine Mütze nehmend und mir die Hand drückend, stürzte er hinaus. Wir hatten keine Verabredung des Wiedersehens

genommen, und Wochen vergingen, ehe ich ihm wieder begegnete.

Vergebens suchte ich meinen jungen Unglücklichen an den gewohnten Orten. Er war wie verschwunden von der Erde, und schon glaubte ich, er sei erkrankt, oder sein Lebensüberdruß sei zu Ende und — ihm wohl. — Es waren mehre Wochen verstrichen, und ich gab die Hoffnung auf, ihn wiederzusehen, als ich an einem dunkeln Abende durch die Richelieu-Straße schlendernd — eine Gestalt an dem Portale des großen Spielhauses lehnen sehe, die mir mit der seinigen Aehnlichkeit zu haben scheint. Ich trete auf sie zu und sein bleiches Gesicht starrt mich an. Er erkennt mich nicht sogleich. „Sie hier?" fragte ich — und ich weiß nicht, welch' ein Ton des Verwurfs sich meiner Frage beigemischt haben mochte, denn er bezog sie auf das Spielhaus hinter uns, und indem er den Blick verächtlich dahin wandte, erwiderte er: „Ich? dort? nein — aber —" er streckte ohne ein Wort hinzuzufügen, seine Hand nach dem gegenüber liegenden Prinzenhotel. Ich folgte der Hand mit den Augen und bemerkte nichts, als die Reihe erleuchteter Fenster. Mit Bedauern blickte ich meinen armen Witold an und zweifelte fast nicht mehr an seinem Wahnsinn, doch mit einem Male durchzuckte es mich: „Sophia?" rief ich. Und nun, als wenn alle Wehmuth los würde in seinem schmerzvoll zerrissenen Innern, warf er sich an meinen Hals, und seine Augen ergossen einen Strom von Thränen, die meine Kleidung bis auf die Haut durchdrangen. Um Aufsehen zu vermeiden, zog ich ihn unter das Portal des Spielhauses.

Nach einer Weile erhob er den Kopf: „Sie ist hier“ — sagte er — „ich sah sie gestern — heute — ich werde sie morgen sehen — sie sprechen — und dann“ — er schwieg mit einem tiefen Seufzer.

Ich wollte ihm Tröstliches sagen — und brachte nur Lächerliches und Gemeines vor — so daß ich mich selbst schämen mußte, doch hörte er zum Glück nicht darauf.

„Er ist hier — der Alte — den ich rettete, und der mir den Vater schändete,“ sprach er dumpf — „er ist hier, an dem ich Rache zu nehmen gelobt habe — und sie kam mit ihm hieher, um Augenzeuge zu sein von seinem Ende. O, daß sie hieher kommen mußte! Wäre sie dort geblieben in der Heimath, und die Kunde von seinem Tode hätte sie getroffen, sie würde nie erfahren haben, daß ich ihn tödtete, und das würde ihren Schmerz gelindert haben.“

Der feste Ton, den er angenommen hatte, die Bestimmtheit, mit der er von seiner Rache, wie von einem Geschäfte sprach, das abzumachen war, erstarrte mich ganz. Ich blickte auf den schönen, zerrissenen Jüngling und sprach: „Ein Mörder also —“

Er riß sich von mir los. Er war nicht vermögend, viel zu sprechen, nur zwei Worte stieß er aus: „Ein Rächer!“

Er wollte forteilen — ich hing mich an seinen Arm. Stumm und unwillig ließ er sich von mir leiten, bald in diese, bald in jene Straße. Endlich hielt ich vor einem Hause in der Rue de Lille und klopfte.

„Wo führen Sie mich hin?“ fragte er, wie erwachend.

„Hier wohne ich“ — war meine Antwort.

Er ging mit mir hinauf — ich erschrak, als ich Licht gemacht hatte und ihn ansah. Eine furchtbare Veränderung war mit ihm vorgegangen. Wie eine Landschaft, voll

still melancholischen Ausdrucks, die ein Orkan nun verwüstet hat — so waren seine frühern Züge gegen seine jetzigen.

Er fing endlich an: „Was wollen Sie von mir? Warum führen Sie mich hieher? Wollen Sie etwa mein Vertrauen misbrauchen, um mich an meiner Rache zu hindern? Das gelingt Ihnen sicher nicht.“

Ich war bemüht, seinen Argwohn zu zerstreuen und jenes Zutrauen in ihm wieder zu erwecken, das er gleich bei unserer ersten Bekanntschaft für mich zu fassen geschienen hatte. Ich fing an von Glück zu sprechen — von Glück an ihrer Seite —

Er lachte fürchterlich.

Ich fühlte wohl, daß er auf Glück nicht hoffen durfte, und ich schlug eine andere Saite an.

„Verlassen Sie Paris so schnell als möglich — Sie werden das Mädchen vergessen — nie das Vaterland. Gehen Sie nach Avignon — der himmlische Aufenthalt, der classische Boden entsagender Liebe wird Ihre Schwermuth mit unnennbaren Reizen umgeben, während die Trümmer von Polens Helden ein edleres Rachegefühl dort in Ihnen hervorrufen werden. Sie finden dort Waffengefährten — die —“

Die Worte, die jetzt sich aus seiner Brust loswanden, zeigten, daß seine Gedanken in den Steppen eines fürchterlichen Wahnsinns umherirrten und er mir kein Gehör schenkte.

„Ob ich *sie* erschösse? Sie — in seiner Gegenwart?“ fragte er sich — als hörte ihm Niemand zu — „dann enden ihre Leiden mit Einem Male — und er weint über ihre Leiche — und dann mich? Nein — ich will leben, um zu genießen — und hin zu meinem Vater, es ihm erzählen, wie ich ihn gerächt —“

„Das könnten Sie?" fragte ich bebend.

„Und das konnte Er — und ich hatte ihm doch das Leben gerettet?" schrie er. „Mit dem Leben von tausend Polen ihm das seine gerettet — um ihretwillen! Mich zum Verräther gestempelt — um den Fluch durch mein ganzes Leben, wie der Gefangene des Bagno die Kugel, nachzuschleppen, und ich bin hier — und meinen edlen Vater ließ er mishandeln und in die Bergwerke senden! — Jetzt durchzieht er die Welt wie ein Held, mit seiner schönen Tochter, und erntet doppelte Bewunderung. Die fernsten Heilbäder müssen seine Tage fristen, und ich soll das zugeben, da er meinen Vater verurtheilt hat? Mein sind seine Tage, denn mir dankt er sie — nun so will ich denn jetzt mein Geschenk zurücknehmen. Auch die wenigen sind des Dankes werth, die ich ihm gönnte, im Uebermuthe hinzuleben — er mag jetzt auch einmal Thränen und Schmerz kennen lernen."

Der Rest des Abends verfloß stumm. Mein Gast schien ermattet, er sank auf den Divan zurück und entschlief.

Es blieb mir kein Zweifel, daß sein Geist verwirrt sei. Ich nahte mich ihm leise — sein Schlaf schien sehr fest — fast dem Scheintode gleich, so stark hatte sich Abspannung seiner bemächtigt. Ich wagte es nunmehr, seine Taschen zu durchsuchen — nach Waffen — aber er trug keine bei sich. Dies beruhigte mich zum Theil. Ich löschte das Licht und suchte mein Bett, obgleich ich während der ganzen Nacht kein Auge schloß.

Der Morgen kam — mein Gast regte sich nicht — besorgt stand ich auf, um nach ihm zu sehen — er schlief noch ruhig fort, in derselben unveränderten Lage. Eine Angst befiel mich — ich hielt ihm einen Spiegel vor — sein Hauch trübte die glatte Fläche. Ich wollte seine tiefe

Ruhe nicht stören, weil ich eine günstige Krise darin sah, die seinem Gemüthe Stille, seinem Verstande Klarheit, die Dinge zu überdenken, wiedergeben würde.

Er erwachte durch ein Geräusch, das zufällig auf der Straße entstand. Erschreckt sprang er in die Höhe und sah sich befremdet um. Wie er mich erblickte, schien er sich vergebens auf sein Hieherkommen zu besinnen. Ich half ihm darauf.

„Nun? ist es Ihnen heute besser?“ fragte ich ihn.

Er lächelte stumm — ich nahm das für ein gutes Zeichen. Noch mehr erfreute es mich — als er mit mir in ein Café trat und ein Frühstück forderte, die Zeitungen las und über ein paar Witze im Corsaire laut lachte. Wir trennten uns als Freunde; und ich entließ ihn völlig beruhigt aus meiner Gesellschaft, ohne auch nur mit einer Sylbe ein Wort über unser gestriges Zusammentreffen verloren zu haben. Ich fürchtete einen Rückfall.

Er hatte mir versprochen, mich um Sechs in meiner Wohnung zu treffen, und dann mit mir eine Mahlzeit zu nehmen.

Vergebens erwartete ich ihn zwei volle Stunden. Meine Unruhe wuchs von Minute zu Minute, und schon wollte ich nach dem Prinzenhotel in der Richelieustraße gehen, das Schrecklichste befürchtend. Da stürmt es die Treppen herauf. Meine Thür wird aufgerissen. Es ist Witold.

Mit Schauder wendete ich mich von ihm weg — ich glaubte einen Mörder in ihm zu sehen.

„Wie ein Sterbender kämpfte ich einen schweren, tagelangen, letzten Kampf“ — rief er aus. „O wie schwer ist es vom Leben zu scheiden, und doch ist es nicht möglich — daß die Sonne um Mitternacht scheine!“ Dies schrie er furchtbar und ergriff meine Hand.

„Ich habe sie gesehen — sie gesprochen — ich wollte mich auf sie werfen — sie tödten — mich — ihn — die Mordgedanken zogen wie bleiche Gespenster durch mein Inneres — aber sie schwanden dahin, als sie das erste Wort gesprochen hatte. Sie ist mir nachgereis't — mir nachgereis't — haben Sie Sinn für das? Sie wußte mich hier — ihr Vater will mir wohl — er weiß Alles von ihr — durch sie. Sie ist das Glück seiner Tage — er hat mir Verzeihung vom Monarchen erwirkt, will mir seine Tochter geben, ich würde auch im Heere eine Anstellung mit der Zeit finden — kurz — ganz glücklich sein! — Ja, wenn nur mein Vater nicht dahinten in Nertschinsk Arsenik machte, meine Mutter nicht todt wäre, und Polen frei! Drei Kleinigkeiten — Bah! darüber kann man sich schon wegsetzen — wenn man Sophia hat — nicht wahr?"

„Ich hoffte Sie ruhiger zu sehen — Sie waren es heute Morgen" — sprach ich sanft ihm zu.

„Ich schien es, weil ich mit mir im Reinen war, und Sie ganz entschlossen verließ," sagte er. „Aber nun ich sie gesehen — den weißen Busen, worin ein Herz schlägt, für mich — das himmlische Auge — kurz, sie ganz mein!.... Ich riß mich von ihr los, denn es schien mir Verbrechen, in dem Anblick dieser Reize zu schwelgen — die nie mein werden sollen — nie — nie!"

„Und sind sie es nicht schon? Wollen Sie diese aufopfernde Liebe, die Ihnen nachreis't, von sich stoßen, wollen Sie — so jung noch — dem Glücke entsagen, das sich Ihnen aufdringt? Was gab Ihnen Polen — daß Sie ihm mehr noch opfern wollen? Was sind Ihnen Ihre Landsleute, die Sie selbst nicht schätzen können, von denen Sie sich zurückziehen?"

„Sie haben Recht" — sagte er mit Hohn — „wir

sollen an uns zuerst denken, und das wollt' ich auch in der That; darum vertraute ich Sophia Alles — wie ich dafür belohnt wurde, daß ich Verräther ward, um ihren Vater zu retten. Wie ich ihn dafür sah — den meinigen — — — Doch er war nur ein gerechter Richter — ein treuer Diener — ein wack'rer Mann! wer kann dafür? — Das ist der Lauf der Welt — und wir Thoren bessern nichts daran, denn sie ist die beste. — Und Sophia hörte mich an und sprach — den Tod will ich, wenn ich nicht Dein werden kann — hören Sie? den Tod!"

Er starrte mit großem Schweigen vor sich nieder.

„Fliehen Sie mit mir auf's Land — nur wenige Tage. Kommen Sie zur See," sagte ich, „es wird Sie zerstreuen! Die Seeluft erstärkt wunderbar Herz und Sinn —"

„So?" sagte er gedehnt, und sah mich an — „haben Sie Trelawney gelesen?"

Ich kannte ihn nicht.

„Ich aber kenne ihn. Sie gebiert Thaten — die See — sie entwickelt Gedanken — diese Luft — große — entsetzliche! Auf dem Lande schaudern Sie davor. — Doch — ja — ich will zur See! Nach Amerika, und von dort — — —"

Er verlor sich in die Ferne — sein Geist schweifte weit ab — doch war es mir angenehm, daß er sich daran freute. Eine Thätigkeit, gleichviel welche, würde ihn heilen, und nun gar eine weite Seereise — dachte ich mir.

„Dieser Trelawney! was ist er, ein Halbgott, oder ein Teufel? Wie nennen Sie ihn? Doch — Sie kennen ihn nicht! Wie er im funfzehnten Jahre Alles verloren hatte — Alles — Alles — Vaterland und Eltern — Glück — Hoffnung — da bot ihm der Ocean mit seinen Stürmen und Schrecknissen — das weite Reich der Wunder — Ersatz für Alles — Freunde — Ehre — Liebe! Und ich habe noch

einen Vater — den besuch' ich, wenn ich an Asiens Ostküste lande; es kann nicht weit sein!"

Ich fragte ihn, wann er abreisen wolle, ich würde ihn begleiten.

„Bald — in Kurzem — sehr bald!" rief er. „Nur erst ein Geschäft noch. Sie haben's gehört — Sie will sterben, wenn sie nicht die Meine werden kann. Das wird sie nie!"

Sein Ton erfüllte mich mit neuer Besorgniß.

„Daß ich einem schmachtenden Liebhaber gleich, mich hinterher — Sie verstehen mich" — sagte er mit fürchterlicher Ruhe — „das wäre doch so gar nichts. Nein, mit dem Fluche auf dem Haupte, und der Folter im Herzen, auf dem Meere hinausgepeischt von allen Furien — in ruhigen Nächten ihr bleiches Bild aus den Wellen tauchen sehen — im Sturm ihren letzten Schrei — ihr Röcheln zu vernehmen — das ist mehr als Sterben! — Und so will ich leiden — dulden — und — nicht erliegen, bis ich zu meinem verstümmelten Vater komme und ihn als Sohn begrüße. Der wird mich nicht eintreten lassen in seine Hütte, denn Gifthauch erfüllt sie, und trocknete die Säfte des unglücklichen Bewohners, bleichte sein Haar, höhlte ihm Wangen und Auge — ich aber werde mich drängen an seinen Herd — einathmen die Luft, die verderbliche, in vollen Zügen, sie noch giftiger schwängern mit der Erzählung — wie ich ihn gerächt — und dann umarmt wollen wir eintreten in die Giftküche, mit offenen, freien, unmaskirten Gesichtern — und hinsinken vor dem Arsenikherde, wie vor dem Altare der wahren Freiheit!"

Der Portier unterbrach uns und brachte mir ein versiegeltes Handbillet des Polizeipräfecten, das mich zu ihm

foderte. Witold machte große Augen. Es mochte in ihm sich ein Verdacht regen. Er empfahl sich schnell und war fort — noch eh' ich selbst mich von meiner Ueberraschung erholt hatte.

Andern Tages, zur bestimmten Stunde, fand ich mich zur Audienz beim Präfecten ein.

„Mein Herr," sagte er, „man weiß, daß Sie mit einem jungen Polen öfters zusammen sind, dessen Aufenthalt so unbekannt ist, daß man seiner habhaft zu werden sich schon einige Tage fruchtlos bemüht. Ich ersuche Sie daher, uns auf die Spur helfen zu wollen."

Ich zögerte noch mit der Antwort, als der Präfect, der in meinem Gesichte Unwillen lesen mochte, schnell hinzufügte:

„Glauben Sie nicht, daß man dem jungen Menschen Uebels will, die Nachforschung bei einem seiner Freunde würde sonst auf anderm Wege erfolgt sein. Es ist im Gegentheile eine erfreuliche Nachricht, die seiner erwartet. Eine Ueberraschung."

Ich konnte den Ausbruch meiner Neugierde nicht zurückhalten.

„Nun wohlan, damit Sie um so eher bewogen werden, uns Ihren jungen Freund zuzuführen," sprach der Präfect — „Er ist der Sohn eines armen polnischen Edelmanns, der durch seine körperlichen und geistigen Vorzüge die Sprödigkeit einer reichen und vornehmen jungen Dame besiegte. Dieser heimlichen Verbindung verdankt Ihr Freund, Witold von G....., wie er mir genannt wird, sein Entstehen. Der alte Vater wüthete darüber, und nur die Gesinnung des Verführers, die sich in einem glühenden Hasse gegen die Usurpatoren von Lithauen aussprach, besänftigte einigermaßen die spartanische Gesinnung des Edelmanns. Er zog

es vor — ein Mährchen zu ersinnen — freilich nicht mit solchem Aufwande von Phantasie, wie unsere Janin und Balzac — aber für einen lithauischen Landbewohner sinnreich genug. Er wollte nämlich das Kind auf der Jagd gefunden haben, und in diesem Wahne ließ er Alle im Schlosse; seine Tochter galt stets für unverheirathet, und durch eine besondere Idiosyncrasie bekannte sie sich der Ehe abhold. Der Vater durfte sich dem Schlosse nicht nähern und führte ein umherschweifendes Leben — bis daß die geheimen Unternehmungen gegen Rußland ihren Anfang nahmen. Dies gab dem alten Edelmann, der in seinen Rachegedanken schwelgte, eine wilde Beschäftigung. Alles bot er auf, die Zahl der Feinde seines Monarchen zu vergrößern und kein Opfer zu scheuen. Auch den Vater seines Enkels suchte er auf, und da er ihn als einen unternehmenden Mann voll Kraft und festen Sinnes erkannte, stattete er ihn reichlich aus, um Parteigänger zu werden, und knüpfte an die glückliche Beendigung des Kampfes die Aussicht auf eine Verbindung mit seiner Tochter und Einsetzung als Erben seines Vermögens. Wir Alle wissen, wie Polens Angelegenheiten endeten. Der alte lithauische Edelmann, der Großvater Ihres Freundes, konnte nicht lange den Gram über den Fall des Vaterlandes ertragen, er starb. Doch bevor er starb, legte er sein Testament in die Hand des russischen Kommandanten, um sein Vermögen Ihrem Freunde zu sichern. Dieser, von seinem Monarchen ehrenvoll entlassen, um von seinen Wunden in einem heilsamen Klima zu genesen, ist jetzt hier, versehen mit Allem, um Ihren jungen Freund glücklich zu machen, denn auch seine schöne Tochter ist mit ihm hier, die seine Gattin werden soll. Der alte wackere General sagt, er habe sein Leben Ihrem Freunde zu danken, und dies wolle er lohnen, so

sehr er es im Stande wäre. Sie werden nach diesem Berichte hoffentlich nicht anstehen, den jungen Menschen, den das Unglück vielleicht von Klippen zu Klippen, ja in Abgründe führen könnte, auf das Schnellste zu seinem Heile in die Arme der ihn erwartenden Geliebten zu führen."

„Er hat sie schon gesehen und gesprochen" — sagte ich trüb'.

„Wann?" fragte überrascht der Präfect — „soeben noch war der russische General hier — um mich um Beschleunigung zu ersuchen, und ich griff daher zu dem kürzesten Mittel — Sie herzubemühen." —

„Mein Herr Präfect," sprach ich seufzend, „ich fürchte, der junge Mensch, den wir suchen — denn auch ich sehe ihn nur zufällig, und oft Wochen lang nicht — ist nicht mehr im Stande, irgend ein Glück auf dieser Welt zu empfangen — seine Sinne — —"

„Das wäre schrecklich!" rief der kalte Mann aus, der bis dahin eine trockne Geschäftsmiene während der ganzen Verhandlung beobachtet hatte. „Doch — da Sie sich für sein Schicksal interessiren, so eilen Sie, lassen Sie ihn nicht aus den Augen — bis er bei ihr ist, deren Gegenwart ihm Leben, Lust zum Leben, Verstand — kurz Alles wiedergeben wird, was er verlor. Säumen Sie nicht!"

Ich stürzte fort — und eilte in die Richelieustraße. Er war nicht zu finden. Aber in den Fenstern des ersten Stockes des Prinzenhotels sah ich einen Graukopf mit einem schönen alten Heldengesichte, und daneben ein liebliches Oval. Es war kein Zweifel für mich, wen ich sah. Zum ersten und zum letzten Male.

Sophia war sehr schön. —

Umsonst suchte ich ihn an allen Orten, wo ich ihn manchmal zu treffen pflegte. So verflossen Stunden, denn

Paris ist groß. Mit schwer bekümmertem Herzen betrat ich meine Schwelle. Die Uhr zeigte die Stunde, wo er mich manchmal zum Essen abholte. Ach, wenn er nur heute käme — dachte ich. Und es war sein Schritt auf der Treppe — mit hochklopfender Brust — eine entsetzliche bange Erwartung darin — horchte ich ihm entgegen — er öffnete die Thür. Aber welch ein Anblick! War das Witold, der schöne im tiefen Schmerze noch so anziehende Jüngling, wie er mir das erste Mal erschienen war?

„Was ist?“ stammelte ich —

„Nichts — Nichts — jetzt kann ich zu Schiffe gehen! — Ich habe Nichts mehr in Europa, was mich hält.“

„Sie haben das Schreckliche verübt?“

„Was nennen Sie so? Ist der Tod schrecklich? Das Leben ist's! — Ihr ist wohl — ich habe Ihr viel Kummer erspart — o wär' ich bei Ihr! — Aber zuerst zu meinem Vater —“

„O wüßten Sie — wer —“ schrie ich außer mir — aber ich schwieg sogleich, um ihn nicht noch elender zu machen.

„Ich gehe nach Amerika — von dort aus nach Asiens Ostküste. Mein Grab ist in Nertschinsk — dort, wo Giftqualm aufsteigt — dort geht die Sonne auf — und von dorther wird sich einst das Verderben entladen über das altgewordene Scheusal Europa! Heil Euch Allen!“

Mit wildem Hohne stürzte er fort — ich werde ihn nie wiedersehen.

Andern Tages hatte die Gazette des Tribunaux eine traurige Geschichte mehr für ihre Leser.

Album aus Paris.

(1832.)

„Si le monde allait toujours en empirant, et que les pères en général fussent toujours meilleurs que leurs enfans, il y a longtemps que nous serions arrivés au dernier degré du mal, qui n'eût plus pu empirer.“

(Diverses leçons de Louis Guyon.)

„Si ainsi estoit, au long temps que le monde a duré, nous serions tous anéantis, il n'y auroit plus rien qui valust entre nous.“

(Considérations sur l'hist. de France par Louis Leroy. 1570.)

„Si cela était vrai, les hommes seraient à présent pires que des ours.“

(Montesquieu, Pensées diverses.)

Physiognomie der Stadt.

Durch seine sechzig Barrieren kann man einziehen in Paris, dessen Einwohner ihm selbst gern den Beinamen „le gouffre“ geben. Da liegt er vor uns der ungeheure Schlund mit seinen 1094 Straßen, 47 Märkten, 119 Sackgäßchen, 121 Passagen und 74 Plätzen, mit seinen Gärten, Palästen, Kerkern, Spielhäusern, mit seinen Freuden, mit seinem Elend, das lebendige Paris an beiden Ufern der Seine und die Stadt der Todten auf den Hügeln des Père la Chaise und in den Katakomben! Welchen Geschichts-

cursus machen wir durch, wenn wir diese Stadt nach allen Richtungen durchziehen, wie reich an Erfahrungen, an Lebensweisheit, verlassen wir diese Schule, wenn wir sie recht zu benutzen wußten.

Werfen wir uns vorerst ohne Wahl in das Labyrinth der Straßen und sehen wir, welchen Eindruck sie im Allgemeinen auf uns machen werden. Kommen wir mit den Begriffen von einer sogenannten schönen Stadt nach Paris, so finden wir unsere Erwartung sehr getäuscht. Täglich wird an der Verschönerung gearbeitet, Millionen werden darauf verschwendet, und doch will diese ungeheure Stadt keine schöne werden. Da gibt es keine mit freundlichen Farben angestrichene Häuser, keine rothen Dächer, ganz Paris ist grau und auf den Dächern ragen thurmähnliche Feueressen und Schornsteine hervor, und Schutt und Kalk, vom Wind herabgeweht, lagern darauf und geben ihnen ein demolirtes Ansehen.

Wird ein Haus abgebrochen, um eine Straße breiter zu machen, so bleibt die Mauer, wo das abgebrochene Haus lehnte, unverändert, mit den Brandmalen der Rauchfänge und Herde, den Spuren der Treppen und hin und wieder mit den bunten Tapetenfetzen der verschiedenen Zimmer beklebt, bis Regen und Wind sie nach und nach vertilgen.

Andere Häuser sind vom Dache bis zu den Kellern mit fußlangen Charakteren beschrieben, oder mit Schuhen bemalt, oder mit Stiefeln, Hüten und dergleichen, um anzuzeigen, welch ein Gewerbe die Bewohner treiben. In den Straßen lagern Jahr ein und aus Kehrichthaufen, schmuzige Gewässer fließen beständig aus dem Innern der Häuser über die Trottoirs und der Straßenkoth trocknet nie.

Doch wächst hin und wieder Gras, wie in dem kleinsten Städtchen Deutschlands; wilde Tauben fliegen herbei

und picken ihr Futter aus den Ritzen des Pflasters, Paris wird nicht heimlicher, traulicher dadurch; zierliche Blumengärten, nur durch ein Gitter von der Straße getrennt, prangen im Schmucke der Farben und des Wohlduftes, Paris wird deshalb nicht freundlicher. Kunstvoll gemalte Schilder zieren die Fronten der Häuser, man bemerkt sie nicht. Es ist stets das graue, schmuzige, ungeheure Paris, das — trotz des lebendigen Treibens einer Million hungriger, betriebsamer, reicher, armer Menschen, die in einem ewigen Wirbeltanz begriffen zu sein scheinen, — den Fremdling verstimmt und ihn mit dem unheimlichen Gefühl beschleicht, daß er allein dastehe in einem brandenden Meere von schroffen, alten Felsen umgeben.

Eine einzige Straße nehmen wir von dieser allgemeinen Physiognomie der Stadt aus: es ist dies die Straße, welche während der Kaiserherrschaft gebaut wurde, als Napoleon bemüht war, die kurzen Beinkleider, die gradgeschnittenen Röcke, die Hüte, welche man unter dem Arm trägt, statt sie auf den Kopf zu setzen, kurz alle jene Lächerlichkeiten der alten Höfe wieder einzuführen. Diese Straße trägt ganz den dahin gehörigen Charakter, in ihrer langweiligen Majestät, mit ihrer öden und einförmigen Arkaden-Verbrämung und der respectabeln Ausdehnung eines Gardisten unter Friedrich II. Kein Portal, das Größe verkündet, stört dies Einerlei, und man muß es wahrlich einigen Eigenthümern der Rue de Rivoli Dank wissen, daß sie Gründe vorschützten, um nicht gleich den Nachbarn bauen zu dürfen, wodurch ihre Häuser, außer Reih' und Glied, wie ein „die Fortsetzung folgt" unter den monotonen Geschichten in unsern Journalen erscheinen.

Dagegen wie romantisch erscheint die wahrhaft schöne Straße der Boulevards, wie liebenswürdig, abenteuerlich die

Straßen St. Honoré und Richelieu mit ihrem bunten Wechsel und ihrer grellen Lebendigkeit; wie ernst und imposant die Straße Lafitte, wo hinter Mauern und Thoren sich die Paläste der Millionäre verbergen; wie prächtig die Rue la Paix, die zur Siegessäule führt und gerade nicht länger ist, als es der Pracht gestattet werden kann; wie stürmisch bewegt der Marché des Innocents, mit Fischweibern, Juligräbern, Misthaufen und der prächtigsten Fontaine; wie großartig endlich der Quai, der zu beiden Seiten die Seine einfaßt, mit den Denkmälern aller Zeiten und seinen verbindenden Brücken, von denen jede wieder einen andern Charakter trägt.

Betrachten wir einmal die vorzüglichsten. Dort die wahrhaft prächtige Brücke von Austerlitz, am äußersten Ende der Stadt, ein Seitenstück zur Rue de Rivoli, nur wenig benutzt; dann die Brücken, die von den Inseln nach den besuchtesten Stadttheilen führen, unscheinbar, aber nützlich, unverziert, aber den Verkehr befördernd; dann den alten Pont-neuf mit der Standsäule des 4ten Heinrich und den Kramläden und den Handelsleuten, den Charlatans und den Spitzbuben zu beiden Seiten; weiterhin den Pont des Arts, zierlich von Eisenstäben, nur für solche Fußgänger bestimmt, die einen Sous daran setzen können, um an das andere Ufer zu gelangen; dann die königliche Brücke, eine der besuchtesten nach dem Pont-neuf; die Brücke Ludwig's XVI., die zu beiden Seiten die Heroen des alten Königthums in weißem Marmor zu tragen hat, steinerne Helden in theatralisch affectirten Stellungen, und zuletzt die Brücke von Jena, in ihren leichten, gefälligen Formen, schlank und gestreckt wie ein Wild, das über den Fluß setzt.

Wie man den Montanvert-Gletscher mit einem Meere verglichen hat, das mitten im wildesten Wogen von der

eisigen Hand des Frostes berührt, zu ewigem Eise erstarrte, so ist Paris ein Meer zu Stein erstarrt, aus dem sich wie Inseln die Kuppeln und Dome der Kirchen und Paläste erheben und das gleich dem Weltmeere ein ewiges Leben und ein ewiges Grab bedeckt.

Paris sah alle Weltereignisse ruhig an sich vorübergehen. Dieses Steinmeer behielt seine stereotypen Formen. Alle Schändlichkeiten und Greuel sind für das Land, für die Welt zerstörend daraus hervorgegangen, und unverwüstlich schaut die alte graue Babel drein und wird nicht müde, sich stolz in den seichten Gewässern der Seine zu spiegeln und von der um sie gaukelnden Mode mit Flittertand behängen und mit Schönpflästerchen bekleben zu lassen.

Palais-royal.

Jeden Fremden zieht es gewiß zuerst nach diesem ehemaligen Mittelpunkte der Weltstadt.

Erblickt man das Palais-royal von der Seite der Rue de Valois oder der gegenüberstehenden, so weiß man nicht, ob man seinen Augen trauen soll. Ein langes, vier Stockwerke hohes Gebäude, ohne architektonischen Schmuck, schmuzig, hervorstehende Essen, zerbrochene Fensterscheiben, weite Ausgüsse voll der ekelhaftesten Ueberbleibsel menschlicher Nahrungsmittel, welche die Luft rings umher verpesten, und dabei eine ununterbrochene Reihe von Inschriften, welche die Wohnung von Speisewirthen, Goldschmieden, Juwelieren, Geldwechslern, Zahnärzten verkünden, die man in Paris als d ie Erstenkennt. Man staunt dies Alles an und überläßt sich willig der Hand eines leitenden Freundes, der durch

eine kleine unansehnliche Thür uns einführt in dies sogenannte Palais, und über Kehricht und Schmuz folgen wir ihm durch einen engen Gang, treten endlich in eine der Galerien, welche den Hof des Gebäudes umgeben, und nun haben wir die Herrlichkeit vor uns.

Der Hof ist mit mehren Baumreihen bepflanzt, in deren Mitte sich ein Springbrunnen in Form einer dicken Wassergarbe erhebt, der einen hübschen Effect macht; rings um diesen Hof laufen nun vier hochgewölbte Bogengänge, wovon drei auf der einen Seite sich nach dem Hofe öffnen, während sie von der andern eine fortlaufende Reihe der elegantesten Läden, Restaurants und Kaffeehäuser zeigen. Die vierte Galerie, welche den Hof in zwei ungleiche Hälften theilt und ihn von der Wohnung des Herzogs von Orleans trennt, ist von beiden Seiten mit Läden besetzt und mit einem kuppelförmigen Glasdache bedeckt. Hieran schließen sich große weite Säulenhallen mit Verkäufern von Gegenständen aller Art.

Im funfzehnten Jahrhunderte war hier das Ende von Paris. Mauern und Gräben liefen quer durch den Hof des Gebäudes, der allgemein „der Garten des Palais-royal" genannt wird. Der alte Connetable von Armagnac besaß diesen Grund, auf dem später die Hôtels Mercoeur und Rambouillet standen, welche im Jahre 1624 der Cardinal Richelieu kaufte.

Dieser prachtliebende Minister erbaute sich hier einen Palast, welcher Alles enthielt, was ihm nach seinem blutigen Tagewerke Zerstreuung und Erholung verschaffen konnte. Zwei Theater, üppige Bäder, Gemächer mit orientalischer Pracht zum verbotenen Genusse eingerichtet, schlüpfrige Gemälde von den berühmtesten Meistern, eine kostbare Bibliothek, Alles hatte der Allmächtige hier vereinigt,

und an den Pforten prangte die goldene Inschrift: Palais-cardinal.

Fast vierzig Jahre barg diese prächtige Residenz den alten Tiger und seine geheimen Schändlichkeiten, und hier war es, wo mit seinem letzten Athemzuge er Paris von einer schrecklichen Geißel befreite.

Nach ihm bezog Ludwig XIII. diesen Palast, den er von dem Erbauer ererbt hatte, und von diesem Augenblicke ward er Palais-royal genannt. Ludwig XIV. machte seinem Bruder, dem Herzoge von Orleans, ein Geschenk damit, dessen Eigenthum es bis zur Revolution blieb. Nach der Restauration nahm Ludwig Philipp von Orleans wieder von seinem angestammten Erbe Besitz und wohnte noch als König darin, bis im Sommer des Jahres 1831, bei Gelegenheit einer Emeute, Bürgerblut darin vergossen wurde. Theils dieser Umstand, worüber die Journalisten viel sprachen, wie auch das Unschickliche, das darin lag, den König inmitten eines Haufens von Handelsleuten wohnen zu sehen, die ihm Alle für das Plätzchen, wo sie ihre Artikel feil hielten, theure Miethe zahlen mußten, bewog Ludwig Philipp, seinen Wohnsitz nach den königlichen Tuilerien zu verlegen.

Nun bewohnt der älteste Sohn des Königs, als Herzog von Orleans, das Palais-royal. Die Einkünfte, welche das Haus Orleans aus diesem Etablissement zieht, sollen sich auf 16 Millionen Franken jährlich belaufen.

Zur Zeit als die Alliirten in Paris waren, zeigte sich das Palais-royal in seiner größten Pracht. Dort war ein stetes Gedränge der schönsten Uniformen aller Heere der Welt; junge Feldherren im Siegesübermuthe, Günstlinge mächtiger Monarchen, die über eine beständige gute Laune ihrer Gebieter schalteten; Abenteurer, denen das Glück der

Schlachten mannichfaltigen Golderwerb zugeweht hatte; fette Lieferanten; junge Leute, die sich durch Waffenglück mit einem Male in Paris sahen und der Hyder Napoleon, wie sie vermeinten, so recht den Kopf zertreten hatten, Alles so lebensfroh, kraftbewußt, siegberauscht, hoffnungsreich sich dem tausendfältigen, überreichen, ungekannten Genusse gänzlich hingebend, welch ein himmlischer Sommer war es, den eine fremde Jugend in diesen Arkaden und Hallen verlebte! Hier der steife Oestreicher in unschuldiges Weiß gekleidet, dort der zusammengeschnürte Russe mit der hochwattirten Brust, oder der kräftige Ostpreuße in seiner lithauischen Litewka, das weiße Kreuz auf der niedern Kappe; weiter der kernige Bergschotte mit den nackten behaarten Lenden, in seiner bunten, auffallenden Tracht, und der englische Gardehusar in weißseidenen Strümpfen, der sich nach dem Mittagessen auf den bereitgehaltenen Esel schwingt, um seine leichtere Verdauung durch den gesunden Trott dieses Thieres zu bewerkstelligen. Dazwischen die vielen vornehmen Herren mit den Ordensbändern aller Nationen im Knopfloche, und rings schwirrend und schäkernd die 10,000 Dirnen mit Schmetterlingsflügeln und Sirenenstimmen, welche zu jener Zeit die obersten Stockwerke des Palais-royal bewohnten.

Damals gab es noch ein Café des mille colonnes, wo eine Schönheit sich befand, die Jedermann gesehen haben mußte. Sie saß auf einer Estrade unter Blumen und Orangen, als das — was man in andern Cafés femme du bureau nennt.

Um zehn Sous zu bezahlen, gab man ihr ein zwanzig Franken Stück hin, und war beglückt, wenn sie den Handschuh auszog und den schönsten Arm entblößte, um das Silbergeld herauszugeben.

Dies war die sogenannte belle limonadière, von der die

Sage berichtete, sie habe nur für den Preis von 25,000 Franken ihre Gunstbezeigungen ertheilt.

Alles Das ist nunmehr verschwunden, wie die Schönheit der belle limonadière, und selbst von den Freudenmädchen hat die Polizei jene Hallen gesäubert, die jetzt mühselig in Regen und Wind, in den schmuzigsten Gäßchen, ihre Liebkosungen feil halten müssen.

Der berühmte Véry, von dem die Fremden glaubten, daß nur bei ihm dinirt werden könne, sieht jetzt nur leere Tische; das Café de la rotonde, sonst der Sammelplatz, das Stelldichein der vornehmen Welt; das große Spielhaus, wo Blücher in einem Abende 100,000 Franken verlor, Alles ist öde und herabgekommen; nur zu dem alten Café des aveugles sieht man noch jeden Abend das bekannte Blindenquartett, die Alle, an einem Stocke sich haltend, von einem Staarblinden, der noch ein wenig Schimmer hat, geführt werden, wallfahrten, und aus seinem Souterrain tönt Musik und der althergebrachte Jubel. Das Volk liebt diesen Ort fortwährend, ein seltenes Beispiel von dauernder Volksgunst.

In den Morgenstunden ist jetzt das Palais-royal ganz öde und wird nur von Leuten durchzogen, welche ihr Weg hier durchführt.

Die Mittagsstunde verkündet der Knall einer kleinen Kanone, die von dem Stral der Sonne, der dann durch ein Brennglas auf das Zündloch fällt, abgefeuert wird. Um diese Zeit sieht der Garten zum Theil wie ein Hospital, zum Theil wie eine Kinderstube aus.

Alles, was die Krankenstube verlassen kann, schleppt sich her, um hier etwas frische Luft zu schöpfen, und unzählige Bonnen führen ihre lieben Anbefohlenen hierher, die zwischen den Gruppen von Kranken das Reifen- oder Ballspiel treiben

und mit ihren jugendlich frischen Gesichtern zu den elenden, abgehärmten einen grellen Contrast bilden.

Mehr als Alles ziehen mich aber jene Leute an, die ernst und eilig auf- und abgehen. Ihre Kleidung zeugt nicht für Wohlstand. Sie sprechen nicht mit einander, ja sie weichen einander scheu aus, und doch versammelt sie Alle dieselbe Allee. Nur selten nimmt ein des Locals kundiger Pariser seinen Weg durch ihre Mitte.

Dies sind Leute, die kein Obdach haben, das sie Nachts schützt; keinen Tisch, der für sie gedeckt wird; kein Stück Brot, um ihren Hunger zu stillen, und die dennoch durch ihren Stand vom Betteln abgehalten werden. Sie schlafen im Sommer an einem der vielen Springbrunnen, im Winter in einer Diligence, in einem Stalle, in der Loge eines Portiers, unter dem Vorwande, auf Jemanden zu warten. Am Morgen waschen sie sich mit dem Wasser einer öffentlichen Fontaine, ziehen einen Kamm und einen kleinen Spiegel, die Ueberbleibsel ehemaligen Wohlstandes, hervor und ordnen ihre Toilette so gut es gehen will, die der Savoyard an der Straßenecke vollendet. Eine Rinde vom vorigen Tage wird aus der Tasche geholt und in einem Winkel verschmaust; kann man hierbei den picanten Geruch aus der Küche eines Restaurants einschlürfen und gleichsam das harte Stück Brot damit schwängern und genießbarer machen, so wird das Frühstück dadurch köstlich. Nun wird der Boulevard durchzogen, man hofft alle Tage darauf irgend ein Glück zu finden, und weiß doch nur zu gut, daß alle Wege hierzu abgeschnitten sind. Jetzt schlägt es Mittag. Die Stunde ruft zum Vereinigungsplatze, der Allee des Palais-royal.

Von Mittag bis acht Uhr Abends wird hier auf- und abgewandelt. So lange haben die Restaurants ihre Säle

offen. Manch alter Kamerad, der glücklicher war, nimmt hierher seinen Weg und holt sich einen der Hungrigen heraus, als Gast beim reichlich besetzten Mittagstisch. So mancher Speculant, der einen bedeutenden Gewinn hatte, eilt hierher, um einen dieser armen Teufel mit Austern und Wein zu tractiren. Aber Allen wird dies Loos nicht zu Theil. Die achte Stunde naht und noch gehen Viele hier auf und ab, die nicht abgeholt wurden; schon verlöschen die Lichter in den Sälen der Restaurants und mit ihnen die Hoffnung auf eine Mahlzeit, und hungrig schleichen die Armen davon, um am andern Tage wiederzukommen, und immer bringen sie denselben Hunger, immer wieder dieselbe Hoffnung mit.

Den prächtigsten Anblick gewährt das Palais-royal, wenn sich aus allen den tausend Röhren die Stralen des entzündeten Gases verbreiten und nun Arkaden, Gänge, Galerien, Säle und Butiken im prachtvollen Widerscheine ihre köstlichen Ausschmückungen zeigen. Dann erscheint auch die schöne Welt, um hier ihre Einkäufe zu machen.

Wir gehen an den reichen Juwelenladen, den reizenden Modemagazinen, den Goldschmieden und Geldwechslern vorüber, die Haufen von fremden Goldmünzen, Gold- und Silberbarren und fremde Staatspapiere hinter ihren stark vergitterten Fenstern zur Schau auskramen, und treten in die Galerie von Orleans, den Sammelplatz der eleganten Abendbesucher. Hier befindet sich das Café d'Orléans, dessen Glaswände es von allen Seiten durchsichtig machen. Zwischen diesen Glaswänden befinden sich Malereien und diese, sowie die gleichfalls damit gezierte Decke, sind mit Glas bekleidet. Die Treppe, die in den obern Stock führt, ist ganz von Bronze; ebenso die Tische, deren Platten jedoch hier wie überall aus Marmor bestehen. In jenem Krystall-

laden hat die Treppe ein Geländer von dicken Krystallstäben; bei dem Juwelier Daux erblicken wir seinen Namen aus großen, die Brillanten nachahmenden Steinen zusammengesetzt; der Zahnarzt Desirabode hat sein Aushängeschild aus einer künstlichen Mosaik von ausgerissenen Zähnen verfertigen lassen; dazwischen prangen Leckereien der Küche und des Nachttisches, und daneben hängen glänzend erleuchtete Kasten, worin ein Hühneraugenoperateur die ekelhaften Trophäen seiner Kunst prahlerisch ausgelegt hat; oder ein Wachsbossirer die Eingeweide eines Huhns, oder ein Geschwür, ein entzündetes Auge und dergleichen, auf's Täuschendste nachgeahmt, den Vorübergehenden präsentirt.

Zwischendurch huscht der abenteuerliche Duclos, der Mann mit dem Barte, wie ihn die Pariser nennen. Aus seinen zerrissenen Stiefeln gucken die Zehen hervor, den in Fetzen herabhängenden Rock hält ein Strick um die Hüften zusammen, während aus allen Löchern und Ritzen und aufgetrennten Nähten mit echtfranzösischer Koketterie ein weißes feines Hemd herausgezogen ist, das sich ungefähr wie die Puffen an einem Ritterwamms auf unsern Theatern ausnimmt. Unter dem alten großen Hute sieht das ernste, doch wohlgenährte Gesicht eines Funfzigers starr vor sich hin und ein langer grauer Bart fällt auf die Brust herab. Der Mann konnte, obgleich er früher den Bourbons gedient hatte, keine Unterstützung von ihnen erhalten und kam dadurch ins Elend. Jetzt wird er von ihren Gegnern unterstützt, um sich alle Tage in diesem Aufzuge im Palais-royal zu zeigen, als ein lebendiges Beispiel von der Dankbarkeit jenes Fürstenhauses. Diese Sage ist, sowie manche andere, noch von dem Sonderlinge im Schwange. Nie habe ich ihn mit Jemand sprechen sehen, obgleich er täglich hier anzutreffen ist. Auf den Tischen der Broschürenverkäufer

wird seine Lebensbeschreibung ausgerufen, während er selbst daran still und stumm vorübergeht *).

Im Palais-royal befinden sich zwei Theater, das Théâtre français, welches im Jahre 1790 als Théâtre des variétés amusantes eröffnet und nach dem Brande des Odéon 1799 von den Schauspielern desselben, worunter Talma, Michaud, die Vestris und Grandmesnil sich befanden, occupirt wurde. Damals erhielt es den Namen Théâtre de la république, den es später gegen den der Comédie française vertauschte.

Es hat seit Talma's Tode und der Einführung des Romantism sehr viel verloren und wird nur noch von alten Habitués besucht und durch die berühmte Mars in Ansehen erhalten.

Das zweite dieser Theater wird Théâtre du palais-royal genannt, früher Théâtre baujolais, dann der Dem. Montansier überlassen, wo es den Namen Théâtre montansier führte. Dem. Montansier war Directrice des Theaters in Versailles und kam, als Ludwig XVI. im October 1790 die Tuilerien bezog, nach Paris, weil sie gleich der Nationalversammlung erklärte, daß sie „unzertrennlich von Sr. Majestät" sei. Vor mehren Jahren war dieses Theater in ein Café umgewandelt, jetzt werden hier lustige Vaudevilles, „du genre grivois", wie die Pariser sie nennen, gegeben, und der alte Potier, der aus diesem Theater hervorging, machte hier seine letzten Streiche vor dem Publicum.

Ich sprach davon, welchen Anblick das Palais-royal zu der Zeit gewährte, als die Alliirten in Paris waren, und stets war es zu gewissen Tageszeiten ein solcher Sammelplatz alles Merkwürdigen, was Paris in seinen Mauern barg. Besuchen wir es einmal unter der Regierung des

*) Er ist seitdem gestorben.

16ten Ludwig, wo Monsieur Métra, der berühmte Neuigkeitskrämer, stets von einem Haufen von Liebhabern umgeben, mit einem großen goldbordirten Hute auf dem Kopfe, der rothen, hervorstehenden Nase und den vielen Papieren in der Hand, seine Nachrichten auskramte. — Wo ein bekannter Ludwigsritter, den man nur spottweise den „Chevalier Tapecul" nannte, in dem Garten des Palais-royal auf und ab spazierte und es nicht lassen konnte, jeder Dame, die ihm begegnete, leicht und unbemerkt auf den H — zu schlagen. Schon von fern erkannte man sein rothes Gesicht mit den weißen Haaren und das große Ludwigskreuz auf dem weißen Kleide voll Schmuz und Flecken. In der einen Hand trug er ein Rohr, das er beständig bewegte, während seine andere auf dem Rücken ruhte. Diese war es, welche sein Lüstchen befriedigte. Kam er des Weges daher, so mußte man die Damen alle in der Hauptallee sehen, wie sie sich zurechtstellten, um ihn vorbeizulassen und seinen Berührungen zu entgehen. Gewöhnlich wurde er mit Schimpfreden verfolgt, oft auch schlugen die Begleiter der Damen auf die breiten Schultern des Ritters ganz unbarmherzig los, aber dieser ließ dies Alles über sich ergehen und ging weiter, ohne den Kopf umzudrehen.

Weiterhin erblickte man einen kleinen Neger, den Hut unterm Arm, schwarz gekleidet, eine Papierrolle, die aus der Tasche hervorguckt, den Degen an der Seite und mit Schuhen, welche rothe Absätze zieren. Dieser Neger war Niemand Anders als der Erbprinz der Molucken. Sein Vater hatte ihn der Erziehung eines Dominikaners anvertraut, der ihn bekehrte und mit ihm auf Reisen ging. Der Vater hatte seinem Sohne Kostbarkeiten und Gold mitgegeben. Aber der gute Dominikaner macht dem jungen schwarzen Prinzen weis, die Franzosen seien Ungeheuer, die

jeden König oder Königssohn tödten, um sich von ihrem Fleisch zu nähren. Daher nimmt er ihm Alles weg, kleidet ihn ärmlich und läßt ihn auf dem Schiffe zurück, während er in Portugal ans Land geht. Der Prinz muß, um sein Leben zu fristen, zu den niedrigsten Diensten sich verstehen, und ist endlich noch glücklich genug, einen Zufluchtsort in Paris zu finden.

Dort erblicken wir den Ritter d'Eon, den geschicktesten Fechter seiner Zeit, Diplomat, Krieger, Schriftsteller, voll Seelenstärke und Muth — in Weiberkleidern. Die Diplomatie wollte, daß er ein Weib sei, und er galt dafür, bis nach seinem Tode am 21. April 1810 das Zeugniß der Aerzte die Masculinität dieses merkwürdigen Menschen bestätigte. Hier sehe ich Beaumarchais, vom glühenden Durst nach Reichthümern und Ruhm verzehrt, im glänzendsten Aufzuge der damaligen Zeit, im gestickten Kleide, das man vorzugsweise „l'habit français" nannte, die Haare mit Mehl bestaubt, vier symmetrische Haarwulste an jeder Seite und die Hinterhaare in einen schwarzseidenen Sack gesteckt, der auf den Rücken herabhängt, vorübergehen und die Aufmerksamkeit aller Schönen auf sich ziehen, mit denen er einige „heureuses galanteries" treibt. Auf seinen feinen Schuhen prangen ungeheure Schnallen, wie an den Pferdegeschirren, und zwei Uhrketten, mit hunderten von klingenden Brelocken an ihren Enden, hängen ihm lang bis zu den Knien herunter. So erscheint er ein Bild der neuesten Eleganz!

Wer ist jener Mann mit dem emporgerichteten Blicke, den zurückgekämmten Haaren, in dem nachlässigen Anzuge? Es ist ein übernatürliches Wesen, das sein Leben im Umgange mit Geistern zubringt, das ein Geheimniß besitzt, stets jung zu bleiben, alle Krankheiten zu heilen versteht und selbst zweihundert Jahre alt ist; der Mensch heißt

Joseph Balsamo, berühmt unter dem Namen des Grafen Cagliostro. Er lebt mit den ersten Prinzen auf dem vertrautesten Fuße — dort spricht er soeben mit dem Cardinal von Rohan. Er war es, der die Prophezeihung aussprach: „Die Bastille wird zerstört werden und man wird auf jener Stelle einst spazieren gehen.“ Der Mann dort im schlichten schwarzen Kleide ist der deutsche Arzt Mesmer, im Gespräche mit dem gelehrten Bertholet, der sein Schüler wird; hier erblicke ich Franklin, den Gesandten der amerikanischen Freistaaten, mit den schlicht herabgekämmten Haaren, auf denen ein großer runder Hut sitzt, der soeben einen nach seiner Angabe auf das Palais gesetzten Blitzableiter in Augenschein nimmt; dieser kleine Franzose ist Jacques Etienne Montgolfier, der Erfinder der Luftballons.

Solchen Leuten wären wir begegnet, hätten wir vor der Revolution das Palais besucht. Eine große Umwälzung ist seitdem hereingebrochen und hat Sitten und Art der Pariser verändert, und was damals allgemeine Aufmerksamkeit in gleichem Grade erregte, erhält jetzt von dem ruhigen Beobachter der Menschen und der Begebenheiten seinen Platz angewiesen.

Paris ist aber noch stets dasselbe! Dort zieht etwas Aller Augen auf sich, was anderwärts nicht die kleinste Beachtung erhielte, dort wird etwas Jahrelang geduldet, was anderwärts im Augenblicke des Entstehens vernichtet würde, dort werden Berühmtheiten gemacht und als solche der übrigen Welt aufgedrungen.

Vom Palais-royal aus will ich meine Wanderung

„mit bedächt'ger Schnelle“

weiter fortsetzen und sehen, welche berühmte und berüchtigte Namen mir aufstoßen, welche Sitten ich antreffe und welche

nähere Bekanntschaften ich schließen werde, um sie meinen gütigen Begleitern auf dieser Wanderung nach und nach vorzustellen.

Louvre.

Vom Carousselplatze aus erblickt man den mittlern Pavillon des alten Louvreschlosses, das lange Zeit hindurch die Wohnung der Könige von Frankreich war. Napoleon hatte im Sinne, alle Häuser, welche zwischen den Tuilerien und dem Louvre sich befinden, abbrechen zu lassen, um dergestalt seiner guten Stadt Paris einen Platz zu geben, wie ihn keine andere Hauptstadt wol aufzuweisen vermag. Die vier Seiten hätten die Tuilerien, der Louvre und die langen, prächtigen Galerien, welche beide Schlösser verbinden sollten, gebildet.

Nun steht Alles unvollendet da, und nur zwischen den zum Theil abgebrochenen Häusern lugt der alte weiße Louvre, todt und still, wie ein Gespenst, in das bunte Treiben des Platzes und gleichsam neidisch auf die mit Draperie und Kerzenglanz geschmückte lange Fensterreihe der Wohnung des Bürgerkönigs.

Ich war bereits mehre Tage in Paris gewesen und hatte Alles gesehen, was die Leute gewöhnlich als merkwürdig anpreisen und der Aufmerksamkeit empfehlen. Ich war oft über den Carousselplatz gegangen, hatte Alles in Augenschein genommen, was er an Sehenswürdigkeiten bietet, von dem marmornen Soldaten auf dem Triumphbogen und dem davor haltenden Reiterposten mit blankem Säbel bis zu dem Trauermonument an dem Kaffeehause, welches einem

Julikämpfer errichtet wurde. Aber den seitwärts liegenden Louvre hatte ich noch unbeachtet gelassen.

Am Abende vor dem Sanct Bartholomäustage lagerte eine schwere Gewitterluft auf Paris. Der Tag war ungemein schön gewesen, alle meine Freunde hatten Ausflüge nach nahen und fernen Campagnen gemacht, wo sie den morgenden Sonntag zubringen wollten. Mich hatte ein Geschäft in der Stadt zurückgehalten. Allein ging ich in den Straßen umher. Alles war thätig wie an jedem andern Tage der Woche. Nicht wie in Deutschland wird hier die Sonntagsfeier durch ein Waschen und Reinigen der Wohnungen vorbereitet. Ich strich durch das belebteste Viertel und vertiefte mich in jene Straßen, welche am untern Ende der Rue St. Martin den Quai der Seine begrenzen. Ich hatte ziemlich lange bei einem Streite verweilt, der sich zwischen dem Treiber eines langen Gespanns von Maulthieren, die einen in Marseille beladenen Lastwagen zogen, und dem Führer eines Karrens mit Austern, der von Ostende direct nach der Rue-montorgueil bestimmt war, entsponnen hatte. Es machte mir Spaß, die beiden Kerle in ihrer Eigenthümlichkeit und ihrem Patois einander gegenüber zu sehen. Eine Austernfrau (écaillère), wie sie bei jedem Wein- und Speisehause anzutreffen ist, hatte die Partie des Flammänders, eine Fruchthändlerin (fruitière) die Partie des Provençalen ergriffen, und zwar mit solcher Heftigkeit, daß sie einander in die Haare kamen. Viele Zuschauer hatten sich versammelt und sahen müßig zu, während ein Bursche von ungefähr 15 Jahren mit größter Ruhe bemüht war, die Weiber auseinander zu bringen. Endlich gelang es ihm. Einige Hinzugekommene wollten wissen, was es gegeben habe: „rien," antwortete er ihnen kalt, „c'étaient deux chats qui se mordaient!"

Diese Scene, deren es in jenem Theile der Stadt viele gibt, hatte lange gewährt und es war dunkel geworden. Schwarze Wolken bedeckten den Himmel und die Schwüle ward in diesem so stark bevölkerten Raume unerträglich. Ich eilte dem Quai zu.

Ein Wirbelwind hob den Staub in die Luft und trieb von Westen her das Gewölk herauf; die Menschen stoben, aus Furcht naß zu werden, auseinander, die „dames blanches," welche den Quai auf und ab bis zur Barriere fahren, füllten sich mit Passagieren und rollten geisterhaft durch die Gewitternacht mit ihren weißen Wagen, weißen Kutschern und glänzenden Schimmeln. Hin und wieder fuhr ein Blitz hervor und von Zeit zu Zeit hörte man einen fernen Donnerschlag. Durch die Eile der Menschen, die, von beiden Ufern sich kreuzend, ihr Obdach suchten, war es recht lebendig auf den Brücken und unter den Schwibbogen geworden, während unten am Wasser die Schiffer auf den Kähnen sehr geschäftig wurden, hier zudeckten, dort festbanden und lautrufend hin- und herliefen. Die vielen Laternen klirrten, die Schilder und ausgehängten Tafeln schlugen klappernd aneinander und die Windfahnen schrillten. Nur die Seine, das seichte, kalte, schmuzige Wasser, floß gleichmäßig und unaufgeregt dahin, kein Plätschern ward darin vernehmbar; so schleicht sie seit Jahrhunderten hier vorüber, gefärbt von Blut oder wiederstralend vom Glanz der Freudenfeste; sie bleibt immer dieselbe und begeht nur selten einen Exceß; sie begnügt sich stets damit, die Unreinigkeiten von Paris aufzunehmen und manchmal einem unglücklichen Selbstmörder die letzte Zuflucht zu gönnen.

Ich hatte die Seine hinangesehen. Die dreifarbige Fahne in der Hand des guten Heinrich flatterte knatternd im Sturm, die beiden Thürme von Notredame waren meinen

Blicken durch die Dunkelheit entzogen und ich sah nichts von dem Häuserlabyrinth der Cité-Insel und der unabsehbaren Linie der Quais. Heinrich's Fahne schwirrte um seinen Kopf wie eine scheue Taube, die ein Habicht verfolgt, oft auch sah es aus, als wenn Lilien vom Himmel regneten. Hätte ich diese Träumereien an diesem Orte laut werden lassen, so wäre alsbald gefälliges Volk genug da gewesen, um eine Emeute anzufangen.

Die zunehmende Dunkelheit, welche meinen Blicken die Gegenstände rings umher entzog, bewaffnete die Sehwerkzeuge meiner Phantasie mit wunderbaren Ferngläsern, und ich sah die lange Reihe vorübergeflogener Jahrhunderte an meinem Innern vorüberziehen. Das Seineufer, jetzt eingefaßt von Bollwerken von Granit, hoch genug, um spielende Kinder vor dem Hinabstürzen zu schützen, umgeben von dem heitern Tand der Gegenwart, zeigte sich mir mit seinen schwarzen, engen, himmelanstrebenden Thürmen; dort der Nesle-Thurm, weiter das Chatelet, unfern davon der feste Thurm des Louvre mit seinen Gräben und Zugbrücken. Dazwischen loses Gezüchte von Dienern und Pagen, mit barbarischem Muthwillen mordend und plündernd, geschützt von bärtigen Ungeheuern mit bunten Wappenschildern, die gleich Löwen und Tigern als Herren in dieser Wildniß hausten.

Ich wendete den Kopf. Vor mir lag die Steinmasse des jetzigen Louvre, kalt und todt. Welch fürchterliches Leben könnte hier laut werden, wenn sie erwachten die Greuel alle, die Todesseufzer, die blutigen Schatten, die in diesen Mauern Geschändeten, Gemordeten. Alle diese tausend Fenster, die jetzt so hohläugig auf mich herabblicken, sie würden sich mit Köpfen füllen, wenn es den unschuldigen Opfern vergönnt würde, jene Hallen wieder zu beleben.

Der weibische Heinrich III. mit dem geschminkten Gesichte und entblößten Busen, umgeben von seinen abscheulichen Mignons, die falsche Katharina von Medicis, der kalte Mörder Karl IX., ich sah sie Alle vor mir. Drüben St. Germain des Prés, wo die Höflinge gleichsam unter den Augen ihrer Könige ihre Händel im Zweikampfe schlichteten; hier, wo sie kecke Diebstähle von ihren Pagen in den Straßen verüben ließen; dort lüsterne Weiber, die sich ihnen hingaben und zu jedem frechen Spiele mit Ehre und Zucht willig die Hand boten.

Hinter einem modernen Eisengitter sah ich spärlich einige Blumen blühen — daneben sprang ein schwarzes Gebäude bedeutend vor und verengte den Quai. Dies ist der sogenannte Pavillon der Königin, und das unbedeutende Blumenparterre wird mit dem stolzen Namen: „Der Garten der Infantin,“ belegt. Hier wohnte die ränkevolle Katharina, von hier aus machte sie ihre schwachköpfigen Plane, die den Hof verwirrten und die Einwohner in unabsehbares Elend brachten. Hier saß sie, von Zauberern und Astrologen umgeben, in ihrem steifen Spitzenkragen und der kleinen, peklengestickten Haube, mit dem breiten, todten Gesichte, und zog die Fäden ihrer schwachen Marionetten, die wie der Besen des Zauberlehrlings ihr bald über den Kopf wuchsen und sich toll und widerspenstig geberdeten, obgleich sie immer noch die Fäden in der Hand hielt und sie zu regieren vermeinte. An ihrer Seite sehe ich ihren scheußlichen Sohn, den bösen Buben, mit dem kalten, regelmäßigen Gesichte, den zierlichen Bart um den festgeschlossenen Mund und den kleinen, tückischen Augen. Er war nicht häßlich, dieser Karl IX., aber eine frostige Bosheit spricht aus seinen Zügen, die nicht Worte zu schildern im Stande sind. Man muß es sehen, dieses gemeine Henkergesicht, in seiner bleichen

Hübschheit, den schlanken Leib im anliegenden spanischen Wammse, das hinaufreicht bis zum Halse; die reiche Krause, die das Oval des Gesichts einschließt; den Sammthut von der Juwelenkette umschlungen, und die kleine herabhängende Straußfeder, die den zierlichen Anzug vollendet. Dort oben ist das Fenster, von wo er herabschoß. Ich sehe ihn leibhaftig darin stehen, wie er sich von seinem Diener die vorräthig geladenen Flinten geben läßt und herabschießt auf die halbnackten Flüchtlinge, die aus den Betten gesprungen sind, um, von ihres Königs eigner Hand getroffen, in die kalten Gewässer der Seine zu stürzen. Ich sehe ihn, wie er schießt, er zielt nicht lange, er drückt los; das Getümmel ist so lebendig, daß jeder Kugel ihr Opfer fällt; starren Blickes schaut er auf das Blutbad, der Diener legt die neue Flinte in die Hand seines Herrn, der ihm die losgedrückte zurückreicht, ohne seine Augen von dem Gemetzel zu wenden. Starr sind seine Züge, stumm sein Mund, er lacht nicht; die ganze Lust, welche ihm das Morden verursacht, spiegelt sich in seinem Auge, aus dem die Blutgier stralt, und der heisere Ruf: „tue! tue!" den ein augenblickliches Verziehen des Mundes begleitet.

Eine nahe Glocke ertönte hier in hellen Schlägen. Ich wandte mich nach der Seite von St. Germain l'Auxerrois, von wo sie herzutönen schien. Dort waren aber die Glocken seit lange schon verstummt. Das entrüstete Volk wollte längst schon dies Gebäude zerstören, das einen schönen Platz verunziert und an dessen verfallendem Gemäuer so viele gräßliche Erinnerungen kleben.

Hier wurde auf die Bitten Katharina's um eine Stunde früher die Sturmglocke geläutet, welche das Signal zum Morden gab. Auf diesen Platz wurden die Leichen der ausgezeichnetsten Protestanten geschleift, damit sich die

Augen der lasterhaften Königin und ihrer Damen an dem Anblicke weiden und sie ihre schändlichen Bemerkungen bei dem Betrachten dieser nackten Leichen machen konnten.

Damals wie heute war es ein Sonnabend; die armen Protestanten hatten sich in ihre Häuser zurückgezogen oder heimlich versammelt, um über ihre drohende Lage zu berathschlagen, obgleich sie von König und Königin die tröstlichsten Versicherungen erhalten hatten. Aber der Schuß, der aus jenem Eckhause auf den ehrwürdigen, furchtlosen Coligny am hellen Mittage fiel, hatte sie aufgeschreckt. Das pariser Volk, so lange allen Bedrückungen eines übermüthigen, mächtigen Adels ausgesetzt, dessen Blut bei jeder Gelegenheit vergossen ward, dessen Eigenthum einem jeden Hofmann, sobald es ihm gefiel, zur Beute wurde, freute sich unmäßig, durch die Lärmglocke von St. Germain l'Auxerrois erweckt zu werden und nun auch einmal sich recht satt morden und plündern zu können.

Guter Heinrich, der du dort eben so kalt und ernst auf deinem Pferde von Erz sitzest, die dreifarbige Fahne eben so geduldig hältst, wie du sonst die weiße hieltest, Ludwig XIV. und Napoleon Millionen verschwenden sahst an dem alten Louvre, der immer noch unvollendet dasteht, wenn ich mir denke, wie du damals in jener Schreckensnacht eingeschlossen, gefangen in jenen grauenhaften Mauern alle die Greuel sehen mußtest, sogar der blutige Mord die Schwelle deines Schlafgemachs besudelte!

Diese Erinnerungen erweckt der Louvre! Das Gewitter hatte sich bereits lange seitwärts gezogen und blitzte jetzt hinter dem Invalidendome, dessen vergoldete Kuppel beleuchtend, die — ein Denkmal der unnützen Pracht, welche die Regierung Ludwig XIV. charakterisirt — sich stolz in die dunkeln Wolken erhebt. Er baute ein Verpflegungshaus

für die armen Verstümmelten, die seine tollen Kriege aus eitler Ruhmsucht dem Vaterlande brachten und die bis dahin vom Betteln leben mußten, und verschwendete Millionen dabei, eine Kirche und eine Kuppel zu bauen, um seiner Eitelkeit darin ein Denkmal zu setzen, während die Invaliden in ungesunden, feuchten Kammern einquartiert werden.

Auch den Louvre hat er verschönert. Es sollte das Außerordentlichste geleistet werden. Alle Architekten Frankreichs mußten Plane einreichen. Es wurde gebaut und eingerissen und ungeheure Summen verschwendet. Der weise Colbert unterhielt die Baulust des Königs. „Wenn ich ihm nicht diese Zerstreuung mache, so fängt er einen neuen Krieg an!" sagte er. Man suchte den Ritter Bernini nach Paris zu ziehen. Der alte, stolze und faule Italiener ließ sich lange bitten und gab erst nach, als der französische Gesandte ihn in Person im Namen des Königs eingeladen hatte und ihm ein Jahresgehalt von dreitausend Pistolen und zwölftausend Livres für seinen Sohn und seinen Schüler Mathias bewilligt worden war. Jetzt erst machte er sich auf den Weg und erhielt in ganz Frankreich die Ehren eines Souverains. Die Städte schickten ihm Deputationen entgegen und bewillkommneten ihn. In Paris wurde er auf das feierlichste empfangen und der König überhäufte ihn mit Geschenken und Ehren. Aber Alles, was Bernini machte, gefiel nicht. Endlich mußte man sich seiner entledigen und es mit schweren Opfern erkaufen. Perrault war es nunmehr vorbehalten, die Hauptfaçade zu vollenden.

Unter Ludwig XV. wuchs Gras im Hofe, der zugleich mit Baracken angefüllt war. Ueberall waren nur Nothdächer sichtbar und der Einfluß der Witterung fing an, ein Gebäude, worauf so viel verschwendet worden war, in Ruinen aufzulösen.

Da griff Napoleon's mächtiger Arm auch hier ein, und was seinen Vorgängern in Jahrhunderten nicht gelungen war, beschloß er in einigen Jahren zu beendigen. In der That las man unter seiner Regierung an der Hauptfaçade die Worte: Napoléon le grand a achevé le Louvre.

Im Jahre 1815 verschwand diese Inschrift und man setzte dafür: Ludovico Magno. Jetzt sind an dem Fuße seiner Prachtcolonnade die Opfer der drei Tage eingescharrt, die in dieser Gegend fielen. Dreifarbige Fahnen, Immortellenkränze, hölzerne Kreuze und gallische Hähne füllen den Raum, den ein hölzernes Gitter umgibt, wo die Leichname der Freiheitskämpfer ruhen. Vorüberziehende Truppen senkten hier die Fahnen und die Trommler wirbelten den sogenannten Todten=Appel. Obgleich die Leichen unter diesen Hügeln noch nicht gänzlich verwes't sind, so fängt man schon an, ihnen diese Ehre nicht mehr zu erzeigen.

Das Gewitter hatte nun ganz aufgehört. Der Himmel blickte klar durch die dahinfliegenden Wolken. Die alte Notredame tauchte auf aus dem Lichtermeere der Cité. Ich übersah nun die ungeheure Stadt, welche die Seine von beiden Seiten eingeschlossen hat, hinan bis zum Jardin du roi, hinab bis zu den fernsten Lichtern des Groscaillou. Ich warf noch einen Blick nach den Fenstern Karl IX., nach der halbdemolirten Kirche St. Germain l'Auxerrois und den Gräbern der Juliuskämpfer, und ging den Quai hinab, an der Wohnung Ludwig Philipp's und seinem kleinen Gärtchen mit den Wällen und Gräben zum Spaß vorüber, den Champs élysées zu, wo mich die in Paris übliche Fröhlichkeit mit Musik und anderm Schalle freundlich empfing.

Die Sühne.

Nachdem die frommen Bourbons wieder eingesetzt waren, hatten sie nichts Besseres, ihrer Meinung nach, zu thun, als zu sühnen und zu rächen. Sie wollten es nicht vergessen, wie ihnen diese Franzosen einst mitgespielt hatten, sie liebten daher nicht sie, sondern Frankreich, wovon sie auch den Königstitel annahmen, das schöne Land, wo die Bordeaux, Burgunder und Champagner Weine wachsen, das Schlaraffenland der Heiterkeit und des Wohllebens, wo in ruhigen Zeiten von der Nordsee bis zu den Pyrenäen ein ewiger Karneval gehalten wird.

Von ihrer Rache will ich schweigen, sie füllt mehr als ein Blatt der Weltgeschichte, doch die Sühne ist schwächerer Art gewesen, schon jetzt zerbröckeln ihre Monumente, bald wird man nichts mehr von ihr wissen und ich will gern dies Blättchen von der Sühne meinem Album hinzufügen. — An einem schönen Morgen trat ein alter Mann mit gebleichten Haaren und in schlechter Kleidung in die Halle der Tuilerien. Die Wichtigkeit seiner Nachricht verschaffte ihm bald die Ehre, vor den König geführt zu werden. Er hatte nebst einigen Andern den unglücklichen Ludwig XVI. vom Schaffot herabgetragen und ihn auf dem entlegenen Platze vergraben, wo schon viele Opfer der Revolution ruheten. Nachdem Maria Antoinette guillotinirt worden war, hatte er dafür gesorgt, sie neben ihren Gatten einzuscharren, und war gewiß, den Platz wiederzufinden.

Sogleich wurde eine Kommission hinbeordert und Arbeiter mit Hacken und Schaufeln durchwühlten die Erde eines Holzplatzes, den in dem langen Zeitraum ein Bürger hier angelegt hatte.

Bald wurden diese Bemühungen gekrönt.

Die Arbeiter warfen eine ungeheure Menge Beine und Schädel auf und kein Zweifel blieb mehr, daß hier ein Knochenfeld der Revolution sei. Abgesondert von der Masse fand man auch die Skelette des Königs und der Königin, wie der alte Mann es gesagt hatte, zwar sehr mangelhaft, aber doch wollte man keinen Zweifel erheben und gefiel sich darin, sie anzuerkennen.

Nun begann das Werk der Sühne. — Dem Bürger sollte der Holzplatz abgekauft werden, da er jedoch eine zu große Summe dafür begehrte, so verstand man sich nur dazu, einen unregelmäßigen Winkel zu erstehen, welcher mit Kies geebnet und mit Pappeln bepflanzt wurde. Dann erbauete man darauf eine Kapelle im maurischen Geschmack, deren innerer Hof mit der Erde des Holzplatzes gefüllt wurde, worin sich der Staub von 7000 Revolutionsopfern concentrirt haben soll, die alle auf diese Sühnungs-Auferstehung hier geharrt hatten. Jetzt entsprießen kokette Tulpen und hoffärtige Sammt-Aurikeln dieser Blutasche, die Lilien, die gewiß unzählig hier gesäet worden, wollten nicht gedeihen, denn ich habe keine gesehen.

Von beiden Seiten des Hofes sind Sarkophage angebracht, um das Andenken jener erlauchten Opfer zu verewigen, die für die Sache der Bourbonen fielen, aber der zehnte Karl hatte eher die Ordonnanzen des Juli unterschrieben, als er die Namen zu den Lapidar-Inschriften dictiren konnte. Nun sind die Felder leer und man kann sich Allerlei dabei denken. Die Gebeine des Königs und der Königin ruhen nun in der Gruft von St. Denis, die Stelle, wo man sie ausgrub, bezeichnet eine Inschrift. An beiden Seiten dieser Gruft sind die Knochen alle, die hier gefunden wurden, vermauert, wie dies ebenfalls Inschriften verkünden. Ueber denselben in der Kapelle wird Messe gelesen,

und der Mann, der uns begleitete, versicherte, daß der Raum zu klein wäre, die Zahl der Andächtigen zu fassen, die zum größern Theil in glänzenden Equipagen sich hier einstellten.

So sühnten die rückkehrenden Bourbons, so sühnen noch täglich die Bewohner der St. Germain-Vorstadt die blutigen Frevel des Volks von 1793, während eben dieses Volk in seinen Freveln zn beharren sich gefällt, und statt hier an dieser Schädelstätte Buße zu thun, Immortellenkronen, Lorbeerzweige, dreifarbige Kokarden und Ehrenlegionbänder vor der Baals-Säule auf dem Vendomeplatze opfert.

Man verläßt die Kapelle mit ganz eigenen Gefühlen, besonders wenn man wie ich einem alten Ludwigsritter dort begegnet, der sich seinen Antheil an der Emigrirtenmilliarde gut bekommen zu lassen scheint und nun auch das Herz recht weich zur Sühne gestimmt, hierherkommt. Er war mit seiner Frau und seinen Kindern hier, wahrscheinlich aus der Provinz, und nachdem er oben mit leiser, zitternder Stimme ihnen Ludwig's rührendes Testament, das mit Goldlettern auf seinem Denkmale steht, vorgelesen hatte, stieg er in die Gruft hinab. Hier gerieth der Ludwigsritter in einen sonderbaren Zwiespalt. Er war dick und schwitzte, der Puder rieselte ihm in weißen Bächen über das rothbräunliche Antlitz. Die Ehrfurcht vor der Heiligkeit dieses Ortes zwang den Ritter, den Hut abzunehmen, die Ehrfurcht vor dem Schlagflusse, in dieser Kellerluft, zwang den Ritter den Hut aufzusetzen. Die letztere Ehrfurcht siegte endlich und er drückte den Hut in die Stirne, indem er laut um Verzeihung bat, nicht sowol seine Familie, wie es schien, sondern die Manen des Königs.

Wie ich hinaustrat, lag der unvollendete Ruhmestem-

pel vor mir, dessen Idee Napoleon faßte, und woraus die Bourbons wieder eine Kirche für die heilige Magdalena machen wollten. Die jetzige Zeit wird die Kirche wol nicht ausbauen, aber den Ruhmestempel zu vollenden, scheint ihr auch nicht vorbehalten zu sein.

Ich stand lange, das Gebäude betrachtend, da fiel mein Blick zufällig auf die Laterne, die links am Platze Ludwig's XV., unweit des sogenannten Garde-meuble, steht. Hier war's, wo das Blutgerüst errichtet war, nicht in der Mitte, wie man gewöhnlich glaubt, und wo vor den drei Tagen ein Sühnungsdenkmal sich erheben sollte, das nun unvollendet bleibt.

Von hier konnte der König die Tuilerien nicht mehr sehen, die dicken Kastanienbäume raubten ihm den Anblick.

Ich gedachte von Schauer ergriffen der blutigen Saat, die in diesem Winkel gesäet wurde und die nach so vielen Jahren noch so wenigen Segen der Welt gebracht hat.

Den Mann, der die Hut der königlichen Gebeine dreißig Jahre hindurch versah, sprach ich in Versailles, der Langenweile voll Majestät, wohin ihn die Gnade der Bourbons als Concierge versetzt hatte.

Café des Nouveautés.

Was wäre ein pariser Café in irgend einer deutschen Stadt? Das Langweiligste, das Fadeste, was nur ersonnen werden kann. Welche nüchterne Verschwendung! Welch unzweckmäßiger Prunk! Warum denn, um eine Tasse Kaffee zu trinken, den königlichen Luxus? Was bedarf's des Marmors, der Krystalle und Bronzen, um ein müßiges Domino zu machen? Aber in Paris ist ein Café das eigentliche

Leben, es ist der Centralqunkt der pariser Existenz, ohne ein Café müßte ein Pariser verhungern, inmitten der herrlichsten Speisen und Getränke. Eine halbe Tasse, eine Flöte (ein längliches Brot) und ein Journal, davon lebt der Pariser vierundzwanzig Stunden, wenn es sein muß, kann er es nämlich in seiner gewohnten Art genießen.

Der Pariser ist ein Weltmann, lebt gern auf großem Fuß, d. h. nach der Weise von Paris, und schätzt diese Weise über Alles. Seine Stadt beut der Vergnügungen, der Genüsse so mannichfaltige, doch der Tausendste kann ihrer nicht habhaft werden. Aber das Café, dieser Inbegriff der höchsten Eleganz in einer Nuß, ist für einen Jeden leicht erreichbar.

Kaum steigt ein armer Teufel von seinem sechsten Stock herab, so eilt er dem Café zu und kann für einige Sous, die er verzehrt, stundenlang in den herrlichsten Gemächern verweilen. Er streckt sich auf einem prächtigen Sammtpolster, er schlürft aus der feinsten Porzellanschaale, die er auf den Bronzetisch vor sich stellt, er beschaut sich in der herrlichsten Spiegelwand, er sieht ein liebliches Dämchen am Büreau sitzen, die seiner Winke lauscht, um sogleich zwanzig geschäftige Hände, ihn zu bedienen, herbeizurufen, er befindet sich in zahlreicher Gesellschaft, und ist während dieser Zeit ebenso vornehm, reich und glücklich, wie jener Vicomte, Duc, Banquier und wie die Bevorrechteten alle heißen mögen.

Das ist aber auch Alles. Von dem fröhlichen Beisammensein, wie wir Deutsche solches in den Rauchkneipen, die wir Kaffeehäuser benennen, gewohnt sind, findet sich keine Spur. Jeder trinkt, ißt und liest für sich, gesprochen wird wenig, man kennt sich nicht. Einige Cafés haben ihre bestimmten Besucher, hier die Aristokraten, dort die Liberalen,

hier die Charles-dixisten, dort die Henriquinquisten u. s. w. Doch diese tragen schon mehr die Farbe der Clubbs und werden von den Gleichgültigen vermieden.

Mit dem Geist des Romantismus ist aber auch manch anderer Geist über den Rhein nach Frankreich geflogen und hat den leicht erregbaren Franzosen die Köpfe verdreht.

Unerhörte Umwandlungen! Sie übertreten die Gesetze des Aristoteles — sie dichten phantastische Mährchen — sie sagen, Schiller sei ein großer Dichter, und sie essen zu Nacht — ein förmliches Abendbrot! Wer hätte je glauben sollen, daß es dahin kommen würde? Wer vor 10 Jahren in Paris um Mitternacht aus dem Theater kam und nicht verhungern wollte, mußte mit einer „bavaroise“, wozu selten noch Brot zu haben war, oder einem „riz au lait“ fürlieb nehmen. Aber jetzt ist besser für ihn gesorgt; man höre!

An dem Platze, wo der Nachkomme des großen Koches des großen Ludwig, der sich einer verunglückten Sauce wegen das Leben nahm, sein weltberühmtes Magazin der höhern Kochkunst, wo Vatel seine Leckerbissen den Vorübergehenden zur Schau stellte, ist jetzt ein zierliches Café, das nach dem anstoßenden Theater, Café des Nouveautés heißt. Das Café ist jeden Abend übervoll von Fremden aller Stände, aller Farben, aller Meinungen. Denn dies ist der Börsenplatz und da sind die Cafés alle besucht.

Man trinkt und liest. Endlich sind die Theater geschlossen, die Mitternacht rückt heran und die eigentlichen Habitués dieses Cafés kommen hinzu.

Es sind dies die Blüthen der Literatur, die jungen Romantiker, die Redactoren gleichgesinnter Blätter, zu denen sich einige Fremde gesellen, die durch Kunst oder Schriftthumverwandtschaft sich für diesen Kreis eignen.

Die Ankommenden mustern kurz die Gäste und gehen hinauf, um eine Poule-Partie zu machen. Mittlerweile verliert sich die Menge, es wird im untern Café stiller, man schließt Läden und Thüren. Aber im Innern desselben entfaltet sich ein herrliches Leben. Man deckt eine lange Tafel im eleganten Entresol, Blumen duften hier, Silber und glänzendes Gedeck schmückt sie und die verdeckten Entrées werden auf die comfortabeln Rechauds gestellt.

Der gefällige Wirth, dem die Neuerung selbst zu gefallen scheint, tritt zum Billard, die Serviette über dem Arm, und meldet, daß servirt sei.

Im frohen Jubel eilt Alles zur Tafel und macht eine Abendmahlzeit mit deutscher Gemüthlichkeit und pariser Luxus. Man spricht über Alles, man streitet, man urtheilt, man wird witzig. Die freieste Unterhaltung wird geistreich geführt. Die Weine werden nicht gespart und der Cafétier des Nouveautés, ein Bonhomme, wie es keinen gibt, ist der gefälligste Wirth von der Welt und erfüllt jeden Wunsch seiner Gäste.

Unten zieht die Patrouille über den stillen Platz. Die erleuchteten Fenster, der allnächtlich sich erneuende Lärm, erregt ihre Aufmerksamkeit, sie hält einen Augenblick, sieht hinauf und weiß nicht, was sie für ein Gesicht dazu machen soll. Aber ein junger Dichter, ein echter Romantiker, vom Weine erhitzt, ist auf den Balcon hinausgetreten, um ein paar Züge frischer Nachtluft zu nehmen. Vom Himmel, zu dessen Sternen er das Haupt gekehrt hatte, fällt sein Blick auf die finstre Patrouille mit blanken Waffen drunten, er muthmaßt den Grund ihres Anhaltens, und das volle Champagnerglas, das er in der Hand hält, ihnen zeigend, auf dem Eisengeländer des Balcons reitend, ruft er den Schergen der ängstlichen Polizei fröhlich herunter:

„daß der Lärm nichts zu bedeuten habe und man hier nur auf deutsch soupire!“

Der Boulevard.

Von Allem, was das merkwürdige Paris dem neugierigen Beschauer bietet, das Merkwürdigste ist die majestätische Straße, die von dem Bastillen-Platze im weiten Halbkreise bis zur Magdalenenkirche die ungeheure Häusermasse wie ein Gürtel zusammenhält. Mögen in allen andern Herrlichkeiten andere Hauptstädte mit Paris wetteifern und es sogar übertreffen, den Boulevard hat keine Stadt der Welt.

Hier ist das eigentliche Pariser Leben den Blicken aufgethan, von der elegantesten Welt bis zur niedrigsten Hefe, Alles findet hier Befriedigung seiner Gelüste; jeder Trübsinn schwindet, wenn Du Dich in dies Gedränge mischest, ohne Gesellschaft bist Du hier nie allein, willst Du Paris kennen lernen, so besuche den Boulevard! Weder die Berliner Linden, noch der Wiener Kohlmarkt, oder der Hamburger Jungfernstieg können im Entferntesten nur mit dem Boulevard verglichen werden.

Ich muß gestehen, daß ich stets einige Vorliebe für den Boulevard hatte, und so oft ich in Paris war, meine Meinung von ihm bestätigt fand. Wenn ich nun auch von dieser Vorliebe erfüllt, meine Schilderung beginne, so soll sie dennoch treu entworfen werden.

Am frühen Morgen, wenn in der innern Stadt noch Alles ruht, und Milch- und Gemüseladen hie und da geöffnet werden, dann zeigt uns der Boulevard ein ganz eigenes Treiben, das mit seinem spätern einen grellen Contrast bil-

det. Die Bewohner der breiten, reinlichen Straße ruhen noch alle, kein Café ist offen, kein Restaurant duftet Arome, kein Handelsmann schreit; kein Omnibus fährt, kein Elegant endlich ist so sentimental, unter diesen Bäumen zu dieser Stunde eine Morgenpromenade zu machen. Aber von den Vorstädten her, die sich hart vom Boulevard in gerader Richtung bis zu den Barrieren hinziehen, kommen die Landbewohner mit Karren und Wagen

. . . . pour apporter dans ce vaste séjour
l'ordinaire tribut des moissons d'alentour.

Hier ist's der kräft'ge Schlag der Kohlenbrenner, die mit ihrer schwarzen Ladung, worauf hoch oben bald ein niedliches Weibchen, bald ein dicker Junge sitzt, fröhlich und wohlgemuth die Straße durchschneiden, oder die Weiber von Lavillette in ihren Holzschuhen, die auf ihrem Karren so viel köstliches Gemüse geladen haben, daß der kleine magere Esel die Last fast nicht fortzuziehen im Stande ist; hier rollt ein Wagen daher, worauf eine zierliche Bäuerin sitzt und selbst die Pferde lenkt, sie bringt herrliche Milch aus Montmorency zur Stadt; dort ziehen die Gärtner herbei mit köstlichen Ladungen von Calville-Aepfeln und zuckersüßen Weintrauben, die alle in Fontainebleau gewachsen sein müssen.

Alle diese Wagen tragen in großen Buchstaben den Namen ihrer Waaren, ihrer Besitzer und ihres Ortes zur Schau. Nun kommen die Blanchisserien, worauf scherzende und lachende Burschen und Dirnen, dann die schweren, von vierschrötigen Kerlen gezogenen Wasserfässer aus dem Etablissement-royal des gereinigten Seinewassers, wie die Aufschrift verkündet. Aus dem Innern der Stadt rollen leere Wagen mit lustigen Menschen der Porte St. Denis zu, die in der Nacht ihre großen Fischladungen hereingebracht haben,

und nun froh, daß sie den lärmenden Verkauf, der allnächtlich auf der Place des Innocents gehalten wird, hinter sich und den Gewinn in der Tasche haben, nach Hause fahren.

Die Weinhändler an den Straßenecken öffnen zuerst ihre von außen grellroth angetünchten, im Innern schmuzigen Kneipen und stellen sich mit untergeschlagenen Armen und überwachten Gesichtern vor die Thür. Aber nicht lange genießen sie der Ruhe. Alsbald hat sich ein Haufe von Bauer-, Kohlen-, Fischer-, Wäscher- und Gärtner-Wagen vor dem Hause kreuz und quer verfahren, um sich ein Glas sauern Chablis aus dem Broc schöpfen zu lassen, und mit lustigem Schwatzen eine halbe Stunde hinzubringen.

Diese halb ländlichen Morgenscenen ließen vielleicht den Fremdling eine Tages-Idylle erwarten, doch mit dem neunten Glockenschlage ist die Idylle vorbei, und wir dürfen uns gefaßt machen, den Boulevard lyrisch, episch, doch am meisten dramatisch zu sehen.

Die Bewohner der ungeheuern Häuser fangen sich nun an zu rühren, und eine Regsamkeit wird sichtbar, die nach allen Andeutungen sehr lebendig zu werden verspricht, und wie die Lavine von Minute zu Minute wächst und sich immer brausender entwickelt, immer mächtiger dahinrollt.

Hunderte von Kellnern springen in blendend weißen Jacken und Schürzen vor den elegantesten Cafés hin und her, putzen die Spiegelgläser, welche die Wände bekleiden, füllen die zierlichen Körbchen mit dem auserlesensten Brote, stellen Tassen und Kannen von goldumrändetem Porzellan auf die erwärmte Marmorplatte, bedecken die kleinen Tischchen und treffen alle Anstalten zum Empfange der täglich erscheinenden Gäste und zum Herbeilocken von neuen. Die Herumträger von Zeitungen werfen im Vorüberrennen die

neuen Tagesblätter zur Thür hinein, die von den Kellnern geordnet werden, denn kein Pariser wird sein Frühstück nehmen, ohne ein Journal dabei zu lesen.

Die Restaurants machen noch keine so ernstlichen Anstalten, weil ihre Thätigkeit vor 12 Uhr selten beginnt. Sie begnügen sich damit, Spiegel und Fenster abzuwischen, die Tageskarte mit ihren Hunderten von Gerichten durchzusehen, mit einem M. zu bezeichnen, was diesen Tag nicht vorräthig sein wird, und hinzuzufügen, was an Neuigkeiten der Jahreszeit u. s. w. der Küchenaufseher soeben in einem Tragkorbe aufgehäuft vom Markte heimschleppt. Die malerische Unordnung dieses niederländischen Küchenstücks bei offenen Thüren lockt manchen Vorübergehenden zum Stillestehen. Man erblickt die buntgefleckte, zierliche spanische Artischocke, den mailändischen Broccoli, die Hammelkeule von Presalé, den Rheinkarpfen aus Straßburg, des „Rochen scheußliche Ungestalt," die noch scheußlichere „Lune d'Afrique," die Algiers Eroberung erst in Paris bekannt machte, die bemoosten Hummer, die rosenrothen Krabben, die vortrefflichen Ananaskartoffeln, und über diesen Küchentrophäen, wie ein Adler mit ausgebreiteten Flügeln schwebend, eine prächtige Schneegans.

Die Waarenhändler zur „schönen Jeannette", zum „Robert le diable" oder zu den „Bayaderen", deren Glaswände jeden Tag neue Stoffe zur Schau bieten, sind eben damit beschäftigt, die köstlichsten Erfindungen im Gebiete der Mode, in dieser oder jener Form, den Vorübergehenden ins rechte Licht und recht dicht ans Herz zu legen. Von außen umklettern Ladendiener auf langen Leitern die Magazine und drappiren ganze Häuser mit hundertellenlangen Stücken Zeug.

Ein Uhrenhändler hat den zerbrechlichen Gedanken, ein paar hundert Uhren, mit ihren Sturzgläsern versehen, auf eine Estrade vor seiner Thür, die sich weit in die Straße

hinein erstreckt, aufzustellen; sein Nachbar, der Porzellanhändler, will nicht zurückbleiben und macht es mit seinen Tassen und Tellern ebenso, der Glashändler endlich kann unmöglich nachstehen und stellt eine solche Masse der schönsten Krystallgefäße, worunter schöne Bassins mit Goldfischen, künstliche Bumen und dergleichen sich befinden, recht eigentlich auf das Straßenpflaster, daß die Vorübergehenden einen veritabeln Eiertanz zu gehen haben, wenn sie an diesen Theil des Boulevards gelangen.

Vor den Kleidermagazinen geht es so still nicht ab. Der Mann hat seine Herrlichkeiten, so gut er's versteht — und er versteht es vollkommen — zur Schau gehängt und gelegt, aber da rollen auf leichten Karren die Westen- und Pantalons-Vorräthe herbei, welche — Dank sei es den Bemühungen Appert's — die armen Gefangenen verfertigen und für ihre Rechnung verkaufen lassen. Mit diesen Leuten, die keine theuern Gesellen halten, keine Laden am Boulevard miethen dürfen, ist die Concurrenz schwer zu bestehen. Es wird also ein junger Kerl gedungen, der eine ungeheure Lunge besitzt, und der stellt sich nun vor den Schneiderladen und schreit mit starker Stimme: „Hier verkauft man mit einem unglaublichen Rabat, fünfzig Procent unter dem Course! Eine fertige Atlasweste für 5 Franken!" u. s. w.

Die großen Bilderladen zeigen Gallerien von Portraits aller Berühmtheiten, die in diesem Augenblicke in Paris anzutreffen sind, die barocken „Diablerien", die „Chinoiserien" die Carikaturen und Chargen endlich.

Bei den Kopfputzverfertigern sieht man bereits hinter dem leichten Wall von Gaze, Federn, Blumen und Stroh mit emsiger Nadel die zierlichsten Händchen, die manchen lüsternen Blick von der Arbeit zur Straße hinaussenden.

Aber wer könnte nun Alles herzählen, was von allen Winkeln herbeizieht, um vor diesen Laden, zu beiden Seiten der Alleen, eine Gasse zu bilden und den Vorübergehenden die mannigfaltigsten Gegenstände anzubieten.

Auf diesem Tische sind Hunderte von Dingen, vom englischen Rasiermesser bis zum Stiefelknecht, und von der Nadelbüchse bis zum Kamme, die, wie es die dabei hängende Tafel und der Ausruf des Mannes besagt, zu fünf Sous das Stück verkauft werden.

Daneben lehnt eine Reihe von Kupferstichen in Goldrahmen an Brunnen, Ecksteinen und Kothhaufen, und wird zu spottwohlfeilen Preisen ausgeboten.

Hier eine Roulette, wo man Zuckernüsse gewinnt; dort ein Trödelkram von Kunstgegenständen in Elfenbein, Porzellan, Horn, Schildkröte oder Krystall, auf der Erde ohne Wahl ausgekramt. Zwirn, Band, Bücher, Hirschgeweihe, Obst, Confituren, Alles in bunter, ununterbrochener Reihe, neben dem Rinnstein, die Straße hinab. Zwischen diesen feststehenden Handelsleuten streifen nun gleich Kometen, bald diesem bald jenem Waarenhaufen den Umsturz drohend, die wandernden Hausirer herum. Bald tragen zwei Kerle ein zierliches Gestell von Bronze, das wie ein orientalischer Tragsessel gestaltet ist, wie wir's auf unsern Theatern sehen, und mit einer Menge von Männerhüten behängt ist; oder man trägt ungeheure Gerüste mit Gipsfiguren einher, man rollt Karren mit Rheimser Zwiebacken, Blumentöpfen, neuerfundenen Kaminen unter die Leute; dazwischen tönt die Glocke der Hydromelverkäufer, die eine Tisane von Süßholz in einem thurmähnlichen Behälter auf dem Rücken tragen und zu allen Tageszeiten verkaufen. Karren mit Bürsten und Besen, von Eseln langsam hin und hergezogen, die sich eben-

12 *

falls durch den eigenthümlichen Schall einer Glocke bemerkbar machen, vermehren das Gedränge.

In gewissen Entfernungen von einander werden Hunderte von Strohstühlen aufgeschichtet, um den Müden für zwei Sous vermiethet zu werden. Die Pächter dieser Ruheanstalt, es gibt deren einen im Tuileriengarten, einen auf dem Boulevard, zahlen der Stadt eine bedeutende Summe, es geschieht jedoch an schönen Sonntagen, daß ein jeder von ihnen an 700 Franken Stuhlmiethe einnimmt.

Die Sträußebinderinnen stellen sich mit ihrem Blumenvorrath in Reih' und Glied, besonders am Ausgange der Panoramenpassage, auf, und lassen in einem fort ihren Refrain: la violette, le joli bouquet, hören.

Unweit davon nehmen Kerle in rothen Hosen und blauen Jacken Posto, die auf ihren viereckigen Hüten mit großen Buchstaben das Wort „Weynen" tragen. Sie verkaufen das beliebteste „Papier Weynen." Jedes Plätzchen, das nun noch frei ist, wird von Leuten eingenommen, wie es der Zufall oder das Bedürfniß will.

Dieser Mann zieht mit einem Drahte Pfropfen aus dem Innern der Flaschen. Er erklärt sein Experiment, zeigt stets triumphirend seinen herausgezogenen Propfen, stößt ihn dann wieder hinein, um von vorne anfangen zu können. Jener dort preis't sein neuerfundenes Mittel, Hühneraugen zu vertilgen; ein Anderer schreit dazwischen: „keine rothen Feuerzeuge mehr! die Wissenschaft lebe! hier seht die gelben an, nur diese taugen etwas!" ein Dritter steht schweigend daneben, zündet mit ganz einfacher Procedur ein Licht an, bläs't es dann wieder aus, und zündet es von Neuem wieder an; ein Vierter verkauft Dintenfässer, die ohne Dinte zum Schreiben dienen, und präsentirt den Vorübergehenden eine Feder, um sich selbst davon zu überzeugen.

Hier ist ein Kerl mit einem Stocke, dort einer mit einer Brille, stets das Allerletzte, das er um jeden Preis losschlagen will, und kaum hat er das Allerletzte verkauft, so hat er wieder einen Stock oder eine Brille in der Hand.

Am sonderbarsten speculiren die Fleckenausputzer oder Dégraisseurs, die jederzeit eine Menge todter Vögel vor sich auf kleine Grashäufchen legen und den Leuten weismachen, daß sie das Geheimniß besitzen, diese Vögel wieder fortfliegen lassen zu können. Während nun stets ein Kreis um sie auf dieses Experiment wartet, preisen sie ihre Fleckseife an, und ehe man sich's versieht, hat solch ein Kerl eine schwache Stelle an Rock oder Pantalon erspäht und ist schnell darüber her, sie mit seiner Seife zu beschmieren und hinterher zu bürsten. Für diese freiwilligen Versuche schlägt er anhaltend jede Bezahlung aus, bittet aber dann seiner fernern Behandlung die übrigen Flecken gütigst anzuvertrauen.

Ein Mann, der ein Brevet für die Erfindung einer neuen Glanzwichse erhalten hat, putzt stets seinen Stiefel und beschmiert ihn hinterher wieder mit Straßenkoth, um ihn von Neuem zu putzen.

Alle diese Handtierungen werden von lauten Erklärungen begleitet, worin die gemeinsten Franzosen ein nicht genug zu bewunderndes Rednertalent entwickeln.

Zwischen diesem reichhaltigen Gemälde der verschiedenartigsten freundlichen Gruppen ziehen sich die dunkelsten Schattenpartien des Elends. Hier sind es kleine Kinder von 3 bis 4 Jahren, die in Lumpen gehüllt auf einem Haufen sitzen und nichts thun als hungern, frieren und weinen; ein vor ihnen ausgebreitetes Tuch soll die Spende des Mitleids empfangen, würde aber am Abende längst vom Winde fortgetragen worden sein, wenn nicht ein schwerer Stein an jeder Ecke darauf läge. Eine Mutter mit

ihrem kranken — und unweit davon — es ist fast nicht zu glauben — eine Andere mit ihrem todten, soeben auf dem Boulevard gestorbenen Kinde in den Armen, ohne Thränen, aber festen Blicks zum Himmel schauend. Neben diesem tiefsten Elende kommt gleich das lustige Unglück, das am Tage sich fast zu Tode hetzt und allgemeinen Ekel erregt, um Abends sich zu betrinken. Ein Blinder, der aufgeigt, indeß sein Pudel für ihn sammelt; ein Kerl mit einem Beine, der tanzt und springt; ein Mädchen, das ohne Hände näht; eine hungrige Familie, die Schmähcouplets auf die Minister absingt; der stets betrunkene Geiger, der auf dem Ecksteine vor jedem Musikstücke seine Lebensgeschichte und sein widerwärtiges Schicksal erzählt; der größte Charlatan der Bänkelvirtuosen; der allgemein bekannte Gassenpaganini! Und unter allem diesem Gedränge die schmuzigen Savoyarden mit ihren Affen und Murmelthieren; die Stadtsergeanten und Gendarmen; die Ausrufer von Journalen und Flugschriften, und das vorüberhüpfende Heer der losen Dirnen.

Troß dieser bunten Menge ist der Boulevard noch leer. Alle diese Leute sind nur da, um die eigentlichen Besucher zu empfangen, die erst von 4 bis 6, den Stunden, die dem Mittagsessen vorausgehen, sich regelmäßig einzustellen pflegen.

Der Omnibus fährt im langsamen Schritte von der Bastille zur Madeleine und von dieser zur Bastille; die Citadines, Ecossaises, Bearnaises, Tricycles und wie diese bequemen Transportanstalten alle heißen mögen, durchziehen und durchschneiden nach allen Richtungen den Boulevard, indem der Kutscher von Zeit zu Zeit eine Art von Blasewerk unter seinem Bocke anzieht, was einen trompetenähnlichen Ton von sich gibt.

In den Kaffeehäusern und Restaurants wird gefrühstückt; bei Tortoni findet sich die vornehme Welt ein, und die Geschäftsleute suchen politische Neuigkeiten und den heutigen Cours zu erschnappen. Die Schauspieler sieht man in die Proben laufen, die Cabriolets schwirren hin und her, und ihre Führer klatschen und schreien in einem fort ihr: „gare! gare!“

Endlich kommt von der Rue de la Paix und aus der Rue de Richelieu der Zug von glänzenden Equipagen des Faubourg St. Germain, die nun ihre Promenade auf den Boulevards beginnen, indeß aus der Rue Lafitte und der Chaussée d'Antin die nicht minder glänzenden der „Haute Finance“ ihnen begegnen. Ein wohlunterrichteter Freund erkennt die Livreen des Prinzen von der Moskwa und Casimir Périer's, des Herzogs von Dalmatien und des Barons Rothschild, des Portugiesen Aguado und des Berliners Schickler. Herrlichere Pferde, glänzendere Wagen, reichere Livreen, wo wollte man sie wol sehen, als hier? und welche Masse von berühmten, interessanten, verrufenen Menschen sieht man mit einem Blicke, wenn man diese Wagenreihe mustert. Mehr aber als sie zieht mich der Troß der Fußgänger an, der sich so gemächlich fortdrängt und fortstößt, daß ich, der ich sehr bequem auf drei gemietheten Stühlen Platz genommen habe, wovon mir einer zum Sitz, ein anderer zur Lehne und der dritte zum Fußschemel dient, Alles gehörig in Augenschein nehmen kann. Drei Reihen solcher gesetzten Leute säumen zu beiden Seiten, gleich Schutzwehren, den Fußpfad und lassen die Vorbeigehenden die Revue passiren, oder sie essen Gefrornes, oder trinken Chocolade, oder lesen Zeitungen. Hier der Mann mit dem blassen Gesichte, der länglichen Nase, den geistreichen Augen und der hohen Stirne, der die liebenswürdige Frau am Arme

führt, ist der gewaltige Victor Hugo, der in seiner reizenden Häuslichkeit, im erst wochenlangen Genusse des ehelichen Glückes seine furchtbaren „letzten Tage eines Verdammten" schuf.

Dort der bleiche, hagere Kopf mit dem krausen Negerhaar und den großen Augensternen gehört dem genialen Alexander Dumas. Er stürmt lachend mit vielen Jünglingen vorüber. Der Lange mit dem Ernst in den Zügen, im mittelalterlichen Barte und dem seltsam geformten Hute ist der Maler Camille Roqueplan, der Kleine daneben, eleganter und zierlicher, mit den favoris à la jeune France, ist Nestor, sein Bruder, der Redakteur des einst witzigen Figaro, der es jetzt nicht mehr ist, seitdem ihn das Ministerium für sich gewann.

Jules Janin, Paul de Kock, Eugène Sue, und ein ganzer Haufe ihnen verwandter Geister wandeln vorüber. Sie kommen Alle von ihrem gewöhnlichen Vereinigungspunkte, dem Café der Romantiker auf dem Börsenplatze.

Jener schwammige, etwas bleich aussehende junge Mann, der mit den vielen Damen, stets lachend eine Zahnlücke zeigend, in nicht gehöriger Toilettenverfassung, ist der Vielschreiber, der Romancier der Salons, Herr von Balzac.

Unweit davon schleicht, wie ein Gespenst, in zwei weiten Röcken, beide mit dem rothen Band geziert, ein literarischer Ladenhüter, der Vicomte d'Arlincourt. Sein bleiches, trübseliges Gesicht scheint einem Manne von 35 Jahren anzugehören.

Der dort ist der stürmische Sänger der Rachegöttin, der Provençale Barthelemy, der soeben seinen Journalladen am Börsenplatze verläßt, um sich von seinem poetisch-mercantilischen Tagewerk ein wenig zu verschnaufen.

Hier geht mit starken Schritten der Held vom St.

Martinsthor einher, der Liebling der Pariser, Frederic Lemaitre, der gefeierte Darsteller des Richard Darlington, der soeben einen Roman aus seiner Feder angekündigt hat. Seine kräftige, unfeine Figur, seine unedle Haltung und seine nicht eben schönen Gesichtszüge verrathen nichts von seinem Talente.

Der daherschlendernde Dicke, mit den aufgerissenen matten Augen und dem gut arrangirten Backenbart, den Hut auf einem Ohr, mit vorgestrecktem Bauche, der sich an Paganini's allgemein gekannte phantastische Gestalt hängt, ist Pesaro's süßer Schwan, der Schöpfer des Tancred und des Wilhelm Tell.

Jener, der dahin huscht, klein, mit offenem Rocke, markirtem Gesichte, jeden Bekannten höflich grüßend, die Arme an den Leib gezogen, um Niemandem zu nahe zu kommen, ist der in diesem Augenblicke gefeiertste Künstler von Paris, der Componist des „Robert le diable".

Gleich hinter ihm kommt Wilhelm von Schlegel, der in Deutschland vielgekannte Xeniendichter des jüngsten Musenalmanachs, im eifrigsten Gespräche mit Michael Beer, einem Trauerspieldichter, und den übrigen Verwandten des berühmten Tonsetzers.

Dort zieht mich die schlanke Leontine Foy mit den himmlischen Augen, hier die blonde, üppig volle Jenny Colon, diese Säulen des „Gymnase dramatique", an, etwas weiter erkenne ich Sylphide-Taglioni, die ich deutsch begrüßen kann, und unsere treffliche Sängerin Devrient in Begleitung des göttlichen Rubini.

Daneben gaukelt der possierliche Maler Lépaule, der neben seiner Kunst so vortrefflich die Stimmen aller Thiere nachzuahmen weiß, und der alle Augenblicke zu einer Carikatur herhalten muß, und eine ganze Menge berühmter und

unberühmter Maler, die ihre neuesten Erzeugnisse bei Rittner und in andern Kunstmagazinen aufgestellt sehen wollen.

Ich bin müde vom Sitzen, ich stehe auf, ich finde Bekannte, es geht an ein Schwatzen, man weiß nicht, was man zuerst, was zuletzt besprechen soll.

Mein Gott! Vestris mit fünfundsiebenzig Jahren, in moderner Perücke und Schuhen, geht vor mir, ja er bleibt der erste Tänzer bis an's Grab. Welche Schritte, wie elegant — wie schwebend — wie ungeziert! Wer nur so gehen könnte — seine Sprünge wollte ich ihm gern lassen.

Der alte Sänger Laïs, einst der Abgott von Paris, kriecht als fast achtzigjähriger Greis, in seiner blonden Lockenperücke, um noch ein wenig Frühlingssonnenschein mit in die Grube zu nehmen, er, den ich vor zwanzig Jahren als Ritter Rinaldo, in Armida's Zauberfesseln, die schöne Welt von Paris noch bezaubern sah.

Ah! dort sehe ich endlich meinen Freund, mit ihm noch eine kleine Tour gemacht, und dann zum Essen gegangen.

Ein feingebauter Mann, ganz schwarz und modisch gekleidet, mit bleichem, interessantem Gesichte, kommt nachlässig durch die Menge. Er erkennt mich nicht gleich, und erst nachdem er die Brille, die er in der Hand trug, aufgesetzt, verzieht sich sein Mund zu einem ganz eigenthümlichen Lächeln. Ich fodere ihn auf, mit mir zu essen, seine weißglacirten Hände deuten mir aber sogleich an, daß er es nicht annehmen könne. Es ist dies der Dichter der Reisebilder, dessen „Französische Zustände" in diesem Augenblicke die Allgemeine Zeitung in Paris zur allgemeinsten machen. Er ißt heute in einem großen Cirkel, und ich bin genöthigt, meine Wanderung nach den entfernten Boulevards allein fortzusetzen.

Schon drängen sich die Leute ins Theater des St.

Martinsthors, um Richard Darlington, das Lieblingsstück, zu sehen. Die Gasflammen entzünden sich überall, und je weiter ich gehe, desto mehr entschwindet das elegante Gedränge und ein neues Leben umgibt mich. Auf der Höhe an dem St. Martinsthore wende ich die Blicke und übersehe nun die ganze Strecke des zurückgelegten Weges. Ein Menschenmeer wogt dahin und dazwischen wandelnde Lichter ohne Zahl, in den Kaffeehäusern, Restaurants und Butiken, die feststehenden, prächtigen Gasflammen von dem Glanz der Spiegel vervielfältigt, die Omnibus mit ihren rothen Laternen, die Cabriolets, die zu Hunderten dahinrollen, wovon jedes zwei Laternen hat, die Wagen der vornehmen Leute, königliche Wagen endlich, vor denen Stallmeister mit Fackeln einhersprengen, dazu die wandelnden Hausirer, die ihren Beleuchtungsapparat mit sich schleppen, und die Feststehenden, die einige Lichter vor sich auf das Pflaster stellen, die Bänkelsänger, Taschenspieler, Alles will sehen und gesehen werden. Welch ein ungeheurer Fackeltanz! grandioser gewiß wie der, den die alten Minister bei der Vermählung eines Prinzen in Berlin tanzen müssen.

Es ist zu spät, um das interessante Neorama oder das bewundernswerthe Diorama zu besuchen, die Gruppen von Taschenspielern, um die stets ein großer Kreis von Zuschauern sich bildet, die junge, schöne Dame mit dem Barte, das Kind mit der Rose statt der Hand und dem Gesichte statt des Fußes, Katze, Sperling und Hund friedlich aus derselben Schaale mit einander fressend, die Automaten von Wachs, die sich bei der Hand nehmen, sich küssen u. s. w. Alle diese Herrlichkeiten, denen ich im Vorübergehen einen flüchtigen Blick schenke, können mich eben so wenig zum Verweilen anziehen, als das Theater de l'Ambigu, wo heute ein gräßliches Melodram sein Publikum erschüttert.

Ich wandle immer weiter, und schon blinken mir die rieselnden Spiegelwände des Chateau d'Eau entgegen, das tausend Flammen widerstrahlt. Um diesen plätschernden Springbrunnen reiht sich ein lustiger Kreis von alten Spielgesellen, die sich hier, an dem angenehmen Platze, in der freien Abendluft durch Tänze, Gesellschaftsspiele, Ringen, Bolzenschießen und dergleichen ergötzen, hier nimmt Alles einen andern Charakter an, denn wir sind auf dem Boulevard du Temple.

Ihr träumt von Emeuten und Revolutionen, ihr finstern Staatsmänner, ihr laßt euch das Schreien der Bewohner der Cité und die Klagen der Volksfreunde stets zu Herzen dringen, und ihr wißt nicht abzuhelfen. Hier kommt her! Seht mit eigenen Augen, wie leicht der Pariser das Leben nimmt, wie leicht seine Wünsche zu befriedigen sind, gebt ihm Brot zur Sättigung und seinen Boulevard du Temple, und er ist zufrieden.

In langer Reihe ist hier der Weihnachtstisch für das pariser Volk, wenn wir uns dieses Ausdrucks hier zur Bezeichnung des Gegensatzes der höhern Stände bedienen dürfen, jeden Abend gedeckt, und dies Volk klatscht unermüdet in die Hände, es umspringt den Tisch, wenn es die Lichterchen angezündet sieht.

Den Reihen beginnt der großartige Circus Franconi's. Es ist ein eigenthümlich interessantes Schauspiel und das ungeheuerste Pferdespektakel, das man sehen kann, dessen Ausführung nur allein durch die innere Einrichtung möglich gemacht wird. Sobald nämlich die schönen, sogenannten akademischen Posituren zu Pferde vorüber sind und das Stück beginnt, so wird das Orchester zusammengerückt und im Nu zwei Verlängerungen der Bühne angehängt, die sich abschüssig bis mitten in den Raum erstrecken, welcher

in Schauspielhäusern das Parterre genannt wird. Das colossale Stück, das hierauf seinen Anfang nimmt, zeigt in 12 bis 15 sogenannten Tableaux oder kurzen Akten ein ganzes, großes Weltereigniß, wie z. B. Napoleon's Leben, oder die polnische Revolution. Wir sehen das Directorium, die Schlacht bei den Pyramiden, das Innere des Consular-Palastes, die Kaiserkrönung, den Aufstand in Madrid, den Brand von Moskau, den Uebergang über die Berezina, den Abschied von Fontainebleau, die Aufnahme am Bord des Northumberland, den Tod auf St. Helena und die Verklärung des Kaisers. Alles folgt mit unglaublicher Schnelligkeit hintereinander, Worte sind bei diesem Schauspiel gerade nur so viel als nöthig, um die Uebergänge zu motiviren und die Handlung zu erklären; die Schauspieler, die hier selten einzeln, sondern stets in Massen von 100 bis 300 agiren, sind so vorzüglich einstudirt, wie man es selten auf ruhigern Bühnen sehen kann, die Costüme und Decorationen sind mit Treue und Wahrheit wiedergegeben, und dies Schauspiel würde zu den anziehendsten gehören, wenn nicht der Pulverdampf, der Trommellärm und der Stallgeruch es für schwächere Nerven, als die des dort gewöhnlichen Publikums, ganz unleidlich machte.

Neben dem Circus ist das Theater de la Gaîté, das unter der Leitung des vielerfahrenen Guilbert de Pixérécourt herrlich gedeiht. Er war vor ungefähr fünfundzwanzig Jahren der eigentliche Schöpfer des Melodramas, und sein „Wald bei Herrmannstadt" ist wol auch hie und da noch bei uns im Andenken. Lange ließ er hierauf die melodramatische Leyer im Winkel ruhen und dirigirte ein Jahrzehent die komische Oper in der Feydeau-Straße. Seitdem diese vergrößert und verlegt wurde, und schon dreimal bankerottirte dirigirte er das Theater de la Gaîté. Neuere

Versuche, die er als melodramatischer Dichter machte, wollten dem jetzigen Geschmacke nicht mehr munden, und er hat die goldbesaitete Leyer nunmehr Victor Ducange anvertraut, der sie mit Virtuosität zu schlagen weiß. Sein „il y a seize ans," mit Rührung à la Iffland, das auch in Deutschland gewiß gefallen würde, hatte fast ununterbrochen nacheinander 200 Vorstellungen erlebt. Die drei Spielertage von diesem Schriftsteller waren auch für deutsche Bühnen ein willkommener Fund.

Dicht an das Gaîté-Theater stößt das Theater de folies dramatiques, das einen ganz vortrefflichen Komiker besitzt und sehr besucht wird.

Nun drängt sich das kleine, schmuzige Theater „Funambules" zwischen die „Folies dramatiques" und „Madame Saqui." Die avant-scènes oder Portallogen kosten hier 15 Sous. Hier werden Unfläthereien aufgeführt, von denen man keinen Begriff hat, und ein Kerl vor der Thüre ladet zum Besuche mit lautem Geschrei ein.

Madame Saqui, die vor zwanzig Jahren im Tivoli auf dem Seile tanzte, hat das nun folgende Theater zu dirigiren und gibt in dem möglich kleinsten Raume die möglich größten Schauspiele. Auch sie hat einen „Publicum-Herbeirufer" vor der Thüre.

Nun folgen noch „Le petit Lazare", und „Mr. Pierre", dann ist die Theaterreihe geschlossen und fängt erst wieder bei den Batignoles an.

An Kaffeehäusern, Weinbutiken und öffentlichen Gärten ist jedoch kein Mangel und Alles ist überfüllt, und überall tönt Jubel und Lustigkeit, als ob alle Tage Sonntag wäre.

Vor Allem zieht der türkische Garten mit seinem prächtigen Kaffeehause im türkischen Geschmacke und seinen bunten Laternen die Blicke des Fremden auf sich, und man ist

überrascht, hier keine gewähltere Gesellschaft zu finden. Man ist aber auf dem Boulevard du Temple und da verliert sich die gewählte Gesellschaft nicht hin.

Nun werden die Alleen duftiger und die Lichter wie die Menschenmassen werden seltener; man erblickt die öden, finstern Häuser des Marais, den Faubourg St. Germain zu den Zeiten Ludwig's XIV. Man bemerkt deutlich, daß man sich dem Ende der Stadt nähert und daß die Herrlichkeit zu verschwinden anfängt.

Ein unregelmäßiger, ungepflasterter Platz zeigt sich: hier stand die Bastille; jene dunkle Masse ist das Modell des Elephanten, den Napoleon von Bronze auf jenem Postament wollte errichten lassen und der einen Wasserstrahl von 200 Fuß aus seinem Rüssel spritzen sollte. Seine Nachfolger wollten bis jetzt die großartig-bizarre Idee nicht ausführen und der Elephant steht nunmehr da, in Thon gemodelt und mit Oelfarbe angestrichen, und harrt seiner baldigen Auflösung entgegen.

Ein Frösteln überfällt mich. Wie so einsam ist es hier nach all' dem fröhlichen und glänzenden Leben. Links führt der Weg zum Père la chaise, rechts zur Brücke von Austerlitz! Ueberall wie viel versunkene Größe!

Ein Cabrioletführer, der zurückfährt, ruft mir zu; ich setze mich zu ihm und lege im Fluge den Boulevard zurück; an der Rue de la Paix steige ich aus, wo der Mond soeben die kahle Siegessäule bescheint. *)

---

*) Napoleon's Bild stand im Jahre 1832 noch nicht oben.

Die Börse —

nach ziemlich allgemeiner Meinung das schönste Gebäude in Paris. Ein großes Viereck, dessen Façaden mit gleichartig schönen Säulenreihen geschmückt und auf Stufen erhöht ist. Man sagt, daß es weit über 20 Millionen Franken gekostet haben soll. Das Gewölbe ist mit Gemälden geschmückt, welche Basreliefs nachahmen sollen, und das Ganze ist mit Glas gedeckt. Ringsumher laufen Arkaden, zwischen welchen eine Galerie angebracht ist. Statt aller Verzierungen liest man an den Wänden die Namen aller Handelsplätze Europas und eine Inschrift, wonach die Börse unter den Schutz des Königs und des Herzogs von Orleans gestellt ist. Hier ist die dreifarbige Fahne, wie natürlich, aufgehängt. Diese Inschriften, welche mir jenen böhmischen Gelehrten ins Gedächtniß riefen, der die Wände seines Zimmers von oben herunter mit den Alphabeten aller Nationen beschreiben ließ, schmücken das Innere der Börse eben nicht aus, sondern geben ihm ein kahles Ansehen. Von zwei bis vier versammelt sich nun hier eine Menge Menschen aus den verschiedensten Classen der pariser Einwohnerschaft; es ist das „Stelldichein" eines Jeden, der auch nicht mit der Rente speculirt.

Wer die Börse von Hamburg gesehen hat, wer den Zug der Kaufleute und Mäkler sah, wenn er sich von der Halle nach der eigentlichen Börse begibt, und die verschiedenen Gruppen beobachtete: hier den stolzen Rheder, der dreißig Schiffe in den fernsten Gewässern sein eigen nennt, umgeben von seinen Cargadörs und den Colonialmäklern, die Kaffee, Zucker, Indigo und feine Gewürze für Europas Bedarf haben wollen; dort den reichen Bankier, der, die

Hände in der Tasche, Gold durch die Finger rollen läßt und dem vor ihm stehenden Wechselsensal den Cours angibt; oder die fremden Fabrikanten, die in Verzweiflung darüber, daß die Deutschen so weit sind, ihre Erzeugnisse um jeden Preis losschlagen müssen — wer all dies bunte Treiben der hamburger Weltbörse sah und dergleichen in Paris wieder anzutreffen hofft, der irrt gewaltig.

Eine doppelte Reihe von Cabriolets versperrt, gleich einer Wagenburg, das Eingangsgitter. Gleich den Bienen am Stocke, die summend in einem fort aus- und einfliegen, so sieht man hier ein ewiges Ein- und Ausgehen. Mit dem Strome muß man nun hineindringen und dem herausdringenden Strome ausweichen. Nur mit Mühe kann man im Innern weiter gehen und gelangt zu dem Foyer, wo Regenschirme, Stöcke und Waffen abgegeben werden müssen. Ein verworrenes Geräusch tönt dem Eintretenden entgegen, dazwischen der Ruf der agents de change, die den Stand der Rente verkünden. Auf diesen Ruf paßt nun Alles. — Findet der Uneingeweihte hier einen Bekannten, mit dem er gestern ein interessantes Gespräch führte, das er nun fortzusetzen gedenkt, oder bringt er das Neueste auf's Tapet, das seinen Freund sonst gewiß zu fesseln im Stande wäre, so wird er bald bemerken, daß der Freund ihm nur ein halbes Ohr schenkt, oft nach der Uhr sieht und ängstlich hinhorcht, wenn jener Ruf der agents de change ertönt. Hier hört man nur Politik und was darauf Bezug hat, denn dies allein ist im Stande, über das Wohl und Wehe der Börsenbesucher zu entscheiden.

Man kann die pariser Börse als das vornehmste Spielhaus der Stadt betrachten, und wirklich zeigt es sich auch sogleich bei einigem Beobachtungstalente.

Alles drängt sich nach dem Centrum, wo, gleichwie am

grünen Tische, die Würfel fallen, wo die agents de change mit den Schlußzetteln hin- und herlaufen; wo endlich eine Menge Municipal- und Polizeibeamte stets gegenwärtig sind, um, wie in Spielhäusern, Excesse zu verhüten, welche in dem Börsensaale nicht zu den Seltenheiten gehören.

Es genügt, dem agent de change eine unbedeutende Summe zu geben, um durch den Mann in recht bedeutende Geschäfte verwickelt zu werden. Denn da die erkaufte Summe von Staatspapieren nie abverlangt und daher auch nie bezahlt wird und es sich stets nur um den Unterschied des Courses am Verkauf- und Ablieferungstage handelt, so kauft der Agent so lange, als er durch die deponirte Summe für den Ausfall gedeckt zu sein glaubt. Da der Courswechsel nur unbedeutenden Gewinn abwirft, wenn man sich in den Schranken der Mäßigkeit hält, so werden bald ungeheure Summen gewagt, deren Differenz bei einem bedeutenden Fallen oder Steigen mit allem gewonnenen und erspeculirten Gelde nicht gedeckt werden kann. Auch der Credit ist am Ende übermäßig angestrengt und erschöpft. Ein weit hinausgestreckter Lieferungstermin rückt heran. Mit der größten Spannung wird er erwartet. Alle Aussichten sind da, daß der Cours sich vortheilhaft gestalten muß, seit acht Tagen ist er im steten Steigen; in tiefem Frieden ruhen die Reiche und noch 24 Stunden wird dieser Frieden wol halten. Im eleganten Cabriolet fährt unser Speculant vor. Er ist noch im Negligé, weil er in Damengesellschaft dinirt und daher erst nach der Börse Toilette machen will. Stolz schreitet er die breiten Stufen zur Säulenhalle hinan: wenn er dieselben Stufen herabsteigt, ist er Millionär. Da fällt ihm ein seltsames Treiben auf. Viele agents de change drängen hastig an ihm vorbei, werfen sich in die Cabriolets und nehmen den Weg nach der Rue Lafitte, wo Rothschild

wohnt. Die Eile, die Verwirrung läßt auf etwas Außerordentliches schließen. Mit beengter Brust tritt er in den Saal; ein Freund, der ihm entgegengesetzt speculirt hat, stürmt hinaus und ruft ihm mit freudiger Miene einen Gruß zu.

Er forscht, wie die Rente steht; aber bald löst sich ihm das schreckliche Räthsel: die Krankheit eines Ministers, die Nachricht, daß in Oestreich Truppenmärsche stattfinden, die schnelle Abreise eines Gesandten hat zu den beunruhigendsten Muthmaßungen Veranlassung gegeben und das stolze Gebäude des Speculanten ist in einem Augenblicke, wie das Kartenhäuschen eines Kindes, über den Haufen gefallen; statt der geträumten Million hat er nichts — er ist ruinirt. Der Agent, der dem Speculanten das Zutrauen schenkte, darf nicht Klage führen, da diese Art von Handel nicht erlaubt ist. Oftmals endigen sich daher diese unglücklichen Verbindungen mit Injurien und Ohrfeigen, denen dann wol ein Duell uuausbleiblich folgt. Will der Ruinirte solchem Ausgange entgehen, so muß er die Börse meiden. Mitunter sieht man beschimpfte Bankrottirer, die einst ihre Ohrfeigen geduldig in die Tasche steckten, um dann ihre Unternehmungen mit größerm Glücke zu beginnen, und jetzt im Besitze mehrer Millionen sind. Diese Leute sind jedoch einem gewissen Zwange unterworfen. Sie dürfen kein Eigenthum besitzen, weil sonst die Gläubiger sich daraus sogleich bezahlt machen würden. Ihr kostbar eingerichtetes Hotel ist daher nur gemiethet; ihr Landhaus in Neuilly gehört ihrem Hausmeister, und ich selbst sah einen solchen Menschen in dem elegantesten Cabriolet zur Börse fahren, welches aber — seinem Kutscher gehörte und auf dessen Namen polizeilich eingetragen war.

Als Gegensatz zu diesen Glücklichen, denen Geld und

Schande gleich leicht zu tragen ist, erblickt man hin und wieder Leute in abgetragenen Röcken, mit welken Gesichtern und ergrauten Haaren, erloschenen Augen, bleichen Lippen, die mit aufmerksamer Gier an ihrem Stockknopf oder an den Nägeln nagen und ängstlich hinhorchen auf den Stand des Courses. Diese Unglücklichen hatten einst Alles verloren, aber alles Ihrige hingegeben, um mit einer ehrenvollen Armuth ihren guten Namen zu erkaufen. Sie können es nicht lassen, wenigstens auf der Börse zu erscheinen und entweder in Gedanken sich dem zerstörenden Vergnügen hinzugeben, ein großes Spiel zu wagen, oder mit einem winzigkleinen Sümmchen mitzuspielen.

Scheinbar die Diener der Spielenden, mit bloßem Haupte und auf einen Wink ihrer Clienten mit Schweiß bedeckt, von einem Ende des Saales in den andern und Trepp' auf, Trepp' ab fliegend, um Befehle einzuholen, in der That aber als Vasallen eines mächtigen Lenkers aller dieser Dinge und ihres sichern Vortheiles wegen die Herren der Börse, erblickt man die agents de change, die einen solchen Platz mit mehren Hunderttausend Franken erkaufen müssen und von denen die Ersten sämmtlich Millionäre sind.

Aber diese Millionäre beugen sich vor dem Millionen-Vater, dem Urmillionär von Europa, der in seinem Cabinet in der Rue Lafitte dasitzt und ihnen Audienz gibt. Dann drängt's und wogt's in die Antichambre; der Baron Rothschild läßt einen Jeden einzeln vor und ein Jeder erhält seine Aufträge. Dann fliegt der Beauftragte fort und erhält im Fortfliegen hier einen Auftrag, dort ein Sümmchen von einem jungen Commis der Rothschild'schen Bureaux, die ja das Millionärwerden auf dieser hohen Schule studiren und auf diese Art die ersten Flüge wagen, obgleich sie von dem Principale streng untersagt sind.

Von Viertelstunde zu Viertelstunde beeifern sich nun die Agenten, ihren Herrn und Meister von dem Stand der Dinge an der Börse zu unterrichten; das Vorzimmer und Cabinet des Herrn von Rothschild wird nicht leer und nicht selten sieht man diesen Fürsten der Banquiers in großer Unruhe auf- und abgehen, die Nachricht vom Schlachtfelde erwartend.

Es wäre nicht uninteressant, einen Blick in das Hauptbuch der Gebrüder von Rothschild zu werfen, welches nach dem großen Buche Napoleon's, worin, wie mir ein Augenzeuge versicherte, die Staaten ein offenes Conto hatten, wo ihre schuldige und bezahlte Kriegssteuer nach der doppelten italienischen Buchhaltung eingetragen war, wol das interessanteste Werk dieser Gattung sein mag.

Ist die Börse geendigt und sind die letzten Agenten abgefertigt, so wirft sich der Baron, bald vergnügt dreinschauend, bald in finsterm Unmuth ins bereitstehende Cabriolet und rollt seiner Campagne in Boulogne oder irgend einem Vereine eleganter Welt zu.

Hier stoßen wir auf eine eigne Art von Speculation, die lediglich auf die Privatbörse des reichen Mannes sich richtet. Das arme Volk wirft sich nämlich unter die Hufe seines Pferdes oder unter die Räder seines Wagens, um sich dann erkleckliche Schmerzengelder zu erwirken. Selbst die Aerzte in den Dörfern um Paris, die von ihrer Kundschaft kaum zu leben haben, sehen eine solche Ueberfahrung als eine gute Prise an und machen ungeheure Rechnungen, die dann vom Tribunal auf den vierten Theil manchmal reducirt werden und dann noch immer stark genug sind. Niemand in Paris überfährt so viele Leute wie Rothschild, und doch fährt der Mann nicht wilder als ein Anderer und hat wol einen eben so sichern Kutscher wie Jeder. Aber

die Noth ist groß in Paris, und was ist für den Verhungernden eine leichte Quetschung, wenn in der nächsten Viertelstunde stärkender Wein, gute Suppen, ärztliche Hülfe und Unterstützung an Geld da sind und das während einer Cur von mehren Wochen so fortwährt.

Wie ich das erste Mal die Börse besuchte, war ich überrascht, des Buffo Lablache Riesengestalt zu begegnen, der jeden Tag hier anzutreffen war und an diesem 15,000 Franken gewonnen hatte. Weiterhin erblickte ich mehre andere Künstler, die Redacteurs der Zeitungen und viele Dichter und Schriftsteller. Ancelot, der Abends dem Beaudeville durch seine Stücke volle Häuser macht und einen großen Vortheil daraus zieht, spielt während der Börsenzeit mit einem Jeden um die Wette.

Die Galerien rings umher sind mit Damen besetzt, die ich anfänglich für Zuschauerinnen hielt, und es war mir unbegreiflich, was sie denn stundenlang hier fesseln konnte. Die Hitze, ein übler Geruch, keine Eleganz unter den Besuchern, das wilde Durcheinandersummen, das Geschrei, selbst unangenehme Auftritte, die nicht selten sind: — was lockte hier die Besucherinnen an? — Das Spiel. — Auch diese Damen speculiren — auch diese Damen winken ihren Agenten zu sich herauf und ertheilen ihm dann ihre Aufträge — auch diese Damen gewinnen — auch sie verlieren — in einem Spiele, wobei keine Galanterie sie vor harten Unfällen zu schützen im Stande ist.

Wer die politische Erziehung der Frauen in Frankreich kennt, wird sich hierüber nicht wundern. Man kann nicht leugnen, daß den Französinnen eine Emancipation zu Theil wurde, die ich nicht eben für meine liebenswürdigen Landsmänninnen wünschenswerth fände. Schon von Jugend auf werden sie in den Externats und Pensionats in allen Ge-

genständen unterrichtet, die bei uns nur für Männer geeignet scheinen. So lernen z. B. die Mädchen aus dem Bürgerstande, die einst einem ehrlichen Ladeninhaber in der Straße St. Denis, einem Epicier, Fabrikanten oder Buchdrucker ihre Hand reichen sollen, das Rechnen und Buchführen nach der doppelten italienischen Art, denn damit müssen sie sich in ihrer Ehe beschäftigen. Die Kinder werden gleich nach der Geburt in ein nahes Dorf einer Amme übergeben; die Küche und der Einkauf wird den Mägden überlassen; all' die kleinen Häuslichkeiten, womit unsere Bürgerfrauen so wichtig thun und oft ein despotisches Hausregiment ausüben, sind den Französinnen fremd, welche dafür, die Feder hinter dem Ohr, am Schreibpulte sitzen und dem Manne in seinen Geschäften als erster Commis und Buchhalter getreulich zur Seite stehen. Diese männlichen Beschäftigungen und das Bewußtsein, nicht blos zu dem Geschäfte der Mägde verdammt zu sein, geben ihnen eine gewisse Entschlossenheit und ein Selbstbewußtsein, das im ersten Augenblicke einen Fremden in ihrer Nähe seltsam befängt. Hierzu kommt noch, daß die Mädchen, so schüchtern und züchtig sie fast alle dem äußern Anscheine nach sind, da sie von dem sentimentalen Verlieben der Deutschen wenig wissen, indem ihnen Phantasie fehlt und Schwärmerei und Ueberspanntheit gänzlich fremd sind, sich, sobald sie verheirathet sind, in einem ganz andern Lichte zeigen. Sie werden aus der Pension geholt, um verheirathet zu werden. Dies thun sie dann auch mit der größten Folgsamkeit; dann aber erwachen, wie natürlich, Begierden, deren Befriedigung sie sich ebenso zwanglos hingeben wie die Männer, die bei uns nur allein dazu bevorrechtet zu sein glauben. Dieses lockere Band der Ehe in Frankreich, das ohne das Ceremoniell des Priestersegens nur auf der Mairie durch ein-

fache Protokollsunterschrift geknüpft wird, genießt wenig Achtung. Die St. Simonisten, die dessen Abschaffung predigen, erscheinen dort gar nicht so widersinnig oder unmoralisch, wie man auderswo glauben möchte. Dieser heuchlerischen Maskerade, diesem Spiel mit Wort und Treue ein Ende zu machen, heißt keineswegs die Bande der bestehenden Gesellschaft zerstören, die eben durch die Ehe, wie sie jetzt in Frankreich ist, in ihren heiligsten Interessen ganz zerrüttet erscheint. — Dabei nehmen die Frauen in Frankreich eine Achtung für sich in Anspruch und erhalten sie ebenso willig zugestanden, wovon man in Deutschland kein Beispiel sieht. Selbst unter dem rohesten Volke findet dies im Allgemeinen statt, und ich wollte es Niemandem rathen, einem Fischweibe unartig zu begegnen oder einem Freudenmädchen eine Grobheit zuzufügen; im ersten Falle würde die Beleidigte selbst sogleich die schrecklichste Rache nehmen, im letztern sprängen im Momente viele Escrocs hinzu, die mit den Phrynen leben und stets über ihre Sicherheit wachen; und zur Nachtzeit könnte man leichtlich sein Leben zur Stelle einbüßen.

So sind die Frauen in Frankreich und so sind sie im bürgerlichen Leben gestellt: — Was Wunder also, daß sie an die Börse gehen! Und auch die berühmte Mars sah ich dort fast täglich, selbst wenn sie Abends im Theater beschäftigt war. Molière wußte sie seit 30 Jahren auswendig und ihr Publicum kannte sie; aber der heutige Cours war ihr fremd und an der Börse warteten ihrer Neuigkeiten von größerem Belange. Ich beobachtete sie oft und lange und bemerkte nie beim Fallen oder Steigen der Rente eine Aenderung in ihren Zügen, die auf dem Theater, bei vieler Beweglichkeit, doch nur stets den freundlichen Ausdruck der guten Gesellschaft, eines geglätteten Theecirkels zeigen. Spie-

geln sich tiefere Leidenschaften in diesem Gesichte nicht ab? — oder kann sie ihren Zügen so gebieten? Im ersten Falle ist sie eine schlechte, im letztern eine große Schauspielerin — eine Frage, die ich an einem andern Orte weitläufiger zu erörtern gedenke. — Theilnahmlos kann sie, die tägliche Besucherin dieses Spielhauses, den Wellenbewegungen des Courses nicht zugesehen haben. Sie verlor oft bedeutende Summen im letzten Winter.

Wir wollen nunmehr die Börse verlassen. Es ist ein Viertel nach vier Uhr. Freunde und Bekannte, die nebeneinander standen, ohne sich zu sehen, finden sich jetzt und nun erst wird daran gedacht, irgend ein Anliegen zu besprechen oder Arm in Arm dem Boulevard zuzuschlendern, oder im Cabriolet eine Fahrt durch's Bois de Boulogne zu machen.

Père la Chaise.

Als ich das erste Mal Paris verließ, geschah es mit schwerem Herzen.

Es war in den Jahren der Maienwonne — nach dem gewöhnlichen Sinne — zu früh, um diese hohe Schule des Lebens zu besuchen.

Jedoch mein echt deutsches Gemüth, eine rege Phantasie, ein ungeheurer Vorrath von Sentimentalität, ich las noch den Siegwart in meiner Jugend „thränen- und freudenvoll,“ ließen mich die Klippen glücklich umschiffen, denn ich verliebte mich ernsthaft und zu meinem Glücke höchst unglücklich, d. h. ohne Gegenliebe zu finden.

Damals stieg ich hinan zum „Père la chaise“, um von meiner Geliebten, der Stadt nämlich, wo meine Geliebte

wohnte, Abschied zu nehmen. In meiner damaligen Stimmung erschien mir der weite Kirchhof, dieses heilige Gefilde der Ruhe einer großen Nation, am geeignetsten dazu. Von den Stufen eines Mausoleums herab beherrschte ich das starre Häusermeer mit dem darin wogenden Leben; dort unten war ich todt und allein, hier bei den Todten lebte ich und mein Schmerz ward still. Wie ich vom Kirchhof hinabstieg und mich in den Wagen setzte, weinte ich, und als in der St. Antoinevorstadt meine Pferde durchgingen, merkte ich nichts von der Lebensgefahr, worin ich schwebte, denn ich verspürte noch viel von der Ruhe der Seligen in mir, die mir der herrliche Kirchhof mitgetheilt hatte. Seit dieser Zeit fühle ich eine große Vorliebe für den „Père la chaise“ und beneide die Todten, die diese würdige Ruhestätte fanden.

Schon die Straße, die dahin führt, stimmt zu einer erhabenen Feier. Von beiden Seiten Gärtner und Bildhauer, von beiden Seiten Todtenkränze und Monumente, die noch ihrer Bestimmung harren, zum Verkaufe ausgestellt für Die, welche sie nicht brauchen, um von heuchlerischem Eigennutze oder von großprahlendem Dünkel, oder von gebrochenen Herzen gekauft zu werden. Diese starren Todtenblumen werden bald mit Thränen begossen werden, doch sie können darum nicht schöner blühen, jene Marmorsäule bleibt kalt, von heißen Thränen benetzt, und die Trauerinschrift läßt sich nicht verwischen.

Durch ein Doppelthor tritt man ein; selten ist es, hier keinen Leichenwagen anzutreffen, der entweder seinen stillen Passagier absetzt oder von der letzten Station leer nach Hause fährt. Ein dichter Cypressenhain, der sich nach allen Richtungen hin verbreitet, empfängt den Wanderer. Hier ruhen sie die guten Pariser alle, nach einem Leben voll

Geräusch und Unruhe. Der Spaziergang durch Lenotre's sonnige Alleen ist geendet und der englische Garten des Père la chaise gibt kühlenden Schatten. Wer kennt sie Alle, die hier schlafen? Verwitterte Monumente! verblichene Inschriften! Ihr sagt dasselbe: „Wir, die wir hier ruhen, Helden, Staatsmänner, Künstler, die wir die Welt erfüllten mit unserm Ruhm, und wir stille, thätige Bürger, Modemenschen oder Nichtsthuer, wir lebten Alle in Paris, wir tummelten uns auf dem Boulevard, wir klatschten in den Theatern, wir schmausten an guten Tafeln, wir waren verliebt und genossen das Leben. Ja — und wenn wir selbst nicht Alle beglückt zu nennen waren und wenn der größte Theil unsers Lebens trüb und sorgenvoll dahinfloß, so gab es dennoch einmal eine Zeit, wo wir Boulevard, Theater, gute Tafeln, Liebe und Leben hatten und genossen!"

Wie oft schwärmte ich stundenlang hier umher, stieg von Abhang zu Abhang, von Terrasse zu Terrasse, ging an den stolzen Mausoleen der Feldherren und Staatsmänner vorüber und grüßte den heitern Sänger Desaugiers unter dem Rosengebüsch, das ihm gern trinkende Freunde pflanzten; kehrte dem Prachtstücke des Kirchhofs, das sich über dem Gerippe einer Fürstin Demidoff erhebt, den Rücken, um den kleinen Stein zu betrachten, den der weinende Gatte seiner Gefährtin weihte. Was will die Kunst sich hier mit ihrer erhabenen Kälte hineindrängen, wo die Asche der Geliebten sich lindernd und stillend auf's blutende Herz legt? Wer kann hier ein Kunstwerk bewundern, das der Mensch für Jahrtausende aus Stein meißelt, wenn er darüber in Schmerz vergeht, daß das höchste Kunstwerk der Natur, in Staub zerfallend, nur so viel Leben enthält, um einige arme Blumen der Erde entkeimen zu lassen?

Ich umkroch nie diese große Schädelstätte, um zu sehen, wie die Nachkommen mit Denkmälern prahlten.

Es war Abend und der Mond beschien den weißdurchblinkten Cypressenhain. Ich durchstreifte die niedern Gräber der Unbekannten. Plötzlich bleibe ich stehen wie angewurzelt. Vor mir ein Monument unter einem zeltähnlichen Dache. Ringsumher Blumen, eine Wachsfigur, wie ein junges Mädchen gekleidet, Hüte, Flortücher, Kränze, kleine Stückchen Zeuch, Bücher, Zeichnungen — und davor eine Frau mit einem bleichen Gesichte, starren Augen ohne Thränen, geschlossenen, bleichen Lippen ohne Klage und doch ein Sinnbild des tiefsten Grames. Mein Nahen erregte nicht ihre Aufmerksamkeit; ich beobachtete sie lange und sie verrieth durch keine Bewegung, daß Leben in ihr war.

Nachdem ich mich entfernt hatte, nahete sich mir ein fader Mensch und wollte mir die Geschichte erzählen; ich wies ihn stumm ab — der Thor! als wenn man nicht ein solches Bild avant la lettre verstände.

Ich verließ den Kirchhof in einer der düstersten Stimmungen. Der Nachtwind fröstelte mich an. Das arme Weib dort oben, dachte ich, die um ihr Kind trauert, fühlt ihn nicht. Sie sitzt da von all' dem bunten Tand umgeben, den sie ihrer Lieblingspuppe umhing, und wähnt, sie habe sie noch. — Das arme Weib kam mir wie Frankreich vor.

Ich blickte um mich. Da standen die weißen Obelisken auf der Höhe, die Danzig's, Reggio's und Albufera's Gebeine drücken. Sie blicken alle nach dem Rheine hin, dem Strome, den sie oft siegend überschritten, um ihre Waffentänze überall aufzuführen. Warum das lastende Gestein auf den alten Marschällen? Die haben ihre Stäbe längst zurückgegeben und werden nicht mehr ihre bequeme Lage verlassen, um sie wieder zu nehmen.

Frankreichs Heroenzeit ist vorüber. Die alten Braven der Kaiser-Elite, wo sind sie? Sollte ihr Geist in die rothbehosten jungen Conscribirten gefahren sein? Und wo sind die Führer? Sie wurden reich, dick, alt, bekamen das Podagra und ruhen nun faulend auf ihren Lorbern. Der eine alte Kumpan, der Dalmatien ist noch da. Der kann aber nicht mehr zu Pferde steigen.

Alter Knochenberg! Du bist der heiligste Schatz Frankreichs; deine Cypressenhügel sind die grünen Gewölbe seines Ruhmes, deine Denksteine das beredte Museum der Nation, stolzer als das erbeutete, ererbte und erkaufte im Louvre! Zu diesem Steinwald werden die Väter ihre Söhne einst führen und sie werden hier das Buch ihrer Geschichte in starren Schriftzügen sehen und es studiren.

Welche Stadt ist Paris! Frascati und Père la Chaise! Das Panthéon und die Morgue! Ein bal de l'opéra und die Courtille!

Savoyarden.

Ueber die kahlen Höhen, welche Paris einschließen, sehen wir einen kleinen Mann, mit Schmuz und Lumpen bedeckt, in starken Schritten dahinschreiten. Er trägt einen Quersack um den Leib, einen starken Stock in der Hand und einen grauen Hut mit breiten Rändern. Neben ihm trippeln in ängstlicher Hast drei kleine Jungen mit rothbraunen Gesichtern. Sie sind barfuß, haben Pantalons von Leinwand an, darüber Jacken, weit und grob, die ihnen fast bis zum Knie reichen, und auf dem Kopfe eine Art von Nachtmütze aus einem plumpen Gewebe. Alles hellbraun

und dabei schmuzig. Die Kinder sehen in dieser Kleidung wie ungeleckte Bären aus, und doch gucken die kleinen Händchen und Füßchen und die artigen, gesunden Gesichter recht lieblich aus der entstellenden Hülle hervor. Sie sehen ängstlich zu dem Vater hinan; sie wissen nicht, wo es hingeht; sie sind hungrig und durstig und freuen sich dabei wie Kinder auf die Bescheerung.

Plötzlich taucht am Horizonte eine unabsehbare Häusermasse auf, von Baumgruppen durchzogen, aus welcher Kuppeln und Thürme majestätisch emporragen. Es ist Paris, das sich ihren Blicken zeigt. Der Mann verdoppelt seine Schritte, ohne ein Wort zu sagen. Bald haben die Wanderer die Barriere erreicht. Der Vater öffnet seinen Zwerchsack, gibt jedem der Kleinen ein Stück Brot, küßt den Kleinsten und sagt: „Hier ist die Stadt; Euer Vater hat Euch treu hierher geleitet, nun macht's wie er und bringt Euch fort. Gott hat noch keinen Savoyarden verhungern lassen. Wenn Ihr etwas erworben habt, so kehrt heim in unser Thal. Der Himmel segne Euch!"

Und somit kehrt er den Kleinen den Rücken, die sich hingesetzt haben und vor allen Dingen das Brot aufessen, das ihnen der Vater hinterlassen hat. Die Mahlzeit wäre nun wol gemacht, wenn nicht auch ein Trunk dazu gehörte. Doch der gute Himmel sorgt für Alles. Unweit von ihnen steht ein Faß, um Regenwasser aufzufangen. Der Größte klettert daran empor, schöpft mit der Müze daraus und reicht es seinen Geschwistern. So erfrischt und gestärkt wandeln sie auf der Straße weiter, die sie der Zufall betreten ließ und die sicherlich immer zum Ziele führt.

Vor einem Hause sizt ein freundlicher Mann. Ei der Tausend! wie glozen die drei Buben, als er sie zu sich hinruft und fragt, ob sie ein Glas süßen Weines wollen.

Mit Freuden greifen sie zu. So etwas haben sie nie gekostet.

Der Mann geht mit ihnen ins Haus und führt sie in ein schönes Zimmer. Er nimmt den Kleinsten von ihnen auf den Schooß, während die andern die schönen Bilder an der Wand betrachten und sich glücklich preisen.

Plötzlich hören sie ein furchtbares Geschrei. Sie drehen sich um und sehen, daß der freundliche Herr dem kleinen Bruder die Finger in den Mund gesteckt hat, sie aber jetzt schnell wieder herauszieht und den Jungen auf die Erde setzt, der nun mit blutendem Munde dasitzt und schreit.

„Was ist's denn weiter?“ sagt der freundliche Herr; „hier — nimm ein wenig Wasser! Und da sind drei Franken für Deinen Zahn.“ Dabei wischt er ihn ab, besieht ihn und steckt ihn in die Tasche.

Der Kleine sieht das Geld und hört auf zu schreien.

„Wollt ihr Andern auch drei Franken verdienen,“ sagt der freundliche Herr, „so macht Euern Mund auf und laßt Euch zwei Zähne ausziehen; Ihr behaltet doch noch genug für das Wenige, was Ihr mit ihnen zu beißen haben werdet.“

Wie hungrige Küchlein die Schnäbel, so halten die Jungen sogleich die offenen Mäuler dem Zahnarzt entgegen, der lange wählt und prüft, denn die Zähne sind alle ohne Makel und er zöge sie ihnen gerne alle aus. Endlich hat er bei einem Jeden zwei der herrlichsten Schneidezähne sich erwählt und seine Beute in der Tasche, verläßt der Gehülfe des Herrn Desirabode, der alle Straßenecken in Paris mit Zahnreihen verziert, die armen Savoyarden mit blutenden Mäulern. Niemand bekümmert sich um sie und sie weinen und bluten wol einige Stunden. Endlich schleichen sie betrübt zum Hause hinaus.

Der Abend dämmert bereits und sie laufen in den Straßen hin und her; doch sie haben ja Geld in der Tasche, sie kaufen sich ein Brot, legen sich, indem sie es wohlgemuth verzehren, an einen sanftplätschernden Springbrunnen und ergötzen sich daran, die schöngeputzten Leute an sich vorüberziehen zu lassen. Sie preisen sich selig, daß sie der Vater in die Stadt geführt hat.

Auf einmal erblicken sie eine Menge anderer Buben wie sie; die tanzen und singen, haben possirliche Thiere auf dem Arme, welche ihnen gleich sehen, und die schönen vorübergehenden Leute werfen ihnen Geldstücke zu. Sie stehen auf, nahen sich den Andern und werden bald mit ihnen bekannt. Anfangs stehen sie als stumme Zuschauer und betrachten Alles mit der größten Aufmerksamkeit; endlich aber erkennen sie in dem Gesange ihre heimatlichen Lieder, in dem Tanze ihren Tanz; sie sehen, daß man hier auf diese Weise Geld verdienen kann und sie werden es auch so versuchen.

So sind viele Stunden ihnen schnell hingeschwunden, die Lichter erlöschen nach und nach, die schönen Leute verlieren sich und ihre neuen Kameraden verlassen den Platz. Sie besinnen sich nicht lange und schließen sich ihnen an.

In der fernsten Vorstadt steht ein altes wüstes Gebäude, das den Savoyarden als Herberge dient. Eine ungeheure Halle nimmt sie Alle auf. Sie liegen dort theils auf Stroh, theils auf dem harten Stein. Ueber manchem Lager ist ein Kreuzlein oder ein Heiligenbildchen an der Wand; daneben steht das Murmelthier oder die Schildkröte; der Affe schläft neben seinem Eigenthümer. Hier und da brennt eine düstre Lampe und erhellt zur Noth die abenteuerlichen Gruppen.

Die Meisten werfen sich ermüdet zur Ruhe, Einige je-

doch öffnen die Taschen, die sie an der Seite tragen, und theilen ihren Inhalt; Andere treiben Tauschhandel; Andere endlich spielen um verschiedene erbettelte Gegenstände oder nagen einen Knochen ab, oder kauen einige Sallatblätter, die ihnen ein mitleidiger Koch aus einer vornehmen Küche zugeworfen.

Endlich herrscht tiefe Stille und Alles in diesem Raume wird von einem Schlafe umfangen, den kein beängstigender Traum stört, denn die armen Teufel hier haben ein gutes Gewissen.

Kaum graut der Morgen, so regt sich's. Alles wird mit einem Male lebendig, und froh und vergnügt, ohne irgend eine Sorge, geht Alles wieder ans Tagesgeschäft. Die Tafel ist gedeckt wie gestern und Erwerb gibt's gewiß, der die Baarschaft mehrt. Wer ist so glücklich wie ein Savoyarde? In einer halben Stunde ist die ganze Halle leer und der Haufe der kleinen Thalbewohner hat sich in die verschiedenen Viertel der ungeheuern Weltstadt verbreitet und bildet einen ganz originellen Theil ihrer Bevölkerung. Unsere drei Neulinge stehen noch unentschlossen da und wissen nicht, welchen Stand sie ergreifen sollen. Nach kurzem Berathen mit Einigen, die sich ihnen freundlich genähert haben, entscheidet sich der Aeltere für eine Drehorgel, der Zweite für einen Affen und der Dritte, der Kleinste und Schwächlichste von Allen, soll sich nach dem Rathe eines ihrer neuen Freunde, der viel Erfahrung hat, vor die Thür des ersten Restaurants zusammengekauert hinlegen, um so das Mitleid der Vorüber- und Hineingehenden zu erregen. Seine Rolle scheint am leichtesten und sie verspricht dankbar zu sein; dabei behält er seine drei Franken, welche die Andern als Miethe für Affe und Drehorgel im Voraus hergeben müssen.

Am Morgen gehen die Savoyarden mit ihren Drehorgeln und Affen in die Gegend der Tuilerien; dort in den Prachtstraßen de Rivoli und de la Paix umschwirren sie wie neckende Kobolde die Spaziergänger und machen in ihrem schmuzigen Aufzuge zur eleganten Welt durchaus keinen Contrast, denn sie gehören in dies großartige Getümmel, wie die Kothhaufen an die Palastportale und die Verhungernden vor die Thüren der Restaurants. Paris ist die Welt im Kleinen — dort übersieht man mit einem Blicke alles Große und Bewunderswerthe, sowie alles Erbärmliche und Thörichte unserer gesellschaftlichen Einrichtungen.

Dort steigt eine Herzogin aus der Prachtkutsche, sie zieht ihren Beutel und ein Frankenstück gleitet in die Hand des Savoyarden, der sie mit tollen Lazzi umspringt. Hier gehen einige Herren im traulichen Gespräche mit ihren Damen und zwei Savoyarden accompagniren so lange mit ihren Drehorgeln dieses Gespräch, bis sie ein silberner Regen erfreut. Dort auf dem harten Pflaster sitzt einer dieser armen Jungen mit seinem Affen; er sieht ihm so ähnlich und theilt mit ihm einige Kohlblätter, von denen bald er, bald der Affe gesellschaftlich und verträglich abbeißt. Einige junge Prinzessinnen gehen mit ihrer Bonne vorüber.

„Ach mein Gott! der arme Savoyarde!" schallt es einstimmig, und die Bonne gibt ihnen Geld, damit sie selbst es dem Savoyarden geben und sich daran gewöhnen, Gutes zu thun. Der Junge steckt das Geld ein und kaut mit seinem Compagnon fort und fort seine Kohlblätter, um mehr Mitleid und Geld zu verdienen.

Die Promenade in den Tuilerien ist geendet, es wird leer in den sie umgebenden Straßen, die Restaurants im Palais-royal sehen ihre Gäste ankommen und die Savoyarden

bevölkern nun die Rue St. Honoré, Rue de Valois und das untere Ende der Rue de Richelieu.

Im Begriffe, mit gesundem Appetit über die Schwelle eines Restaurants zu treten, der uns eine königliche Tafel zu serviren bereit ist, stößt unser Fuß an einen armen Knaben, der, in Lumpen gehüllt, auf einem Kothhaufen zusammengekauert, zitternd vor Kälte und Hunger daliegt. Wer wird da nicht, von Mitleid gerührt, willig ihm einige Sous zuwerfen? Der Junge steckt sie ruhig ein und bleibt liegen.

Die Tische des Restaurants sind nun alle besetzt, die Fenster stehen offen und es zieht ein Gemisch von aromatischen Dämpfen auf die Straße hinaus. Savoyarden sind es wieder, die mit ihren Drehorgeln und Affen von diesen Dämpfen herbeigezogen werden. Die Essenden an den Tischen, um den Lärm und den lästigen Anblick los zu werden, reichen Brot, Stücke Braten, Würste und dergl. zum Fenster hinaus und die Jungen balgen sich lachend darum und verlassen diesen Restaurant, um bei einem andern den Spaß von vorn anzufangen.

Die Gutschmecker begeben sich in die Cafés und unsere Savoyarden verschwinden auf einen Augenblick, um in schmuzigen Winkeln eine Art von Sieste zu halten. Oftmals legen sie sich auch mitten auf das Trottoir hin, wie ein kleiner netter Junge, den ich stets so in der belebten Rue Vivienne fand. Auch hier sind sie wieder Gegenstände des Mitleids und erhalten manche Spende.

Bald erscheinen sie jedoch auf dem Boulevard und hier ist der eigentliche Schauplatz ihrer Thätigkeit.

Wenn die vornehme Welt bei Tortoni ihre Plätze eingenommen und von dort in unabsehbarer Reihe sich die Stühle erstrecken und diese großartigste Abendgesellschaft sich

versammelt hat, dann sind wieder die kleinen, braunen, schmuzigen Jungen da, um mit der schnarrenden Veille, dem plumpesten Tanze und der abgeschmackten Belle Cathérine die Leute eher zu belästigen als zu unterhalten.

Häufig geschieht's aber, daß eine reiche Engländerin in einer Anwandlung von sentimental humour einem solchen armen Jungen eine Guinée hinwirft, oder daß ein vornehmer junger Herr, der sich von seiner Gebieterin beobachtet weiß, dem Savoyarden einige Fünffranken-Stücke reicht, um bei ihr sich in dem schönen Lichte eines freigebigen, edeln Menschen zu zeigen. Viele von den artigsten dieser Jungen bringen oftmals reichen Erwerb in die allgemeine Nachtherberge; dennoch leben sie schlecht, nur von Dem, was ihnen Gäste und Köche der Restaurants auf die Straße hinausreichen.

Ist der kleine Savoyard ein wenig herangewachsen, so ist seine Bestimmung, Kaminfeger zu werden. Das Kratzeisen, das in seinem ledernen Gurte steckt, ist das Zeichen seiner neuen Würde.

Nicht Drehorgeln, Affen und dergleichen führt er jetzt mehr. Sie gehen in Haufen mit ihren Reinigungsinstrumenten durch die Straßen ihrem neuen Gewerbe nach, unbekümmert um die Spaziergänger und ihre jüngern Brüder, die ihnen nun selbst ihre Lazzi vormachen.

Nur Abends sieht man sie noch an den Spielen ihrer Landsleute Theil nehmen, wenn diese bei einbrechender Nacht einen Haufen Kastanienschalen und andern Kehricht auf den Plätzen zusammenschleppen, um sich ein Feuer zu machen. Seltsam genug sieht es aus, wenn die kleinen schwarzen Gestalten für einen Sous durch die Flamme springen und allerlei andere Kurzweil treiben. Die Kaminfeger präsidiren sodann diesen Spielen, und sehr oft sah ich mit flinkem

Griffe ihre Waffe, das Kratzeisen, aus dem Gürtel ziehen und drohend in die Luft schwingen. Aber schnell sinkt der Arm nieder, denn der Schlag mit dem Eisen würde unfehlbar den Gegner tödten, und nie sieht man bei ihren Spielen wie bei ihren Zwisten Blut fließen.

Der Bube wird nun größer und kann nicht mehr durch die engen Kaminlöcher kriechen; er muß auf andern Erwerb denken. Er wird Kaufmann. Dank sei es den Großmeistern der französischen Küche, welche bereits Würmer, Insecten und Polypen zum Opfer der Gourmandise erklärt haben, daß sie bis jetzt nur die Hasen als Civet und Gibelotte behandeln, aber noch nicht ihre Felle zu einem Ragout zu bereiten belieben. Diese Hasenfelle sind nun ein Legat der untern Küchenbedienten und machen den Haupterwerb der handelnden Savoyarden aus. Vom frühen Morgen bis zur späten Nacht durchziehen sie mit einem eignen Rufe, der ihre Ankunft in den Häusern anmeldet, alle Straßen, um Hasenfelle aufzustöbern. Dieser Handel bringt bedeutenden Gewinn; sie bilden unter sich Gesellschaften, um ihn zu betreiben. In einem Winkel an der Porte St. Denis kann man sie stehen sehen, wo sie mit großem Geschrei und einer komischen Geschäftigkeit ihre Abrechnungen halten, Gewinn- und Verlustconto abschließen und gegenseitig saldiren.

Sonderbar ist es, daß die schmuzige Gesichtsfarbe dem Savoyarden stets eigen ist, er mag treiben, was er will. Der kleine Junge von vier Jahren, der soeben aus seinen Thälern in Paris eintrifft, ist schon ebenso eingerußt im Gesichte wie der Rauchfangkehrer, und dieser bleicht sich nicht im mindesten als Hasenhändler. Ja ich sah Savoyarden, die ihr ganzes Leben in Paris als Wasserträger bleiben, ebenso schwarz im Gesicht wie die Kohlenträger,

und man sollte doch glauben, daß die das Waschen so leicht haben könnten und jeden Augenblick daran erinnert werden.

Nach zehn bis funfzehn Jahren endlich hat der Savoyard, der als kleiner Junge an der Barriere zwei Zähne einbüßte, durch Hungern und Betriebsamkeit ein Vermögen von einigen Hundert bis tausend Franken und mehr. Nun wendet er getrost dem prächtigen Paris den Rücken, um in seinem armen, rauhen Lande ein Weib zu nehmen und seine Tage so lange in Ruhe zu verleben, bis der Himmel ihm ein paar Jungen schenkt, die er — sowie sein Vater einst ihn — nach Paris geleitet.

Die, welche in Paris bleiben, erwählen das Gewerbe der Wasserträger, der Kohlenträger, der Stiefelputzer an den Straßenecken und der Commissionäre. Ihre Eigenthümlichkeiten verlieren sich jedoch nie. An Entbehrungen aller Art von Jugend auf gewöhnt, führen sie ein nüchternes, arbeitsames Leben, haben durchaus keinen Begriff von den gewöhnlichsten Bequemlichkeiten, tragen keine Sorge für Gesundheit oder Reinlichkeit und bringen ihre Zeit fast immer unter freiem Himmel zu.

Mein Stiefelputzer war ein Savoyarde, Joseph mit Namen, ein ehrlicher Bursche, der stets mich mit der größten Pünktlichkeit bediente. Eines Tages läßt er mich im Stiche. Als er am andern Morgen erscheint, bringt er verlegen stammelnd folgende Entschuldigung vor: „Mein Weib, die mir Morgens stets bei der Arbeit hilft, bekam gestern plötzlich, als wir an der Ecke der Straße, auf meinem gewöhnlichen Platze, die Stiefel putzen, heftige Wehen und in wenigen Minuten war ein Knäbchen da — ein Söhnchen, das mir so eigentlich auf dem Eckstein geboren wurde. Ich und mein Bruder brachten sie nach Hause, und da sie so gesund und frisch war und der Junge auch,

so konnte ich dem Drang der Freude nicht widerstehen und trank beim Nachbar Weinhändler einige Gläser. Es mochte wol zu viel gewesen sein, ich habe sie wahrhaftig nicht gezählt; „mais", setzte er mit bescheiden gesenktem Blicke und großem Ernste hinzu, „ce qu'il y a de vrai, je me trouvais dans une situation, où je n'osais me présenter devant Monsieur, pour exploiter mon ouvrage."

So drückte sich mein Stiefelputzer aus, der die Schicklichkeit besaß, mich eher im Stiche zu lassen, als in einem unanständigen Zustande vor mir zu erscheinen.

Die Le Normant.

Im neunzehnten Jahrhunderte ist es schwer, den Ruf einer Wahrsagerin, Wunderthäterin oder Hexe zu erlangen; dafür ist aber auch die Ehre des Verbrennens nicht mit diesem Titel verknüpft.

Jene fromme, reiche Bürgersfrau, ich glaube, sie lebte in Augsburg, die, Eine der Ersten, die Bibel auf ihre Kosten drucken ließ, worin unglücklicherweise der Druckfehler stand: „Du sollt ehebrechen!" wurde als Hexe erklärt und mußte den Scheiterhaufen besteigen. So leicht wurde es damals den Leuten gemacht und dabei doch als etwas Außerordentliches betrachtet. Nicht so heutzutage. In dem frivolen Paris, das so wenig an Wunder glaubt, lebt eine Frau seit vielen Jahren, die in dem Rufe steht, in die Zukunft zu schauen und dem Menschen seine Schicksale vorauszusagen.

Ehe der Kaiser ins Feld zog, ließ er die Le Normant heimlich zu sich kommen, um sich von ihr prophezeihen zu

lassen. Man wußte, daß ihr Ausspruch stets zutraf, und sie kam in großes Ansehen. Die ungeheure Bevölkerung strömte ihr zu; sie wußte in allen Lebensverhältnissen durch ihr Wahrsagen den richtigen Weg zu bezeichnen.

Da dennoch aber den Franzosen, gleich andern Leuten, so Vieles fehlschlug, so müssen sie wol den Weg der Le Normant nicht stets befolgt haben.

Die Folgen der letzten Revolution hat sie auch alle voraus gewußt, sie hat höchst merkwürdige Träume gehabt, und diese Träume sind im Druck erschienen, angethan mit mystischem Zeuge, kabbalistischen Zeichen und Hieroglyphen.

Sie hat in diesen Seher-Träumen Unterredungen mit allen vergangenen und kommenden Dynastien Frankreichs gehabt, und man kann nicht leugnen, daß „Methode in ihrem Wahnsinne" ist.

Aber nicht blos um Weltenschicksale bekümmert sich die Hohe, sondern sie läßt sich herab, auch dem armen Erdensohne, der nichts hat wie eine Geliebte, oder eine zu erhoffende Erbschaft, oder ein Plätzchen in irgend einem Bureau, die Zukunft zu erschließen. Ganz entgegen der Schiller'schen Jungfrau, die sich um solche Lappalien nicht kümmern will, und die arme Agnes Sorel so unbarmherzig abziehen läßt.

Die Zukunft zu erfahren ist eine verzeihliche Neugierde, mich trieb aber nicht diese, sondern eine für den Herausgeber eines „Pariser Album's" viel verzeihlichere, die Bekanntschaft der modernen Hexe zu machen, um sie sodann meinen Lesern schildern zu können.

Da man mir sagte, daß sie sehr besetzt sei, und man immer sich eine Audienz ausbitten müsse, so schickte ich am Montage zu ihr, und erhielt die Erlaubniß, mich Donnerstag zwischen vier und fünf Uhr bei ihr einzufinden.

Es war im Herbste und ein regnerischer Tag. Mein Wagen rollte durch viele Gassen und Gäßchen, bis er endlich durch einen Thorweg in einen Hof fuhr, wo bereits andere elegantere Wagen hielten.

Ich stieg eine unansehnliche Treppe hinan und ward in ein kleines Zimmer geführt, das von einer Hängelampe erleuchtet wurde. Vorhänge und Meubel waren nicht prächtig, doch modern und zierlich. Ich setzte mich zum Kamine und blies die Flamme an. Mein Blick fällt in den Spiegel über demselben und ich bemerke darin ein weibliches Bildniß. Ich wende den Kopf und sehe es in Lebensgröße vor mir. Eine majestätische Dame, im grünen Sammetüberrocke, eine Toque mit Federn auf die blonden Locken gedrückt. „Es ist die Le Normant," sage ich zu mir selbst, und bin bemüht, meine physiognomischen Kenntnisse an diesen merkwürdigen Zügen geltend zu machen. Dies mochte eine Weile geschehen sein, und immer kam die Dame nicht — sie wird mich doch nicht vergessen haben? Ich trete an's Fenster — die Wagen halten noch — ich erkenne sogar einige Livreen. „Es gibt in dieser Zeit viel zu prophezeihen!" denke ich, und drücke mich in einen Winkel des Sophas und schlummere ein. Die Leser werden denken, daß dies ein magnetischer Zauberschlaf gewesen ist, und daß ich daraus zur Clairvoyance erwacht sein werde; ich will aber gleich bekennen, daß mein Schlaf wie mein Erwachen gleich natürlich waren, daß aber, als das letztere eintrat, die Uhr bereits sieben zeigte, ich also schon drittehalb Stunden wartete.

Schon wollte ich ins Vorzimmer hinaus, um mein Dasein höflichst in Erinnerung bringen zu lassen, als sich dem Sopha gegenüber, zur Seite des Kamins, eine Tapetenthür öffnete und ein kleines Frauengebild im grünsamm-

tenen Ueberrock, mit Blondenkrause und Toque, zu mir eintrat. Dem alten, runzligen Gesichte gaben die falschen blonden Locken einen widerwärtigen Anstrich von Jugend und der üble Eindruck, den die unansehnliche Gestalt machte, wurde noch durch die kokette Tracht sehr verschlimmert.

Ich ward von ihrer Gegenwart unangenehm berührt; wenn ich mir aber schnell in Gedanken die Bilder von Macbeth's Hexen und Van der Velde's Pylweise hervorrief, so konnte ich denn doch mit Derjenigen, welche vor mir stand, recht zufrieden sein.

Mamsell Le Normant betrachtete mich einen Augenblick bedeutsam und fragte dann, zu welchem Preise ich mir wahrsagen lassen wollte.

Ich muß bekennen, daß diese erste Anrede mich verwirrte.

Diese Pariser machen von Allem gleich ein Gewerbe. Es ist Alles so baar von Poesie, so materiell, es dreht sich um den leidigen Gewinn. Man denke sich einmal eine deutsche Le Normant in Berlin und nun diese Pariserin mit ihrer nüchternen Einrichtung, ihren blonden Vorbindlocken und ihrem Prophezeihungstarif.

Die alte Schauspielerin Schütz, die doch gar nicht zu zaubern verstand, machte bei ihren malerischen Posituren mehr mystische Flausen und zog hierdurch mehr die Deutschen an, als durch ihre Kunst. Werner nannte sie Pythia, und wir würden sie noch bewundern und Gedichte auf sie machen und ihr allerlei Namen geben, wenn sie nicht selbst den Spaß satt bekommen hätte und Hebamme geworden wäre.

Die mystische Positurenmacherin wurde aber von denselben Parisern ausgelacht, welche die sich in den gesellschaftlichen Formen bewegende Le Normant als Zauberin

verehren. Mit den Wahrsagern im Tivoli und anderswo, die ihre Kunst wol eben so verstehen, als jene, aber wie die Zauberer im Talare und der Spitzmütze dastehen, treiben die Pariser lose Scherze und Unwesen.

Ich bat, Madame möge mir sagen, wie die Preise beschaffen sind.

Sie antwortete trocken: der allerniedrigste sei 10 Franken, und hierfür erführe man natürlich fast so viel als nichts, dann ging es zu 20, 50, 100 bis 500 Franken, das wären die theuersten Prophezeihungen und, wie natürlich, die ausführlichsten. Ich bat um eine recht gute für 20 Franken, und setzte mich, auf einen Wink von der Hexe, auf das Sopha.

Sie hatte sogleich ein Spiel Karten zur Hand, und man denke sich — sie legte mir auf ganz gewöhnliche Weise die Karte — strich die 20 Franken ein und begleitete mich bis an die Thüre des Zimmers.

Was sie mir offenbarte, erlaube mir der geneigte Leser ihm zu verschweigen, es war nicht sehr erheblich; aber wie viel kann man denn für 20 Franken von seinem Schicksale erfahren? Ich will gern glauben, daß man für 500 Franken etwas Erkleckliches wissen wird; aber ein deutscher Schriftsteller darf solche Extravaganzen nicht begehren, um seine Album-Artikel interessanter zu machen, überzeugt, daß es mir mein Verleger nicht Dank gewußt, noch weniger die Auslagen erstattet hätte.

Meine Landsleute.

Langsam zieht sich ein Zug von Weibern und Kindern aus der schmuzigen Vorstadt St. Denis nach dem Boulevard hin. Einige derbe Bursche folgen träg. Laut schreiend springt ein fluchender Kerl ihnen nach, die eine Hand gradehin ausgestreckt, als wollte er die Langsamen damit erreichen, die andere Hand beschäftigt, mit einem krummen Kamme die glatten Haare herunterzustreichen.

Die Andern wandern ruhig fort und brummen ihm maulfaul eine Antwort, ohne sich umzudrehen.

Die Leute auf dem Boulevard werden aufmerksam und bilden eine Reihe, um den Zug vorbeizulassen. Der schreiende Kerl hat sich nun zu den Andern gesellt und hört mit Schelten und Fluchen nicht auf.

Ich sitze da auf einem gemietheten Stuhle und lese den National; plötzlich werde ich aufmerksamer auf die Fremden, die mir schon aus der Ferne als solche erschienen waren. Es sind die süßen Töne meiner Sprache, die ich vernehme — mein Gesicht legt sich in die freundlichsten Falten — denn ich höre: „Vreneli und Hansli," und „was pepperscht denn a so mit dei'm Schnäbeli?" oder, ich träume es zu hören.

Es sind ehrliche Schwarzwälder oder Breisgauer, die ihr schönes Land verlassen, um über den Pariser Boulevard und den Ozean ein Plätzchen zu suchen, das sie einem Tiger oder Wilden abdringen, und worauf sie sich ein Hüttchen bauen können. Das müssen ruhm- oder gewinnsüchtige Leute sein, würde man sagen, wenn man es nicht besser wüßte!

Die guten, einfachen Leute, die genügsamen, arbeitsamen Süddeutschen, welchen Gefahren werden sie Troz die-

ten müssen! welchem Elende werden sie sich preisgegeben sehen! Die Männer werden zu der schwersten Schiffsarbeit angehalten werden, um die Ueberfahrt zu bezahlen, und dabei den Thränenblick auf ihre kranken Weiber und Kinder nicht werfen können, weil diese tief unten im untersten Raume verschmachten.

Die Armen! solchem Elende entgegen zu gehen — und als Vorschule dieser Plagen durch zwei Reihen schallenden Gelächters durchwandern zu müssen.

„Ce sont de véritables Allemands!“ hörte ich die Gaffer sagen, als wären ihnen schon oft falsche für ächte ausgegeben worden.

Die Männer hatten blaue Hemden an, so gut wie die Franzosen, nur war ihr Fußwerk ein wenig plumper; etwa wie sich der Huf des Bretagner Pferdes zum luftigern des Normanns verhält; und statt der vielgestaltigen, buntscheckigen französischen Casquets trugen Jene gestrickte Schlafmützen, oder einen breitkrämpigen, unförmlichen Hut.

Die Weiber hatten sehr lange Röcke an, und konnten also nicht vogelartig wie Französinnen einhertrippeln, sondern schleppten sich vielmehr, als wären ihre Beine gefesselt, wie Baugefangene auf dem glatten Trottoir. Die Jacke war sehr kurz, daher erschien der obere Theil ihres Körpers unverhältnißmäßig zum untern. Auf dem Hinterkopfe, fast in den Nacken geschoben, trugen sie gepolsterte Mützen, ähnlich den Fallhüten der Kinder. Am Busen einer Jeden flimmerte aber ein silbernes Kreuzlein, das Erbstück des Hauses, seit Jahrhunderten vom Halse der Töchter so herabhängend — die Kinder, die in Amerika geboren werden, können es unmöglich so in Ehren halten.

Meine reinlichen Deutschen blieben unfern von mir stehen und kauften einen Kamm.

Im Kreise ringsumher stellten sich die Franzosen, die großstädtischen Pariser, und machten ihre Glossen. Sie, welche die tollsten Fratzen, die barockesten Maskeraden täglich auf ihrem Boulevard zu sehen bekommen, konnten sich nicht satt verwundern über diese Handvoll Auswanderer!

Ein Mensch, der sich von einem großen Bogen rothen Papiers eine abenteuerliche Mütze zusammengelegt hatte, die er schief auf dem einen Ohre trug und deshalb von Niemandem ausgelacht wurde, hatte so wenig Savoir vivre, den armen Schwaben wegen der Nachtmütze, deren Zipfel ehrbar in der Mitte des Rückens herunterhing, laut zu bespötteln.

Ein Anderer in plumpen Sabots und ohne Strümpfe bekrittelte die breiten Messingschnallen und dicken wollenen Strümpfe der Fremden.

Ein altes, schmuziges Weib mit fliegenden Haaren und einer zerdrückten und zerrissenen Dormeuse, sagte im absprechenden Tone, als wäre sie Schiedsrichterin im Gebiete der Mode: „In der That, diese Hauben stehen den Frauen ganz artig, sie sehen darin besser aus, als wenn sie ihre schwarzen Kappen tragen, die ihnen das Ansehen von Fledermäusen geben.“

Der Kamm war gekauft und die Deutschen zogen ihres Weges weiter.

Der alte schwarzwälder Bauer, der früher so geschrien und geflucht hatte, nun aber ganz ruhig geworden war, nahm Eines der jungen Weiber bei der Hand — es war vielleicht seine Tochter — und ging mit ihr an der Spitze des Zuges. .

„Tiens,“ sagte ein Gassenjunge vor sich hin, „der Deutsche führt seine Dame“ —

„Er gibt ihr aber nicht den Arm,“ rief lächelnd eine

niedliche Blumenverkäuferin, die im Gehen einen Strauß band und den Zwirnsfaden aus dem Munde hängen hatte.

„Ich war in dem Lande zur Zeit des Kaiserreichs,“ brummte un vieux brave mit einem Stelzfuße mir zu, da er mich für einen Franzosen halten mochte. „Dort muß man diese Leute sehen. Dort ist nichts als pommes de terre, viel Dreck und diese Deutschen!“

„Nicht möglich!“ rief ich und bog voll Verdruß in eine Seitengasse, ohne mich weiter um meine armen Landsleute und ihre Verspotter zu bekümmern.

Die drei Tage.

Nach solchen Tagen, wie die drei letzten des Julius 1830, ist nichts wol im Stande, die Hefe in Paris so von Grund aus aufzurühren, als die letzten Faschingstage. Da bekommen die Habitués des Boulevard-des-Italiens Besuche, die sich im ganzen übrigen Theile des Jahres vergebens dort erwarten lassen. Der arbeitsame und gewerbfleißige Vorstädter von S. Denis, der mit Feuer und Thon wirthschaftende von St. Antoine vertauschen ihre Werkeltagskleidung gegen bunte Maskentracht; der in Elend hindarbende Lumpensammler von St. Marceau flickt sein Wamms und trinkt sich einen Rausch, und der von allen Freuden der glänzenden Hauptstadt entfernte Bewohner von St. Jacques erscheint — obgleich Pariser — fremd in dem lebendigen Treiben der Boulevards.

Dieser Sonntag sah nur wenige Masken; der Montag keine, der Dienstag endlich brachte Regen und verdarb der Polizei die Freude, denn sie hatte den Escrocs und ihren

Dirnen bedeutend Geld austheilen lassen, um die Lustigkeit des Volksfestes zu erhöhen, da dem ruhigen Beschauer, deren es so manchen gab, sonst leicht die bedenklichen Zeiten einfallen mußten.

Trotz des bedeutenden Regens durchzogen nun die erkauften Fröhlichen der Polizei auf Wagen und zu Fuße die Straßen, hielten bei den Weinwirthen, ließen sich Wein herausbringen, tranken viel und anständig und machten wol auch Hörnermusik. Hunderte von Menschen umstanden dann den Wagen, gafften und lachten, aber recht ausgelassen wollte es nicht werden. Von den Masken zu Fuße waren viele als Cholera verkleidet; als alte zerlumpte Weiber nämlich, mit dicken Bäuchen immer durch Pantomime Kolik ausdrückend. Ein Paar Kerle in zerrissenen Röcken und strotzenden Taschen brachten viel Leben in den Haufen. Sie liefen den Boulevard auf und ab und Volk in Menge hinterher. Ein kleines Mädchen fragte ihren Vater, was die Masken vorstellten, und er antwortete ganz ernst: „ils se sont déguisés en scélérats, mon enfant!“

An Freiheitsbäumen, Schildern und Fahnen, an gallischen Hähnen und Inschriften fehlte es auch nicht, doch war dabei Alles fein ehrbar, „einige chie-en-lit“ (eben so unübersetzbar für zarte deutsche Ohren wie „cul de sac“) ausgenommen.

In der Woche, welche den „jours gras“ vorausging, wurde an allen Straßenecken ausgerufen:

„Ordre et marche du boeuf-gras.“

Herr Cornet aus Caen war derjenige, der dieses Wunderthier mit sieben Anderen auf den Markt gebracht hatte. Der Schlächtermeister (im pariser Tone: marchand boucher) Herr Denaux, wohnhaft place Maubert Nr. 44., kaufte ihn. Aber der Preis ist Staatsgeheimniß geblieben. Einige

mir befreundete Collegen des Käufers taxirten ihn auf 2000 Franken. Sein Gewicht kann ungefähr 3000 Pfund gewesen sein; das Bestimmtere war nicht auszumitteln. Herrn Cornet die Ehre, der seit zehn Jahren die schönsten Vieh-Eleven der Normandie zu Markte brachte.

Der Zug des Ochsen ging am Sonntage den 4ten März, wie das gedruckte Programm besagte, aus den Schlachthöfen in Ville-juif nach der Polizei-Präfectur und dem Stadthause, und begab sich dann wieder in sein Standquartier zurück.

Am Montage erhob sich der Zug, um die Tuilerien und das Palais-royal zu besuchen. Am Dienstage endlich machte der Ochse dem Palais Bourbon und den Boulevards seine Aufwartung.

Die meisten öffentlichen Institute, sowie auch reiche Privatleute, wurden von dem boeuf-gras im Vorbeigehen mit einem kurzen Besuche beehrt; doch wurde hierbei der reichste Mann in Paris, ein weltberühmter Banquier, ganz unbegreiflicherweise übergangen, der bereits 500 Franken zurecht gelegt hatte, um sich über diese Auszeichnung gebührend zu bedanken, wenn sie ihm zu Theil geworden wäre. Ich lag im Fenster und schaute aufs tolle Treiben hinab, wie Jupiter in der bekannten Wiener Posse. Mein Nachbar, der Weinwirth, ließ eine herzzerreißende Musik machen, seine Thür war geöffnet, Masken hielten in Haufen davor mit Geschrei und ausgelassener Fröhlichkeit; mein Aufwärter, der wohlbekannte Pierre aus dem Café-anglais, machte die Honneurs.

Plötzlich wendet sich mein Auge nach dem Boulevard hin, wo Trommeln und Pfeifen ertönen. „Le boeuf-gras!" schreit Alles.

Einige Gendarmen eröffnen den Zug, der im Geschwind-

schritt vorübereilt. Dann kamen Trommeln und Pfeifer, Spanier und Wilde zu Pferde und zu Fuße, Genien mit Guirlanden, die bereits drei Tage durch den pariser Straßenkoth gehetzt worden waren; Männer in Perücken, welche den Ochsen führten, der mit einer rothen Decke behängt war, worauf ein schmuziger Amor saß; alsdann folgte ein Hercules mit der Keule, dessen Statur ebenso bewundernswerth war wie die des Ochsen. Den Beschluß machte ein großer Wagen, worauf sich ein Quodlibet von Masken befand. Einige Freudenmädchen als Göttinnen zeichneten sich besonders darunter aus. In ihrer Mitte ragte ein langer Stab hervor, worauf sich ein kleines goldnes Oechslein befand.

Straßenjungen und müßiger Pöbel, der kein Geld hatte, um die allgemeine Lustigkeit auf andere Weise mitzumachen, erhob einiges Geschrei und stürzte dem Ochsen nach.

Während dieser bunte Zug nun links von meinem Fenster auf dem Boulevard des Italiens sich vorübertrollte, zog ein anderer mit feierlichem Ernste rechts die parallellaufende Rue favart hinab.

Dort Freudenmädchen, Metzgerknechte, Stadtpfeifer, Escrocs, Pöbel und Straßenjungen, die einen Ochsen buntbehängt und als einen Gegenstand toller Verehrung zum Schlachtbeil führen; hier in demselben Augenblicke ein Zug, an dessen Spitze ich Humboldt, Sylvester de Sacy, kurz die glänzendste Gelahrtheit erblicke, die Elite der Rednerbühne, welche einen berühmten Mann zu Grabe geleiten. In dem schwarzen Sarge liegt Champollion der Jüngere, derselbe, der in Aegypten die Hieroglyphen entziffern lernte, und nur die einzige nicht verstand, die ihm am Leben zehrte und es im 41sten Jahre endete.

Es lag eine bittere Ironie darin, daß beide Züge zu

gleicher Zeit hier den Ochsen, dort den Gelehrten den letzten Gang führten. „Den Weg zu ihrer Bestimmung," wie die Franzosen sich so gern in ihrer Sprache ausdrücken.

Ich lag am Fenster und wendete den Kopf bald rechts, bald links — ich wurde dadurch gestört, genaue Bemerkungen zu machen, und bitte mich daher zu entschuldigen, wenn ich nicht genau anzugeben weiß, wie viele Kutschen Champollion's Sarge folgten.

Memento mori!

1.

Sie saß mir gegenüber in ihrem Bureau, die zierliche Frau, und grüßte alle Leute und schrieb in die großen Bücher, die vor ihr lagen, und zog wol tausendmal des Tages die Handschuhe von den weißen, feinen Händchen, um kleines Geld herauszugeben. Und dabei schauete sie mit den großen Augen den Mann, der vor ihr stand, recht fest an, doch ohne einen besonderen Ausdruck in ihren Blick zu legen, der denn auch, war das Geschäft beendigt — sich wieder auf Andere hinlenkte. Ich sah der Frau Stundenlang zu und zerriß selbst mehr Handschuhe als gewöhnlich, um neue bei ihr zu kaufen; man muß aber auch in Paris einen ganz eigenen Handschuhluxus machen.

Den Mann sah man selten, er war in seiner Fabrik von Morgens bis Abends beschäftigt, und nur an Tagen, wo die Nationalgarde paradiren mußte, trat er in seiner hohen Bärenmütze, sich tief bückend, aus der niedern Thür. Er war ein lang aufgeschoßner Mann mit einem bleichen

Gesichte ohne Bart. Die Farbe seiner Haare konnte ich nie sehen, weil ich nie andere als Bärenhaare auf seinem Kopfe erblickte. Ich wohnte nun drei Monate dem Handschuhmacher gegenüber, und hatte nur bemerkt, daß unter den Kunden, die am öftersten wiederkehrten, sich ein junger Mann in Husarenkleidung und stattlichem Backenbarte ganz besonders auszeichnete. Da meine Beobachtungen am Fenster mit Aufmerksamkeit fortgesetzt wurden, so hatte ich es bald weg, daß der bärtige Husar von der zierlichen kleinen Frau sehr begünstigt wurde, denn für ihn hatte sie nicht nur Handschuhe — sondern .... kurz die Sache schien dem Novellenjäger eine gute Beute zu verheißen, und ich forschte mit verdoppelter Emsigkeit dem Verhältnisse nach.

2.

An einem schönen Nachmittage verließ ich den Schreibtisch, um mich in das Gedränge der Boulevards zu mischen. Meine Handschuhe waren schlecht, ich mußte ein Paar neue haben, und trat daher zur Nachbarin in den Laden. Im Winkel saß der Husar, eine Tasse Bouillon trinkend, am Morgen hatte ich den Mann auf die Wache ziehen sehen. Das Weibchen war sehr vergnügt, und sah mit den blitzenden Augen über die Handschuhe hinweg, die sie mir zur Auswahl vorgelegt hatte, nach dem frühstückenden Husaren hin. So sind die Frauen alle in Paris. Die Mädchen haben mehr Züchtigkeit als anderswo, aber so wie der Contract beim Maire unterschrieben ist, haben sie ein Recht, sich einen Cicisbeo anzuschaffen.

Ich trat aus dem Laden und grüßte Madame und ihren Vetter aus der Provinz, denn so hatte sie mir den Husaren vorgestellt, ich lächelte und drückte ihr das Händchen, denn ich konnte mir das schon erlauben als dreimonatlicher

Nachbar, und fragte, ob sie nicht auch vom schönen Wetter profitiren wollte.

Sie zuckte die Achseln und antwortete, sie sei die Sklavin ihres Handschuhmagazins, und überdies heute — wo ihr Mann auf der Wache sei, und die ganze Nacht nicht einmal nach Hause komme, wo ihr also die Aufsicht über Alles auf dem Nacken läge.

Ich lächelte — ich weiß selbst nicht warum. Der Husar legte die Hand an den Kalpack und nickte ihr freundlich Dank für die Suppe — auch ich sagte Adieu und wir gingen zu gleicher Zeit aus der Thür — ich und der Husar — er rechts — ich links.

3.

Spaziergang und Mittagsessen waren längst vorüber. Ich lag rauchend im Fenster. Die Handschuhmacherin trat, sich die Hände reibend, unter die offene Thür und trällerte ein Vaudeville, das wie Nachtigallenschlag klang. Die Gesellen verließen grüßend das Haus. Das Tagewerk war abgethan. Es war 11 Uhr und mit Hülfe des Concierge machte das Weibchen selbst ihren Laden zu. Die Straße war ganz finster geworden. Meine Pfeife schmeckte mir besonders gut, ich blieb am Fenster. Es dauerte nicht lange, schleicht's die enge Straße herauf. Es ist der Husar. Er klopft ein einziges Mal leise an und die Thür wird von innen geöffnet und leise angelehnt. Dem Manne, dem ehrlichen Handschuhmacher, wird's das Leben nicht kosten, denke ich, der liegt gut und warm bei den Kameraden auf der Pritsche. O, Weiber! Weiber! denke ich und verweile recht lange bei diesem Gedanken. Aber wer weiß auch, was der Handschuhmacher für ein Mann ist. Horch! Geräusch im Hause. Sollten die Liebenden bei ihrem Frevel verrathen

sein? Es reißt die Hausthür auf — es stürzt auf die Straße. Der Husar ist's — aber viel kleiner — es ist die niedliche Frau, die in den Kleidern des Buhlen mit Blitzesschnelle die Straße hinabläuft. Ich höre ihr angstvolles Schnaufen aus gepreßter Brust — gleich als wenn Furien ihr folgten, stürzte sie fort. — Sie hat die Stiefel in der Hand, die Uniformpantalons scheinen ihre Eile zu hemmen und sie stolpert an der Straßenecke — da rafft sie sich auf und ist auch sogleich meinen Blicken entschwunden.

4.

Jetzt bin ich am Fenster festgebannt. Im Hause rührt sich nichts mehr. Der Husar ist also noch drinnen. Eine Stunde ist ungefähr verflossen, seit ich die Frau verschwinden sah, und kein Schlaf kommt in meine Augen. Da trabt's an dem entgegengesetzten Ende der Straße. Es kommt näher. Ich erkenne den Nationalgardisten-Handschuhmacher, meinen Nachbar. Hat ihn die kleine Frau herbeigerufen? Sie ist nicht bei ihm — auch kommt er vom andern Ende der Straße. Wie wird das ablaufen?

Der Mann steckt den Schlüssel in das ihm wohlbekannte Schloß und öffnet leise die Thür. Alles ist und bleibt stille.

Schon will ich mich vom Fenster in das Bett verfügen, und denke, das tolle Abenteuer will ja gar kein Ende nehmen. Da plötzlich wird's laut gegenüber. Lichter flackern Trepp auf und ab. Die Fenster in des Handschuhmachers Entresol werden hell. Man reißt die Thür auf. Man läuft fort und kommt mit fremden Leuten zurück. Die Nachbarn erscheinen auf der Straße und das Haus des

Handschuhmachers füllt sich mit Neugierigen. Auch ich geselle mich zu ihnen.

Der Polizeikommissär nimmt einen Proces=Verbal auf und ich höre folgende Aussage des Mannes.

„Eine Unpäßlichkeit, die mich auf der Wache überfiel, war die Ursache, daß mir der Commandant erlaubte, nach Hause zu gehen, um mich in mein warmes Bett zu legen. Um meine Frau nicht zu wecken, trete ich leise ein, ziehe mich ebenso aus und lege mich — wie ich meine — an ihre Seite. Doch statt dessen verspüre ich bald einen kalten Körper neben mir. Eine Todesangst überfällt mich. Ich greife im Finstern mit den Händen umher und berühre einen starken Backenbart, jetzt rufe ich meine Frau und erhalte keine Antwort; Ich hole Licht und finde einen todten Mann in meinem Bette, und von meinem Weibe keine Spur."

In der That lag die Leiche des Husaren, den ich sogleich erkannte, vor meinen Augen. Man forschte die ganze Nacht umher, um die kleine Frau aufzutreiben, aber vergebens. Den Stand des Todten verrieth nichts, da sie die Kleider mitgenommen hatte.

5.

Am andern Morgen führt mich der Weg in die Cité. An der Morgue ist ein Auflauf. Man hat soeben einen Leichnam dahin gebracht. Ich lasse mich maschinenmäßig von dem Gedränge hineinschieben.

Da lag die kleine zierliche Frau todt am Boden — die nassen Husarenkleider hingen wehmüthig träufelnd über ihrem Antlitz.

Kempelen's Schachmaschine.

Der Deutsche, der nie in Paris war, macht sich oft seltsame Begriffe von dieser Stadt. Man spricht von Paris, und dabei denkt man sogleich an Sittenverderbniß — Spiel — Betrug — Liederlichkeit — Spitzbuben aller Art, und — Freudenmädchen.

Was das Erste betrifft, so kann man wol in Deutschland auch nicht darüber klagen. Eine deutsche Stadt von 80,000 Einwohnern verhält sich in dieser Hinsicht zu Paris wie 80,000 zu 800,000. Der geheimen Sünder gibt es überall in großer Menge; es kommt also nur darauf an, den Grad der Sittenverderbniß zu taxiren, und da wird dann gewöhnlich der Maßstab angelegt, inwiefern Laster und Gemeinheit sich mit Frechheit paaren und zur Schau gelegt werden. Es ist wahr, daß es in Paris Reviere gibt, wo den ganzen Tag über eine Menge verlorner Kinder mit geschminkten Wangen, kichernd und einander neckend, hüpfend und tändelnd auf- und abwandeln. Im Anfange erregen sie die Aufmerksamkeit des Fremden, der sich jedoch bald von ihnen mit Abscheu wegwendet, wenn er ihr Treiben erkannt hat, und der dennoch damit endigt, Eine oder die Andere von ihnen wieder mit größerer Aufmerksamkeit zu betrachten. — Diese Geschöpfe belästigen jedoch weder den einsamen Denker im Jardin du Luxembourg, noch den eleganten Stutzer in den Tuilerien, noch den aufmerksamen Zuhörer im Theater der vornehmen Welt; alle diese Orte sind rein von ihnen; und selbst das alte, verrufene Palais-royal ist durch Gisquet's Bemühungen um seine Weltberühmtheit gekommen. Ein Viertel ist nun aber ganz von den „verlornen Kindern" eingenommen, und hier schweifen sie umher zu allen Tageszeiten, bald wie ein

Irrwisch, der hin und her flackernd endlich vor einem sumpfigen Winkel mit lockender Miene stehen bleibt, oder wie ein Schmetterling, der mit seinen bunten Flügeln eine Pfütze streift und hineinfällt. Dies Viertel ist vom Börsenplatz nach der Panoramenpassage, und von der Feydeau- und Säulenstraße eingeschlossen; vermeidet man diese Orte, so ist der Züchtigste gesichert, seine Augen nicht beleidigt zu sehen.

In einer dieser verrufenen Straßen, der Rue des Colonnes, befindet sich ein Haus, Hôtel Feydeau genannt, mit einem schmuzigen und unansehnlichen Kaffeehause, einem Winkel für Kommissionäre und Handelsleute, die hier ihr petit-verre nehmen und ihre kleinen Abrechnungen halten. — Betrachten wir einmal jenen kleinen Mann, der die Pfeife im Munde mit gekrümmtem Rücken lesend am Ofen sitzt. Ein sonderbares, vergelbtes und verschrumpftes Menschengesicht, die Haut nicht unähnlich einem gewaschenen, nicht geglätteten Handschuhe, die großen Augen gleich denen einer Eule am Tage, aus ihren weiten Kreisen theilnahmlos in die Welt glotzend und gespenstische Blicke daraus versendend, eine kleine, gelbliche Perücke nur knapp den blanken schön gewölbten Schädel bedeckend. Die Kleidung nachlässig, schmuzig, doch nicht unmodern.

„Und wer ist dieser Mann?" höre ich fragen, „der mit einem Aufwand von Hoffmann'schen Farben hier geschildert wurde?" — Mr. Alexandre aus Würzburg, ein Mann, der einst ganz Europa in Erstaunen setzte, und sich dafür nur einige Unbequemlichkeiten holte — ein Mann, der den größten Mechanikern, Mathematikern und Physikern ein unaufgelöstes Räthsel zu rathen gab und dafür jeden Tag zwei Louisdors in die Tasche steckte — ein Mann, der ungesehen seine kleine Tabakspfeife rauchte und seinen Gegner

dabei in Wuth und Verzweiflung setzte, — kurz — Mr. Alexandre ist einer der ersten jetzt lebenden Schachspieler, derselbe, der einst des Herrn v. Kempelen's Schachmaschine belebte, und nunmehriger Inhaber des Café Alexandre, Rue des Colonnes Nr. 11. in Paris. Wer hätte wol von Kempelens Türken nicht gehört, der da saß mit dem gravitätischen Ernste eines Muselmannes, unbeweglich und starr, wie es einem wohlgezogenen, unaufgezogenen Automaten geziemt? vor sich ein Schachbret mit den aufgestellten Figuren, ihm gegenüber der Gegner, ein Mensch von Fleisch und Bein und warmem Blut, ein lebendes, vernünftiges Wesen, ein gelernter Schachspieler. Der Mensch bedachte sich lange, lange; endlich that er seinen wohlüberlegten Zug; da schnurrten die Räder einen Augenblick im Innern des Türken; er erhob den Arm, ergriff, ohne sich zu besinnen, den richtigen Stein, that damit den richtigen Zug und mit Geschnurr fiel der Arm sogleich wieder in die vorige Lage und Alles ward still. Dies wiederholte sich einige Male, und der Mensch war matt und der Klotz hatte die Partie gewonnen. Dieses Spiel eines Menschen mit dem leblosen unbekannten Hexenkerl hatte schon für den Zuschauer etwas Peinliches, größer aber mußte dieser Eindruck auf den Spielenden selbst wirken, und man will davon es herleiten, daß viele vortreffliche Schachspieler die Partie gegen den Automaten verloren. Ob eine Möglichkeit da sei, mit gewissen, bestimmten Zügen jede Partie zu gewinnen, scheint problematisch; ich wage hierüber nicht zu entscheiden.

Gewiß ist es, daß, wenn gleich selten, doch Fälle eintraten, in welchen der Automat unterlegen. Alles Verwirrende und Gespenstische an der Erscheinung wäre aber für einen Jeden verschwunden, wenn man Mr. Alexandre zusammengekauert im Fußgestelle der Maschine sitzen gesehen

hätte; ja man würde sich nicht des Lachens haben erwehren können, hätte man ihn erblickt in dem kleinen Raume, mit verschobener Perücke, ängstlich das Spiel berechnend, den Schweiß in hellen Tropfen im Gesichte, dem Ersticken nahe, da er ein Licht bei sich hatte und seine Pfeife rauchte, indem es ihm, ohne zu rauchen, unmöglich war, eine Partie zu gewinnen.

Oeffnete nun Kempelen die Maschine und das Fußgestell, um den Zuschauern zu zeigen, daß Beides leer sei, so mußte der kleine, gnomenartige Alexandre in eine andere Abtheilung schlüpfen, und nur wer den Mann sah, wird dies begreiflich finden.

Der abenteuerliche Gewinn sagte ihm aber nicht auf die Länge zu, er war nach der beendigten Produktion, wenn er das Gehäuse ohne Gefahr verlassen durfte, mehr todt, als lebendig, und konnte, so sehr er als armer Teufel das Geld liebte, seines Erwerbes nicht froh werden. Er schlug es dem Kempelen ab, ihm länger zu folgen, und trat in Paris in den ersten Jahren der Kaiserherrschaft als Schachspieler auf. Im Café de la Régence, das seit Rousseau schon im Rufe steht, der Verein der größten Schachspieler zu sein, fand er bald ein weites Feld, sich einen Namen zu machen. Er gewann sehr bedeutende Summen und ward hierauf selbst Caffetier. Sei es aber, daß er in der Wahl des Lokals unglücklich war, sei es, daß er selbst, das Schachspiel zu seinem Haupterwerb machend, sich zu wenig um sein Haus und seine Gäste bekümmerte, und auch hiezu die nöthigen Eigenschaften nicht besaß; — er sah sein Café nicht von den Leuten besucht, die er gern dahin gezogen hätte, und war genöthigt, um zu spielen, den alten Schachklubb in Café de la Régence nicht aufzugeben.

Dorthin begibt er sich noch täglich und nimmt an den

Partien und Wetten Theil, die daselbst veranstaltet werden, und wozu sich Leute aus der Provinz und dem Auslande stets einfinden. Obgleich das Schachspiel durch viele darüber erschienene Werke, die dem Scharfsinn der Lernenden zu Hülfe kommen, sowie durch die größere Verbreitung der Klubbs jetzt allgemeiner und vollkommener gespielt wird, so wird Mr. Alexandre denn doch noch immer unter die ersten Virtuosen dieses Spieles gezählt, und kein Tag vergeht, wo er nicht ein mehr oder minder bedeutendes Sümmchen gewinnt.

In einem halben Jahre wird die Rue des Colonnes und das Café Alexandre vom Erdballe verschwunden sein. Nicht, als ob der Himmel, erzürnt über das lose Treiben unter den Säulengängen, oder über Alexander's Hülfeleistung zum Kempelenschen Betruge, die Vernichtung jener verrufenen Straße beschlossen hätte, sondern weil die Behörde den Börsenplatz zu vergrößern willens ist, und weil die belebteste Straße von Paris, die Rue vivienne, eine elegante Verlängerung erhält, wodurch sie den Perron am Palais-royal mit dem Boulevard des Italiens verbindet. Das Gedränge in der Passage des Panoramas, sowie die Rue des Colonnes mit ihren Eigenthümlichkeiten wird bei dieser Verschönerung der Hauptstadt allerdings verloren gehen, und es ist nicht meine Absicht, dem Fremden anzugeben, wo er dies Alles bei einem spätern Besuche wiederfinden werde; aber Mr. Alexandre findet er, so lange er lebt, während der Vormittagsstunden in dem alten Café de la Régence, der Façade des Palais-royal gegenüber.

La bonne galette.

Unter den vielen glänzenden Butiken, welche den schönen Boulevard bonne nouvelle einfassen, sieht man eine unscheinbare Bude, mit rother Farbe angestrichen und von einem blau und weißgestreiften Zeltdache gegen Wind und Wetter geschützt, eine goldgemalte Ruhmesgöttin stößt als Aushängeschild in die Trompete, und darunter steht ganz einfach: à la renommée.

Es liegt ein übergroßer Stolz in dieser kleinen Inschrift, worauf ich meine Leser vor Allem aufmerksam machen will. Ich gedenke keine sprachforschlichen Untersuchungen anzustellen und bitte, daß man mir erlaube La renommée hier mit „Ruhm" zu übersetzten. Ich weiß recht gut, daß „la gloire" gewöhnlich so übersetzt wird, und daß man „la renommeé" gern mit „Ruf" verdeutschen möchte; aber dieses Wort ist dem französischen „reputation" ganz entsprechend und „la gloire" ist der Ruhm in engster und erhabenster Beziehung, der eigentliche deutsche „Ruhmesglanz." A la renommée also, und wenn es mir auch nicht schon die bausbackige Ruhmesgöttin deutlich mit ihrer Trompete zubliese, welcher das Wort doch eigentlich nur zur Unterschrift dient, heißt in diesem Sinne: „zum Ruhme!" Mit der Renommée springen Garköche, Pastetenbäcker, Haarkräusler, Gemüsehöker und dergleichen in Paris leicht um, und man liest auf ihren Schildern: à la renommée de la bonne volaille, oder à la renommée des bonnes meringues, oder de la bonne coupe des cheveux, de la bonne choucroute etc. Es wird aber keinem dieser Leute einfallen, sich à la renommée schlechtweg zu nennen, und durch dieses schlechtweg eben sich nicht nur den Ruhm aller

seiner Mitbürger, sondern den Ruhm des ganzen Erdballes zuzueignen.

Mein Mann folgert als ächter Pariser ganz nach Voltaire's Weise so: „Europa ist der berühmteste Welttheil, Frankreich das berühmteste Land in Europa, Paris die berühmteste Stadt in Frankreich, der Boulevard die berühmteste Straße in Paris, der Boulevard bonne nouvelle der berühmteste Theil davon; mein Laden der berühmteste in diesem Theile der Straße; ich der berühmteste Mann in meinem Laden, weil außer meinem Jungen Niemand darin ist! folglich bin ich der berühmteste Mann in der Welt und die Aufschrift „à la renommée" ist gerechtfertigt." Und in der That verdient der Mann, der zuerst auf den Gedanken kam, diese Bude hier zu errichten, seiner Fähigkeit wegen, aus dem Geschmacke seiner Landsleute, bei einem Aufwande so geringer Mittel, den ungeheuersten Vortheil zu ziehen, mit seinem Namen auf die Nachwelt zu kommen; und es ist mir leid, daß ich ihn nicht zu sagen weiß.

La galette ist ein Backwerk der unverdaulichsten Art, nicht eben wohlschmeckend, und doch ein Leibgericht der Kinder, Handwerksbursche, Mägde, ja der ganzen untern Volksklasse. Jeder Patissier am Boulevard hat sie daliegen, und ringsum sieht man alle Mäuler Galette verspeisen und sich's wohl sein lassen.

Der Mann im rothen Laden dachte sich nun, die Patissiers sind Narren, sie müssen große Lokale haben, backen Torten und Kuchen neben ihrer Galette und was sie an dieser verdienen, setzen sie an dem übriggebliebenen Zeuge wieder zu. Ich will mir ein Lokal miethen, wo gerade vorn ein Tisch stehen kann, um stets eine mäßig große Galette darauf stellen zu können, während hinten ein kleiner Backofen immer neue und warme Galetten zu Tage fördert.

Ich und ein Junge sind das hierzu nöthige Personal; meine Gäste stehen vor dem Tische auf dem herrlichen Boulevard, unter Gottes freiem Himmel, und können gewiß in keinem schönern Lokal aufgenommen werden. Es kann nicht fehlen, daß ein schöner Sesselverleiher sich bald in meiner Nähe etablirt, sobald er den zahlreichen Besuch vor meinem Tische wahrnimmt; daneben wird sich ein Regenschirmvermiether aufhalten, um meine Gäste für ein paar Sous zu beschirmen, falls es regnen sollte, und es ist somit für alle Bequemlichkeiten gesorgt. Meinen Tisch kann ich so weit hinausrücken, als ich will, ohne die Façade des Hauses zu verändern, und steht er endlich so, daß jeder Vorübergehende fast darüber fällt und die Düfte der Galette ihm unwiderstehlich in die Nase steigen, so will ich doch einmal sehen, wer der Versuchung widersteht.

Diesem Vorsatze folgte die Ausführung auf dem Fuße; „la renommée" wurde eröffnet und nach zehn Jahren zog sich unser Mann mit bedeutenden Renten (wie man mir sagte, 20,000 Franken) auf sein Landgut zurück und überließ das bedeutende Geschäft in dem kleinen rothen Laden, unter dem blauen Zeltdache, seinem Sohne.

Da sah ich nun den jungen Mann in schlichter, grauer Jacke mit bloßem Kopfe stehen, ein großes Messer in der Hand, das er immerwährend fallen läßt, wobei ein vor ihm stehender Galettenfreund das abgeschnittene Stück unter dem Messer schnell wegzieht und einen Sous dafür hinwirft. Man berechne, wie oft das Messer in einer Minute fällt und wie viele Sous in 10 bis 12 Stunden auf diese Weise eingenommen werden, wenn ich der Wahrheit gemäß bemerke, daß ich zu allen Tageszeiten vorüberging, oft stundenlang aus der Nähe den kleinen Laden beobachtete und den Mann in fortwährender Thätigkeit fand. Wenn

ich oftmals in der Mittagssonne oder Abends den Mann stehen sah, in Schweiß gebadet, alle Adern im Gesichte aufgelaufen, mit stieren Augen auf die Galette und das hingeworfene Geld blickend, nur dann und wann dem Jungen am Ofen mit heiserer Stimme: la Galette! zurufend, wenn die eben angeschnittene bald zu Ende war, und den Haufen Geld neben ihm bemerkte; während er am Morgen stets fröhlich an seine Arbeit ging, die ersten Galetten lustig zerschnitt, sie den Kunden freundlich hinreichte, wol auch ein paar Worte dabei sagte, während nur einige Sous-Stücke erst vor ihm lagen: dann fielen mir alle die thörichten Menschen ein, die nie genug von dem leidigen Metalle haben können und darüber ihr Lebensglück und jeden Genuß verscherzen. Dieser Mann lebt nun mitten in Paris, und alle Herrlichkeiten dieser Stadt sind nicht für ihn da. Ist sein Loos nicht mit dem eines Galeerensklaven auf der Ruderbank zu vergleichen, und sind die vielen Tausend Sous-Stücke, die er täglich nach Hause schleppt, nicht eine ebenso starke Kette, als die, welche der Rudersklave nach sich zieht?

So lebt aber mit wenigen Ausnahmen fast Jeder, der einen offenen Laden in Paris hat. Wohl ihm, wenn er, wie der wackere Bürger mit seiner Galette, nur immer unter der Last der Arbeit fast erliegt und nicht vor Langerweile und Hunger umkommt. Vom frühen Morgen bis Abends 12 Uhr sind die Magazine geöffnet, an Wochen- wie an Festtagen. Da gibt es keine Erholungen, keine Bierkneipen, keine Kegelbahnen, wie bei uns; jeder Tag bringt ohne Abwechselung dieselbe Sklaverei zehn bis funfzehn Jahre lang; dann muß der Bürger so viel erübrigt haben, daß er sein Geschäft jüngern Leuten überlassen und sich mit einem größern oder kleinern Einkommen in die

Provinz zurückziehen kann, um dort seines Lebens erst froh zu werden.

Die kleine Bude à la renommée ist stets ein Standquartier einer Menge Savoyarden, die theils sich um die Brosamen raufen, die von dem Tisch auf die Gasse fallen, oder von irgend einem mildthätigen Käufer wohl auch mit einem Stückchen Galette regalirt werden.

Gehen Bonnen mit ihren Kleinen vorüber, so klatschen diese schon 100 Schritte von der Renommée in die Hände und beflügeln ihren Gang, um nur recht bald ihr Stück verzehren zu können. Wegen des starken Absatzes ist die Galette stets frisch und heiß; ihr Duft steigt der Bonne in die Nase und auch sie muß ein Stück für sich haben. — Ein junges Mädchen, blühend und züchtig, die nur selten ihre Pension verläßt, geht vorüber; sie muß sich den für sie seltenen Genuß verschaffen, bei der Renommée ein Stück Galette zu kaufen. — Natürlich zieht dies einige junge Elegants herbei, die eben im Rocher de cancale sich mit allen Leckerbissen des Weltmeeres vollgestopft haben, um die Kleine in der Nähe zu besehen, und sich an ihrer zitternden Verlegenheit zu ergötzen, womit sie das Sous-Stück aus einem Winkel ihres Strickbeutels hervorsucht und, von andern Hungrigen gedrängt, dann schnell den Tisch verläßt. Jeder dieser Elegants hat ein Stück Galette gekauft, das er nun den ausgehungerten Savoyarden hinwirft, die darüber herfallen und das lebhafte Gewirre um die Bude vermehren.

Hier hat ein Militär und ein Dämchen sich lange schon im Auge, die Renommée ist am geeignetsten, sich einige Worte zu sagen. Beide treten fast zu gleicher Zeit an den Tisch und der Verkäufer hat schon zwanzigmal sein: „plait-il?“ wiederholt, ehe die beiden, im Gespräch vertieft, es bemer-

ken, ihre Sous hinlegen und an die Seite treten. Mitunter kommt dann wieder ein Mensch, der hungrig, wie er ist, die verdienten Sous nicht besser anzuwenden weiß, als daß er ein dreifaches Stück Galette kauft. — Hier naht sich eine abgezehrte Gestalt in einem abgeschabten Kleide, das ein rothes Band ziert. Die Züge sind edel, wenn gleich ein tiefer Gram darin gewühlt hat; der Mann tritt an den Tisch und fordert ein Stück; indem er es erhält, macht er einen Blick auf die Galette und den Geldhaufen, einen Blick, so heißhungrig, so neidisch, daß mir unheimlich wird. Er spricht Etwas mit heiserer Stimme, das ich nicht verstehen kann; der Verkäufer wickelt sein Stückchen in ein Blatt Papier und der Käufer steckt es in die Tasche. Aber einige Schritte weiter stellt er sich in die Dunkelheit eines Thorweges, öffnet gierig sein Papier und ißt seine Galette mit einem Appetite, als wäre sie das Köstlichste, und nimmt sich sorgfältig in Acht, daß nicht ein Krümchen auf die Erde fällt. Falsche Scham hielt den armen Mann davon ab, wie die Andern am Tische selbst zu essen. Einst ging er stolz an der Galette vorüber; nun ist dieses sein Frühstück, sein Mittag-, sein Abendbrod. Der daheim noch eine gute Suppe und Fleisch zum Mittag findet, schämt sich nicht dieses winzigen Frühstücks. Der Arme aber meint, ein Jeder sähe es ihm an, daß dies Alles sei, wovon er 24 Stunden lebt — und in der That könnte man es ihm ansehen, vom tiefsten Mitleiden durchdrungen. — Ich erkundigte mich nach dem Manne, und erfuhr, daß er sich standhaft weigerte, von irgend einem Freunde eine Unterstützung anzunehmen; und daß der Staat, dem er seine Thätigkeit in früherer Zeit gewidmet habe, sich nicht um ihn bekümmere. Zwei Versuche hatte er gemacht, sich durch Kohlendampf zu ersticken, und beide Male hatten mitleidige Freunde die Grau-

samkeit begangen, ihn ins Leben zurückzurufen und ihn zur Galettenmahlzeit noch länger zu verdammen.

Ich hatte nach dieser Mittheilung, die mir ein vorübergehender Freund machte, genug an meinen Beobachtungen am Galettentisch, den nun, da zufällig eine kurze Pause für den geplagten Verkäufer eingetreten war, die täppischen Savoyarden-Jungen umsprangen und, einen zu grellen Contrast mit meiner Stimmung abgebend, mich schnell aus seiner Nähe vertrieben.

Ein Dilettant.

Seht ihr in jener Loge des ersten Ranges den fetten Mann, in ganz anständigem Costüm, mit den großen, weit aufgerissenen Augen, den dicken Lippen, die sich mit Salbung zusammenziehen, ehe sie zu sprechen anfangen, den zuckenden Fingern, dem hin- und herwackelnden Kopfe? Den wollen wir beobachten.

Die Ouvertüre endet soeben und unser Mann wirft sich in die Lehne seines Sessels, bläst sich Luft zu und scheint sehr angegriffen und in der That, er hat gearbeitet wie ein Kapellmeister, mit den Armen die Luft zersägt, mit dem Kopf den Tact angegeben, mit den Füßen leise getrommelt, und am Ende nicht aufhören wollen „Bravo" zu schreien und zu klatschen. Den Moment des Aufziehens der Gardine und den ersten Chor füllt er damit aus, seinem Nachbar die Herrlichkeit dieser musikalischen Schöpfung auseinander zu setzen. Es geschieht ohne Zusammenhang, sein Vortrag besteht in enthusiastischen

Ausrufungen, er wiederholt sich darin und — bricht ab, weil er wirklich nichts mehr zu sagen weiß.

Nun erscheint der erste Tenor, sein Gott — seine Seligkeit! Das Wort erstickt ihm auf der Lippe, er beißt dem eben angefangenen den Kopf ab und schluckt den Rest hinunter. Er lehnt sich weit über die Logenbrüstung, rückt seinen Sitz zurück und streckt die Füße weit hinter sich. Er scheint nicht nur zu schwimmen, sondern er schwimmt wirklich in Wonne und Entzücken. Das Wort „felicità“ schlägt an sein Trommelfell, hallt in seinem Herzbeutel wieder, pulsirt in seinen Venen und Arterien, er ist ganz Glück, l'homme-bonheur, wie sich die Franzosen ausdrücken.

Nun tritt die Prima Donna auf; des Sängers Tenor irrt nicht mehr liebeklagend allein; der singende Sopran gesellt sich trillernd dazu, aus unserm bisher ruhigen, entzückten Schwimmer wird nunmehr auch ein Künstler.

Er stützt sich auf seine Arme und erhebt sich halb, läßt sich aber gleich wieder mit aller Macht zurückfallen.

Die schmelzenden Läufe beider Stimmen wiegen lind seine Gefühle. Er wirft den Kopf in den Nacken, dann schnell und taktwidrig hin und her — was fragt solche Exaltation viel nach Takt! — er wiegt sich auf seinem Stuhle, um den Eindruck zu vergrößern und einen künstlichen Schwindel hervorzubringen. Leise und ohne Melodie, wie eine Aeolsharfe, singt er mit, und als seine Nachbarn zischen, sieht er sich befremdet um und schilt sie innerlich: rohes Gesindel.

Das Duett schließt heroisch mit:

„Al campo! Addio! alla gloria! und vittoria!“

Nun wird er ein Held: er ballt die Faust, streckt den Arm weit hinaus, als ob er drohte, setzt sich zurecht, und fällt erst wieder zurück, um wie wüthend zu klatschen. Das

Duett ist geendet, seine Lieblinge treten ab und was nun folgt, ist nicht im Stande, ihm die geringste Aufmerksamkeit abzunöthigen. Er wendet sich zu seinem Nachbar, schwatzt, hustet, lorgnirt in die Logen umher.

Aber das Ritornell eines Siegerchors beginnt. Pauken und Trompeten verkünden das Nahen des ersten Tenors, der im Triumph hereingetragen wird. Unser Mann wird nun selbst zum Triumphator. Wie seine Augen glänzen von gestillter Kampflust und Siegesfreude! Er sitzt wie zu Pferde, in die Brust geworfen, den Kopf erhoben, und grüßt freundlich zu beiden Seiten, den rechten Arm stämmt er in die Seite. Der Tenor erscheint auf der Scene und Alles applaudirt. Aber unser Triumphator klatscht nicht mit, er reitet immer zu, so lange der Marsch dauert, seine Stellung wird immer erhabener, jedoch sein inneres Entzücken gibt sich auf andere Weise kund. Er wird völlig närrisch. Er stößt unartikulirte Töne aus, er nickt seinem geliebten Sänger zu, er möchte ihn verschlingen, so scheint es.

Während des Schlußchors scheint er theilnahmlos. Er ist abwesend, erschöpft, er sammelt sich nach und nach und das Abschieds-Compliment der Künstler erwidert er ganz ernst und tief.

Von dem Augenblicke, daß der Vorhang zu fallen beginnt, bis zum letzten Striche im Orchester klatscht er ununterbrochen, dann hüllt er sich in seinen Mantel, schöpft tief Athem, drückt sich schnell in einen Winkel der Loge, legt den emporgehobenen Kopf in die Ecke, schließt die Augen und verweilt so einige Minuten, dies ist eine kleine Recapitulation seiner Seligkeit. Er hat die Oper mitgelebt und träumt jetzt von ihr. Doch seine Einbildungskraft verläßt ihn und der Zauber schwindet. Er läuft durch die

Corridors, die Treppen hinab, auf die Straße und singt dabei immerfort in den Bart. Er fängt mit der Ouvertüre an — er setzt sich in ein Café, geht noch ein wenig spazieren, und wenn er in's Bett steigt, singt er den Schlußchor.

Von diesen nicht eben himmlischen Harmonien eingewiegt, schläft er ein und träumt — er sei eine Oper, oder eine Note, oder ein Terzenlauf, und werde gesungen, und kollere aus der Kehle einer Sängerin, und dieser Traum spiegelt ihm abermals so lange sein Glück vor, bis daß er am andern Morgen erwacht, sein Auge auf den Opernzettel fällt, und er diese seine Lieblingslectüre mit Heißgier hinunterschlingt.

Ich kenne diesen Mann schon lange, und oftmals in der Oper, während er nach seiner Weise hörte, begnügte ich mich nach der meinigen zu sehen.

Er ist ein Deutscher, dreißig Jahre in Paris. In seiner Jugend war er, was wir „Enthusiast“ nennen, und aus einem solchen wird dann im Alter, wenn's hoch kommt, ein Dilettant!

Restaurants.

Ich habe die meisten Nationen bei ihrem Essen und Trinken belauscht und mir manchen absonderlichen Appetit nicht erklären können. Ein Resultat meiner Beobachtungen war jedoch: in einem fremden Lande stets so zu leben, wie es die Einwohner gewohnt sind, und sich nach und nach ihre Weise anzueignen, selbst wenn es für die erste Zeit mit einigen Unbequemlichkeiten verknüpft sein sollte.

Der columbische General Santander machte während seines Aufenthalts in Hamburg im Winter bei achtzehn Grad Kälte einen Spaziergang. Erstarrt trat er in den Schweizer-Pavillon und lief sogleich zum Ofen. Seine in Hamburg einheimischen Begleiter foderten Madeira, Port, Punsch, Necus. Er wollte von all Dem nichts, sondern begehrte nach ächt südamerikanischer Weise: Limonade. Man kann sich denken, welche Wirkung dieser Trank in Bogota, und welche entgegengesetzte er im hamburg'schen Winter machte. — Einwohner von Laguayra und Bahia aßen zu Heringen, um ihren Durst zu stillen, Kirschen, weil sie während des Tages in ihrem Klima nicht zu trinken pflegen; Reisende aus den nordamerikanischen Staaten schmausten zu Erdbeeren und Milch: Chesterkäse mit Butterbrot.

Ist der Geschmack in allen Dingen verschieden, so ist er's in der Art und Weise sich zu nähren wol am meisten.

Die Gewohnheiten der Lebensweise in den verschiedenen Ländern beruhen größtentheils auf diätetischen Grundsätzen. So hat es seine guten Gründe, daß der Oesterreicher seinen Wein wässert, der Franzose sein Wasser rougirt, der Engländer zu seinem Rindfleische den feurigen Portwein ohne alle Beimischung trinkt, und der Nordländer vom Branntweine häufigen Gebrauch macht.

Ich habe, wie schon gesagt, in verschiedenen Gegenden und Klimaten gelebt und mir stets nach jener Lebensweise die meinige gemodelt, besser aber — als wenn ich nach der französischen lebte — habe ich mich nie befunden.

Es gibt in Paris verschiedene Arten, um seinen Hunger und Durst zu befriedigen. Die kleinen Laden der Weinhändler und Traiteurs übergehe ich, weil sie mehr oder weniger unsern Kneipen entsprechen und nur für die untern Volksklassen vorhanden sind.

Die schlechteste Art, sich mit Anstand satt zu essen, sind die „Salons à prix fixe." Ich fange auch hier nicht mit den allerletzten an, weil ich das Wort: „mit Anstand" vorausgeschickt habe. Man hat hier in engen, nicht eben sehr reinlichen Lokalen das Recht, für einen Franken und fünf Sous von einer Speisekarte, die wol funfzig Gerichte zählt, die alle mit stolzen Namen prangen, vier Schüsseln, die Suppe, mitbegriffen und ein Dessert zu wählen, wozu man Brot so viel man will und eine halbe Flasche leichten Burgunder erhält.

Die Wäsche ist weiß, das Besteck ist Silber und die Teller sind feines Porzellan. Statt der Garçons wird man jedoch von Mädchen bedient, sogenannten Grisetten, die Abends, wenn die Anstalt geschlossen wird, ein anderes Handwerk zu treiben wissen.

Bedeutend höher stehen schon die Restaurants zu dreißig Sous. Hier trifft man bereits passable Gesellschaft und an der Ecke der Rue de Valois wie in der Passage des panoramas und du Saumon ist die Küche auch reinlich und schmackhaft. Ein eleganteres Lokal und etwas größere Auswahl bieten die Restaurants zu zwei Franken. Hier findet man schon recht anständige Leute, mitunter Damen, und wenn gleich die Küche von dem Ideal französischer Kochkunst noch weit entfernt ist, so findet der Gourmand von kleinen Mitteln und großen Ansprüchen doch wenigstens auf der Karte von Pestel, Follet und Richard alle vornehmen Artikel und kann mit einiger Phantasie sich den fehlenden Feingeschmack ergänzen. Das genügt dem Franzosen!

Die Deutschen geben hingegen selbst den kleinsten Restaurants, die jeder Speise einen Preis geben, nicht aber zu einem festen Preise dem Gaste die Wahl überlassen, den Vorzug. Es ist, oberflächlich betrachtet, nicht gut

einzusehen, wie man es den Gästen freistellen kann, sich kostbare Seefische, oder seltene Gemüse, oder Trüffeln und dergleichen, Alles zu demselben Preise zu wählen. Allerdings sind diese Gegenstände immer aus der zweiten Hand, aber die Menge der Besucher macht es dem Wirthe leichter, als man denkt, die Speisen besser zu geben. Ja er muß Alles aufbieten, sie so gut als möglich zu haben, um die Menge anzulocken, denn nur dadurch kann er bestehen. Die Einrichtung eines solchen Restaurants kostet gewöhnlich 100 bis 200,000 Franken. Rechnet er nun die Zinsen seines Kapitals, die Kosten des Locals, der Bedienung, Beleuchtung, Wäsche, der Utensilien und des Küchenbedarfs, und das berechnen diese praktischen Menschen auf einen Liard, so bleibt ihm gewöhnlich an einem Couvert von zwei Franken kein größerer Profit als vier Centimes. Von zwölf Uhr Mittags bis acht Uhr Abends wird gefrühstückt und dinirt. Bei einigem Glücke füttert er zweihundert Personen täglich ab, und somit fallen acht Franken am Abend in seinen Sparhafen, welches im Jahre an dreitausend Franken beträgt, die als Zins tragendes Kapital nach zwanzigjähriger Wirthschaft ein schönes Sümmchen ausmachen.

Von den Restaurants, die sich nach der Anzahl und Güte bezahlen lassen, gibt es wieder mehre Klassen. Die letzte ist die, wo die gewöhnliche Schüssel fünf und sechs Sous und die theuerste nicht mehr als einen Franken kostet. Dann kommt eine andere, welche die gewöhnlichen Schüsseln zu acht bis zehn Sous liefern, und endlich diejenigen, wo man das Allergewöhnlichste mit funfzehn Sous bis einen Franken bezahlen muß.

Was nun kommt, sind die vornehmsten Restaurationen, wo man entweder zu einem bestimmten Preise in den

Cabinets de Société dinirt, oder nach einer kostbaren Karte die Speisen wählen kann.

Hier wird es einer Person mit etwas Appetit leicht, 20 bis 30 Franken zu verzehren. Der theuerste Ort dieser Art ist der weltberühmte Rocher de Canale, wo man alle Delicatessen, welche der Ozean bietet, im Uebermaße stets vorräthig findet.

Es liegt ein großer Unterschied darin, wie der Deutsche, der Brite, der Franzose ißt. Der Deutsche, in seiner ungünstigen Zeitabtheilung befangen, befindet sich dabei am unbequemsten. Zwischen den Geschäften und Sorgen des Tages schlingt er sein frugales Mahl hinunter, das bei dem Norddeutschen mehr aus Fleisch oder Fisch, bei dem Süddeutschen mehr aus Mehl und Gemüsen besteht. Auf eine besondere Ausschmückung und Verlängerung des Genusses kann hiebei nicht gedacht werden. Das Gespräch dreht sich um die nächsten Interessen, die oft ärgerlich genug sind und eine empfindliche Misstimmung hervorrufen. Das Essen der Briten kommt der Fütterung der Thiere am nächsten. Er will nur das Bedürfniß des Hungers befriedigen. In einer kleinen Abtheilung eines großen Zimmers sitzt er mit sich allein, vor sich einen Fleischberg, wovon er herunterschneidet, bis er gesättigt ist. Ein durchbrochenes Geländer scheidet ihn von seinem Tischnachbar, und er zieht einen Vorhang zu, um von diesem nicht einmal die Nasenspitze zu sehen. — Wie anders ist nun aber der Franzose! Die Tafelstunde ist für ihn die Feierstunde des Tages, das Thor der angenehmsten Genüsse, durch das er, bis dahin erdrückt von Lasten und Geschäften, mit frohem Herzen schreitet. Nachdem der Franzose den ganzen Morgen bei der Arbeit zubrachte, die Börse und den Boulevard besucht hat, begibt er sich um fünf Uhr nach

Hause, um sich mit mehr Sorgfalt zu kleiden und dann sein Mittagsmahl einzunehmen.

Die Restaurants haben ihre schönen Säle bereits vortrefflich erleuchtet, Alles ist zum Empfange ihrer Gäste eingerichtet. Die kleinen Tische werden nun nach und nach besetzt. Man macht sich im eigentlichen Sinne des Wortes breit, und von dem Augenblicke an, da der Franzose die Serviette durch's Knopfloch zieht, bis zu dem, wo er die Rechnung fodert und zu dem für deutsche Augen nicht eben ergötzlichen Gebrauch des Händewaschens und Mundausspülens schreitet, ist er ganz Bequemlichkeit, ganz genießend, ganz Glück und Zufriedenheit.

Welche freudige Erwartung spiegelt sich in den Mienen jener beiden alten Herren ab! Sie haben ein salmi de becasse bestellt und würzen sich die Zeit des Wartens mit Jagdgeschichten, Anekdoten von Hunden und naturgeschichtlichen oder küchlichen Bemerkungen. Die Schüssel kommt endlich, während der Unterhaltung sind zwei lange Brote aufgegessen und die Flasche Wein in kleinen Zügen ausgetrunken worden, beides wird ersetzt. Und mit welcher Salbung werden nun die Stücke auseinandergelegt, mit dem Kopfe Beifall oder Misfallen geschüttelt, die Sauce gekostet und dann die Kinnbacken in Bewegung gesetzt. Kaum ist der erste Bissen hinunter, so muß der Garçon ein ernstes Examen bestehen, er muß den alten Herren, die hier viel Geld verzehren, auf Gewissen bekennen, was das Frischeste, Vorzüglichste, Vollendetste der heutigen Küchenliste sei.

Er fängt an zu bekennen.

„Halt!" schreien Beide — „ein filet de poulet à la maréchale aux truffes" und der Garçon springt fort mit einem: on va vous servir à l'instant, Messieurs!"

Jene Militairs mit den narbigen Heldengesichtern und

den rothen Bändern, was essen sie? „Einen Kariz, oder ägyptischen Reis," und ein „poulet à la Marengo," die Lieblingsspeise ihres alten Feldherrn. Sie haben die Pyramiden gesehen und bei Marengo mitgefochten.

Dort die jungen Dämchen, von Stutzern umgeben, lassen sich einen „vol au vent à la financière" reichen und theilen unter einander den bunten Inhalt.

Alles ist vergnügt und läßt sich's schmecken, Alles schwimmt in Aromen, eine heitere Conversation ist an allen Enden der Säle angesponnen worden, man verabredet Partien für den Abend. Welches Theater soll besucht werden, in welche Soirée soll man sich verfügen? Die gastfreundliche Geselligkeit der Pariser läßt es nie an Einladungen fehlen, und man weiß nicht, welcher man den Vorzug geben soll.

An jenem Tische erblick' ich Leute bei stark dampfenden Schüsseln Sauerkrauts. Man nehme es nicht für Scherz, aber daran erkennt man gleich Landsleute. Choucroute ist ein Spottname für Allemand geworden. Die Deutschen sind im Himmel, daß sie diese Lieblingsspeise unter dem Gewirre von Gibelottes, Civets, Salmis, Ragouts und Fricassées heraus fanden.

Jener dort ist auch ein Fremder. Seine mürrische Miene zeigt jedoch an, daß er nicht so zufrieden ist, wie unsere genügsamen Deutschen. Es ist ein Engländer, er verlangte „tête de veau en tortue," weil man ihm sagte, daß dies mit seinem „moc turtle" gleichbedeutend sei, und wendet sich nun verdrießlich von diesem Gerichte weg, dem hier Madeira, Carry und alle Reize der englischen Küche abgehen.

Aber wer wird denn auch, wenn man englisch essen will, zu den Franzosen gehen, wo alle englischen Gerichte

verfeinert und verpfuscht erscheinen? Da wende man sich zu den Roastbeef-Köchen, wo vortreffliches Rindfleisch, Wassergemüse, Fische mit Soya und Plumpudding in höchster Vollkommenheit zu haben sind.

Will man Tagliarini, Ravfioli, Maccaroni, kurz die weichen, mit Käse und Oel gesättigten italienischen Mehlspeisen, die hart geräucherten Würste und Schinken, die glühenden Weine, so besuche man Biffi und Consorten. Liebt man zu seinem Rindfleische Melonenschnitte, mit Tabak bestreut, zu verspeisen, oder die köstlich bereitete Olla, so wende man sich zu den spanischen Köchen, wo die Flüchtlinge der unglücklichen Halbinsel sich zum gemeinschaftlichen Mahle zu versammeln pflegen. Dort kann man Mina und manche andere weltgeschichtliche Namen finden. Ich machte dort die Bekanntschaft eines Mannes, dessen Frau, die in Spanien zurückgeblieben war, zum Galgen verurtheilt wurde und die man nur auf Verwenden der Königin der Franzosen nach langen Todesqualen freigab.

Am schlechtesten ißt man, wo das Aushängeschild in deutscher Sprache eine deutsche Table d'hôte, oder Bürgerküche verheißt. Unser liebes Vaterland ist groß und die Küchenmeinungen sind noch verschiedener darin, wie die politischen. In jedem kleinen Staate richtet man nach einem andern Codex — an. Ich gebe der hamburgischen und rheinischen Küchenverfassung unbedingt den Vorzug. Der Himmel weiß aber, nach welchen Grundgesetzen die deutschen Tables d'hôtes in Paris regiert werden. So viel ist gewiß, daß sie weder reinlich noch reichlich waren, wie ich sie kannte.

Als Ideal einer vorzüglichen Küchenanstalt kann man jedoch das Hôtel des Princes anführen. Hier gattet sich deutsche Reinlichkeit, Gewissenhaftigkeit und Ordnung mit

dem Glanze und Reichthum der französischen Kochkunst. Dort stehen die geschicktesten einheimischen Köche unter der Direction einer deutschen Musterwirthin, Madame Priva.

Außer diesen Restaurants geben auch die vorzüglichsten Kaffeehäuser und Patissiers zu essen und hier ist Alles am gewähltesten, aber auch am theuersten. Ferner gibt es offene Läden, wo man alle Gegenstände zur Besetzung der feinsten Tafel stets vorräthig findet, die auf Verlangen auch daselbst zubereitet werden.

Der vornehmste dieser Läden ist der des ehemaligen Mundkochs des Herzogs von Orleans, der — als er noch im Palais-royal wohnte, von ihm zu einem bestimmten Preise seine Tafel bestellen ließ. Der Mann heißt Chevet und sein Magazin ist in seiner Art wol das Außerordentlichste, was man sehen kann. Alles, was die Gewässer, die Wälder, die Gebirge von nah und fern Ausgezeichnetes liefern, was in den Provinzen und Städten der Heimat und Fremde in besonderer Vollkommenheit bereitet wird, ja selbst Seltenheiten werden hieher geschickt und zur Schau gelegt. Auch ist dieser Laden im Palais-royal stets von hundert gierigen Augen umlagert.

Karpfen und Salme vom Rhein, Forellen aus den Vogesengewässern, Hechte aus dem Rhone, Hummer und Seespinnen aus der Nordsee, Meeraale, Störe, Kabliaue, Makrelen, und ein Berg von andern großen und kleinen Schuppen- und Schaalthieren liegt hier aufgeschichtet.

Oftmals müssen gelehrte Naturforscher um Rath gefragt werden, irgend einen Fisch zu taufen, den Niemand kennt. Denn wenn ein Fischer an der entferntesten Küste einen seltenen Fang thut, so wird er sogleich auf das schnellste an Chevet gesandt, um auf der Tafel irgend eines Reichen zu prangen.

Auf einem andern Tische erblicken wir herrliches Wild aus den Ardennen, Rehe, Hirsche, Wildschweine, Geflügel aller Art, daneben Lerchen auf silberne Spieße gereiht, und kleine Schachteln, worin die im eigenen Fette erstickten Ortolane dutzendweise als kostbare Bissen wie Heringe zusammengepackt sind.

Geht man weiter, so sieht man die ausgesuchtesten Artikel aus dem Pflanzenreiche. Hier die gefleckte Artischocke, den italienischen Brocoli, den kleinen Knospenkohl von Brüssel, den Selleri aus der Champagne und den Meerrettig aus Elsaß.

Jenes Fenster bietet uns eine Auswahl von hermetisch verschlossenen Terrinen, die kostbarsten Pasteten enthaltend. Gänselebern von Strasburg, rothe Rebhüner von Perigord, Wachteln, Schnepfen, Drosseln von Amiens, Chartres und Pithiviers. Daneben kommen die gekochten und zur Küche dressirten Speisen in wahrhaft malerischer Anordnung, mit buntem Ausputze, in appetitlicher Form zur Schau gestellt. Die kleinen Schinken von Rheims, die farcirten Schweinsköpfe, die Galantinen von kalekutischen Hühnern mit ihren bläulichen, von Trüffeln strotzenden Bäuchen.

Neben allen diesen todten Herrlichkeiten kriechen langweilige Krebse in marmornen Becken hin und her.

Dort blüht in nie gesehener Pracht ein Garten von Ananas, Trauben, Aepfeln und andern Früchten der köstlichsten Gattung und bildet mit einigen Torten und Konfitüren eine reiche Auswahl, um den Nachtisch eines Königs zu besetzen.

Selbst der vorzüglichste Mocca fehlt nicht, und die feinsten Weine und Liköre stehen mit vielversprechenden Etiketten zur Auswahl bereit.

Während nun aus den Blicken der Beobachter vor dem La-

den oftmals die bitterste Resignation spricht, ist im Innern desselben ein reges Leben. Einkäufe aller Art werden gemacht, es wird abgewogen, gerupft, gespickt, gekocht, geschnitten, Geld eingenommen, kurz es ist das eigenthümlichste, großartigste Küchengeschäft, das man sehen kann.

So mancher verarmte Gourmand geht hieher, kaut seine trockene Rinde, würzt sie mit den Düften, die aus diesem Laboratorium steigen, und gedenkt dabei einer bessern Vergangenheit.

Fahrt mit dem Omnibus.

Es regnete und ich hatte meinen Schirm zu Hause gelassen. Zum Glücke höre ich das trompetenähnliche Gequäcke eines daherfahrenden Omnibus. Ich winke, er hält und ich steige ein.

Der Omnibus ist zu 15 Personen eingerichtet, ohne den Conducteur, der auf dem Tritte zwischen den Hinterrädern steht, so lange die Passagiere nicht vollzählig sind. Ich fand nur zehn vorräthig, die alle nahe an der Oeffnung Platz genommen hatten und nicht rückten, wodurch ich gezwungen wurde, unter wiederholten: mille excuses! über ihren Füßen dem Hintertheile des Wagens zuzustolpern. Es war eine Hitze zum Ersticken und ich öffnetete ein Fenster.

Man sprach kein Wort und ich erkannte daran, daß ich unter Parisern mich befand, die mit Unbekannten nicht gern sich ins Gespräch einlassen. Sie waren einander Alle wildfremd.

Ich hatte Muße, ihre Gesichter zu studiren. Ausgezeichnet

war ein junger Mensch mit bleichem Gesichte und blondem Schnurbarte, der einen gewichsten Hut à la bousingot trug. Dies bezeichnete nach damals allgemein verbreiteter Meinung einen Karlisten, so wie die grauen Hüte einen Republikaner, und sicher griffen die Sergents de ville, wenn eine Emeute losbrach, zuerst im Getümmel nach diesen Hüten. Der junge Mensch saß da, mit langen vorgestreckten Beinen, rührte sich nicht, hielt die Faust vor dem Gesichte und nagte an dem Nagel des Daumens. Ihm gegenüber saß ein dicker Mann sehr breit, sich stützend auf seinen Fäusten, mit hoch emporgezogen Augenbraunen, den Kopf im Nacken. Bei näherer Bekanntschaft ergab sich's, daß dies ein Engländer war.

Das Uebrige war alltägliches, zum Theil schmuziges Volk.

Wir waren kaum ein hundert Schritte gefahren, als wieder gehalten wurde. Eine dicke alte Dame stieg ein. Sie mochte funfzig Jahr alt sein, hatte ein Hütchen à la Mimi auf, war stark geschminkt, und lachte zwischen falschen Zähnen etwas übelriechend hervor. Sie taumelte, wie betrunken, indem sie ihren Platz wählte, fiel endlich auf mich, entschuldigte sich unter stetem Lachen und nahm ihren Sitz neben dem meinigen, wozu ich ihr mit großer Willfährigkeit einen so weiten Raum ließ, als mir nur möglich war.

Das Erste war, daß sie sich über Zugluft beschwerte, welche die Pariser über Alles hassen, und ohne Weiteres das Fenster zumachte, das ich geöffnet hatte. Nun ging es an ein Schwatzen. Sie sprach vom Wetter, vom Theater, vom Pflaster, von den Moden, sie sprach in einem fort und bemerkte es nicht, daß Niemand zuhörte, und freute sich nur, daß sie keine Antwort bekam und immer fort plaudern konnte.

Wir waren nun zwölf im Wagen, der noch immer langsam einherrollte, bis die Passagiere vollzählig wurden.

Es wurde abermals gehalten.

Zwei lange Menschen in ganz durchnäßten Kleidern, die wie Dachrinnen herabströmten, stiegen in lautem Wortwechsel begriffen ein. Sie drängten sich ohne Umstände durch unsere Beine und Füße und nahmen die letzten Plätze obenan ein.

Kaum hatte meine Nachbarin abgelauscht, worüber die beiden Menschen disputirten, als sie Augenblicks sich hineinmischte und mit wahrhaft männlicher Entschlossenheit dem Einen Recht, dem Andern Unrecht ertheilte. Dadurch wurde der Streit lebendiger, sie wandte sich mehremale an mich, und ihre Nachbarschaft wurde mir hiedurch noch unerträglicher. Die Hitze war drückend, aber der Regen goß in Strömen herunter und ich hatte noch weit bis zum Ziele meiner Wanderung, daher mußte ich in dieser Marterkammer bleiben, die ich sonst augenblicklich verlassen hätte.

Da wurde wieder angehalten.

Ein kleiner buckliger Mann, mit einem niedlichen Mädchen am Arm, hielt vor der Pforte des Omnibus, unter einem Regenschirme, und begehrte Einlaß. Wir waren bereits vierzehn und nur ein Platz war noch frei, unter dem kleinen Spiegel ganz am obern Ende des Wagens. Es erhob sich ein schöner Wettstreit zwischen der Niedlichen und dem Buckligen. Jedes wollte dem Andern das Glück des Omnibus zu Theil werden lassen. Die Passagiere wurden Alle ungeduldig über den langen Aufenthalt. Man rief dem Conducteur zu, fortzufahren.

Endlich stieg das liebe Mädchen ein, und brachte, indem sie uns auf die Füße trat, ihre „mille excuses," allerliebst vor. Wie verwundert waren wir jedoch Alle, als ihr buck-

liger Begleiter sich auch anschickte in den Omnibus zu steigen.

„Conducteur, wir sind vollzählig!“ schrie es von allen Seiten.

Und habe ich nicht das Recht meine Banquette hier diesem Herrn abzutreten?“ antwortete der Führer. „Verdiene ich nicht Ihren Dank, daß ich die Gesellschaft so angenehm vermehre?“ fügte er lächelnd hinzu.

Und alsbald hatte er ein schmales Bret heruntergelassen, das den Eingang sperrte, worauf sich der Bucklige setzte, den triefenden Regenschirm zwischen den Beinen, worauf er zu reiten schien, und sich mit beiden Händen an den Pfosten festhaltend, um nicht hinauszufallen.

„Haben Sie keine Furcht,“ rief ihm der Conducteur zu, „wir werden uns schon arrangiren.“ Und er stämmte sich mit aller Macht gegen den Buckel des Kleinen und diente ihm so als lebendige Rückenlehne.

„Voll!“ schrie er hierauf dem Kutscher zu und donnernd rasselte der schwere Omnibus durch die Straße, wobei der Bucklige das Gleichgewicht auf seinem schmalen Sitze suchte und wir Alle lachten, während die Niedliche ängstlich auf ihren schwebenden Begleiter blickte.

Ich war innerlich froh, daß es jetzt rasch vorwärts ging, aber meine Freude war von kurzer Dauer, denn „arrêtez, Conducteur!“ schallte es und der gewichste Hut stieg aus dem Schlage.

Dies war der Erlösungsmoment des Kleinen, der nun mein Nachbar wurde. Aus seiner unbequemen Balancierlage befreit, wurde er gesprächig und nachdem er tief Athem geschöpft und der Niedlichen ein „ma mie, wie geht's?“ zugerufen hatte, bewunderte er Paris und die bequemen Einrichtungen der Omnibus, und wußte des Lobes kein

Ende und gab sich für einen Bewohner von Heiltz-le-Maurupt (wird: Elle moru gesprochen) zu erkennen, der mit seiner kleinen Braut nach Paris gekommen war —

Die Kleine schlug die Augen nieder.

„Halt! halt!" schrien viele Stimmen zugleich. Der Regen hatte aufgehört und wir krochen schwindelig und seekrank aus unserm engen Behälter an Luft und Licht.

Im Hinaussteigen begegneten wir einigen Hereinsteigenden, worunter sich ein Bauer mit einer Gans, eine alte Dame mit einem Hündchen und eine Bonne mit einem Knäbchen befanden.

Ich pries mich glücklich, mich meiner Füße wieder bedienen zu können, und schaute seelenvergnügt darein, wie der nunmehr wieder nicht vollständig besetzte Omnibus im langsamen Schritte davonrollte.

Ein Frühstück bei Daguerre.

Wir saßen in fröhlicher Runde bei einem Freunde in Neuilly. Es war ein herrlicher Abend — wir athmeten die von tausend Blüten durchduftete Luft, die unsere Lungen erweiterte und uns ein Gefühl von unendlichem Wohlbehagen mittheilte, und ließen dies in freundlichen Scherzen und anmuthigen Gesprächen ausströmen. Eine junge, schöne Engländerin, die in einigen Tagen nach Genf und von dort nach Chamouny abreisen wollte und die mich sehr interessirte, schien allein unsere Unterhaltung nicht zu theilen. Es konnte an Spöttereien nicht fehlen, die sich um die gewöhnliche Achse drehten, und wenn sie gleich sich in den strengsten Grenzen hielten, dennoch der jungen Miß nicht zu gefallen

schienen. Ich merkte ihre Verstimmung, winkte meinen Freunden und wir ließen sie in Ruhe.

Nach einer Pause theilte sie uns und unaufgefodert ihre momentane Verstimmung mit. Sie war aus einer jener romantischen Gegenden ihres Vaterlandes, wo üppig grüne Höhen mit malerischen Felsenpartien abwechseln; sie dachte daran, der stillen Einsamkeit, und verglich dies Alles mit dem städtischen Treiben hier, selbst auf dem Lande, und dies rief die wehmüthige Stimmung in ihr hervor.

„Und glauben Sie denn, daß Sie nicht Ihre Berge, Ihre ländlichen Sitten, kurz Alles, was Sie so schmerzlich vermissen, hier wieder finden können?" fragte ich.

Paris est pour un riche un pays de cocagne,
Sans sortir de la ville il trouve la campagne,
Il peut dans son jardin parsemé d'arbres verts
Receler le printemps au milieu des hivers! *)

„Und umgekehrt! Sie sollen morgen, wenn Sie es wünschen, in einem Thale frühstücken, das dem von Chamouny in Nichts nachstehen wird. Sie sollen mitten in dieser schönen Frühlingszeit sich an den Eispol versetzt wähnen und die von ihren Landsleuten so hoch geschätzten Eigenthümlichkeiten eins der höchsten Thäler der bewohnten Erde durchaus nicht vermissen."

Meine Freunde, die den Spaß verstanden, lächelten; die Engländerin, welche erst seit sehr kurzer Zeit in Paris war, glaubte, daß man sie zum Besten haben wolle.

„Und wo werden Sie mir das Frühstück serviren lassen?" fragte sie spöttisch.

„Bei Daguerre!" erwiderte ich ernst, „im Palais des Miracles."

---

*) Boileau IV. Satyre.

„Doch nicht in der Cour des Miracles?“ rief sie mit komischem Entsetzen; sie hatte Victor Hugo's „Notre dame“ gelesen.

„Sehr weit davon,“ erwiderte ich; „hier, Miß, ist von keinem Scherz die Rede. Herr Daguerre ist Inspector der Natur im Wunderpalaste, eine Art von Zauberer; Gott weiß, wie er es anfängt, aber er ist es. Ich hole Sie morgen recht zeitig ab, alle diese Sommervögel von Neuilly, die hier gegenwärtig sind, begleiten uns und wir frühstücken am Fuße des Montblanc.“

Somit empfahl ich mich, warf mich in mein Cabriolet und jagte nach Paris zurück. Ich suchte schnell meine Freunde auf, deren Mitwirkung ich brauchte, und Dank sei es dem herrlichen Paris! in nicht vollen zwei Stunden war die Gebirgsscene vollkommen arrangirt.

Es schlug 6 Uhr, als mich Neuilly wiedersah. Die Engländerin war bereits angekleidet, die Uebrigen stellten sich ein. Alle hatten Blousen, Strohhüte, Mappen, große Stöcke, ganz wie es bei Gebirgsreisen gewöhnlich ist. Unsere Miß lachte spöttisch über die Maskerade, wie sie es nannte.

Wir fuhren in die Stadt. Der Boulevard war noch leer. Am Chateau d'eau hielten einige Sänften.

„Nun geht es bergan und da müssen wir uns tragen lassen,“ sagte ich.

Die Engländerin setzte sich in die eine, wir Andern folgten zu Fuße. Endlich wurde in einem finstern Gange still gehalten.

„Sind wir schon in Chamouny?“ fragte lachend die Miß.

„Noch mehr,“ erwiderte ich, „wir sind bereits im Hause meines Milchpächters, wo wir frühstücken wollen. Der Kerl

hätte hier auch Licht anzünden können; ich ließ ihm ja sagen, daß wir kommen würden. Bemühen Sie sich jene Stufen hinauf" — ich reichte ihr die Hand.

„Wir sind in irgend einem Theater," sagte sie, „und ich werde wol eine schöne Decoration zu sehen bekommen."

Wir traten jetzt auf eine kleine Plattform, wo einige Geräthschaften in Unordnung herumlagen.

„Dacht' ich's doch!" sagte Miß, „wir sind hinter den Coulissen, die Leute haben noch nicht einmal aufgeräumt."

Kaum hatte sie aber diese Worte gesagt und sich umgeschaut, als sie, die Hände faltend, mit weitaufgerissenen Augen dastand und nichts als ein Ach! ihrem offnen Munde entfuhr.

Hier war kein Theater, hier waren keine Coulissen, wir befanden uns unter dem Vordache eines Schweizerbauernhauses. Einige ländliche Geräthschaften lagen hier und da zerstreut; es schien, als wenn unsere unvorbereitete Ankunft die schüchternen Bewohner verscheucht hätte.

Unter uns sahen wir einen kleinen Hof mit Gebäuden umgeben. Rechts war ein Fensterchen geöffnet und darin einige Tücher zum Trocknen aufgehängt; ein Rocken stand da, eine Axt und etwas behauenes Holz lag unter der Stallthür und links meckerte eine Ziege in ihrem Stalle, und wir hörten die Glöckchen der Heerde melodisch aus der Ferne läuten.

Aber etwas weiter, welch ein Anblick! Das beschneite Thal von seinen Gebirgsriesen bewacht. Es war keine Frage mehr, was wir vor uns sahen; ich streckte den Finger aus und erklärte Alles.

Vor uns lag Chamouny, 3174 Fuß über der Meeresfläche; links der Montanvert, sein weißes Haupt aus der grünen Nacht der Fichtenwälder herausstreckend, in der

Mitte des Thales der majestätische Höcker des Dromedars, jener höchste Punkt des Montblanc, 14,700 Fuß hoch; rechts davon, noch in Wolken gehüllt, der Dom du Gouté, unter dem Montblanc der prachtvolle Bosson-Gletscher, dessen eisiger Fuß im Thale selbst wurzelt, und unweit davon der Breven. Links streckten sich die riesigen Granitnadeln zum dunkeln Himmel empor, mitten durch's Thal rieselte über Eis und Schnee der Arveiron. Im Schnee zeigten sich betretene Pfade, einige Häuser lagen friedlich da, von ernsten Tannen umhegt, auf denen Schnee lag.

„Wir sind im April, der bei uns freilich wärmer ist als hier," endete ich meine Erklärung. „Den Raum konnten wir überfliegen, das Zeitenrad vorwärts zu treiben liegt in keines Menschen Macht. Einen Monat später und dies erhabene Thal hätte in dem Schmucke seiner grünen Matten sich lieblicher gezeigt."

Alles stand noch voll Erstaunen da, aber eine Ueberraschung sollte die andere verdrängen.

Es klapperte hinter uns mit hölzernen Tellern, Löffeln, Gläsern. Wir sahen uns um und erblickten junge Mädchen in der Tracht der Gebirgsbewohner, die ein ländliches Frühstück, Milch, Käse, Schwarzbrot, Wurst servirten, während ein Jockei aus einem eleganten Flaschenfutter Madeira, Portwein und Champagner in die Krystallgläser schenkte.

„Ich bin verzaubert!" sagte die Engländerin, indem ich sie zum reinlichen Tische führte, und drückte mir die Hand.

Wir waren beim Frühstück, als sich Alpenhörner hören ließen, die ein kurzes, feierliches Ritornell bliesen, worauf eine kräftige Mannsstimme ein Nationallied: „Die Gemsenjäger," in dem Idiom des Chamounythales aus der Tiefe ertönen ließ.

Wir waren Alle wunderbar ergriffen. Miß hatte Thränen im Auge.

„Dies ist nicht Malerei, so weit erstreckt sich ihr Zauber nicht,“ sagte sie endlich. „Es waltet hier eine so außerordentliche Mischung von Kunst und Natur, die den ungeheuersten Effect hervorbringt, ohne daß man zu bestimmen vermag, wo die Natur aufhörte und die Kunst beginnt. Jenes Haus ist gebaut, jene Bäume sind natürlich, und weiter — ja weiter —“ sagte sie sinnend. „Man verliert sich — wer ist der Künstler, der dies erschuf?“

„Mein Freund Daguerre!“ rief ich begeistert, „er soll leben!“

Alle stießen die Gläser klirrend zusammen und Daguerre nahte sich dankend und freute sich, daß er uns in seinem Diorama diesen angenehmen Scherz bereiten konnte.

„Viele Kunstrichter wollten mir eben aus dieser Vermischung von Natur und Kunst ein Verbrechen machen; sie sagten, meine lebendige Ziege, mein gebautes Haus, meine wirklichen Tannenbäume seien unerlaubte Hülfsmittel für den Maler; dies mag sein! Mein einziges Ziel war: Täuschung, die höchste, hervorzubringen; ich wollte die Natur bestehlen und mußte daher ein Dieb werden. Sie werden, wenn Sie das Chamounythal bereisen, Alles hier bestätigt finden, und selbst diese Hütte, dieses Vordach finden Sie dort, und Alles, was Sie hier an Geräthschaften sehen, selbst die Ziege dort unten, habe ich aus Chamouny mitgebracht.“

„Ich bin also im Diorama?“ fragte Miß.

„Ja“ —

„Aber die Sänger, das Frühstück“ —

„Wir sind in Paris. Tänzer, Sänger, Costüme, Frühstücke aller Nationen und Länder liefert unser Boulevard.

„Unvergleichlich! Ja, diese Ueberraschungen kann nur Paris bieten“ —

„Und ein solches Frühstück nur Daguerre, der erste jetzt lebende Künstler in seinem Fache. Kommen Sie, wir wollen jene Stufen hinansteigen und die kleinern Gemälde des Diorama bewundern.“ *)

Wir standen unter einer prächtigen Kuppel und wurden gedreht; da schwebte das herrliche Edinburg, von einer Feuersbrunst beleuchtet, und Napoleon's Grab im Lichte des Sonnenuntergangs an unsern entzückten Augen vorüber.

---

*) Ich bemerke, daß dies bereits 1832 geschrieben wurde, wo der Name Daguerre noch wenig unter uns gekannt war. Seitdem ist er berühmter geworden.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.




Widener Library
3 2044 100 910 066